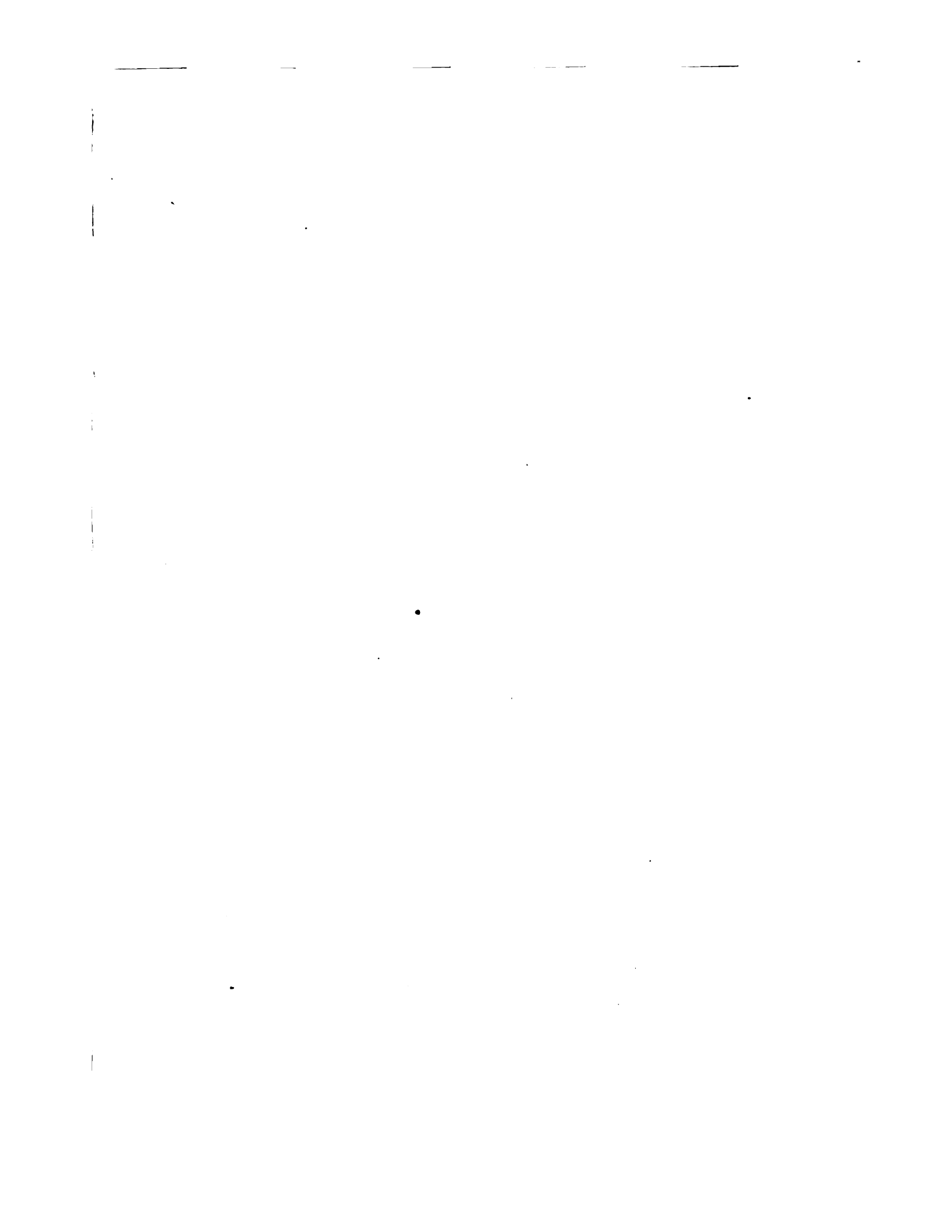
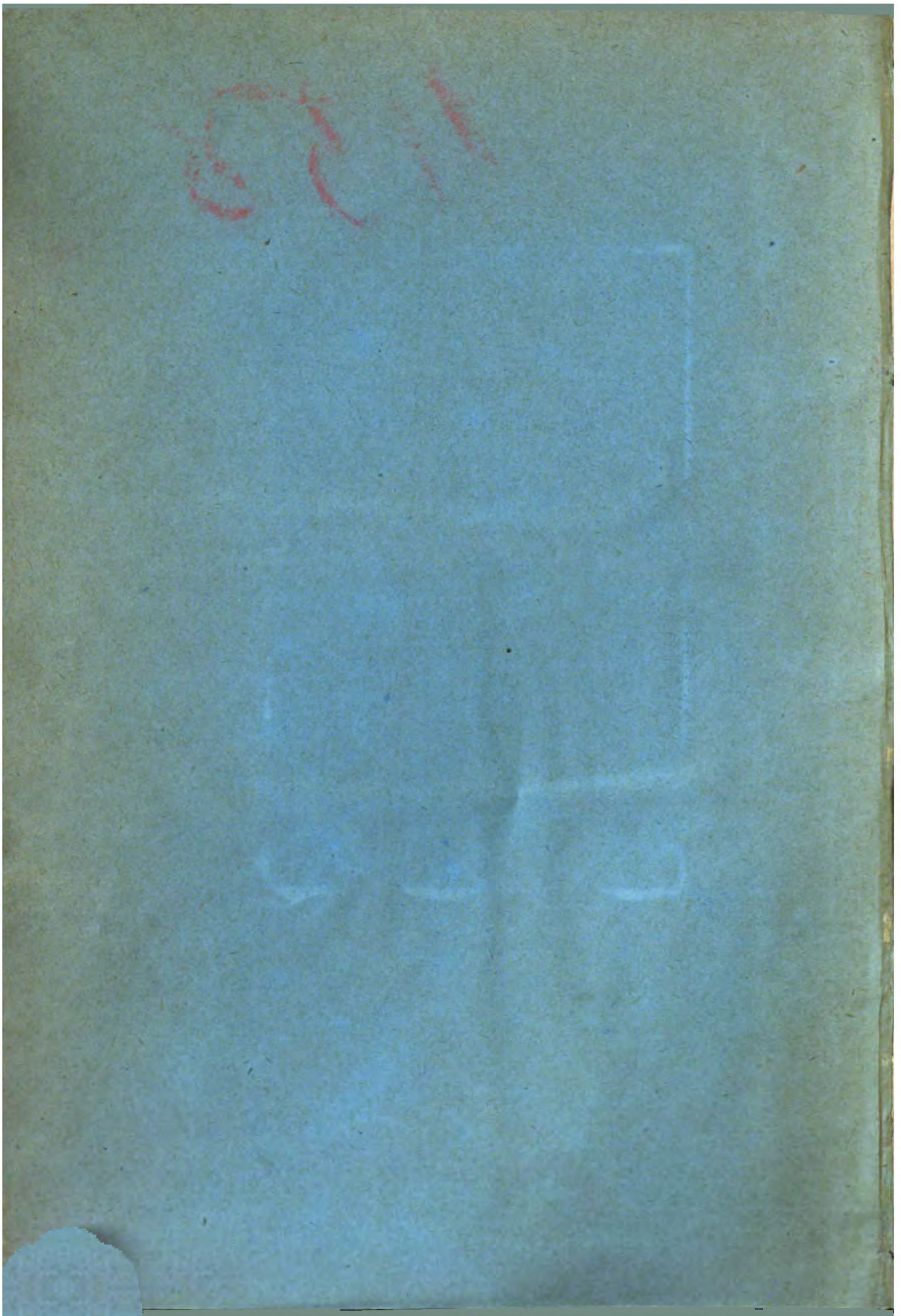


THE LIBRARY







D 52095

Die Vergangenheit des Krieges

und

die Zukunft des Friedens

von

PROF. DR. CHARLES RICHEL.

Autorisierte Übersetzung von

BERTHA v. SUTTNER.



1909

Verlag der Österreichischen Friedensgesellschaft in Wien.

Auslieferung für den Buchhandel:

H. Haessel Comm.-Gesch. in Leipzig.

DAVID
RENOUARD

Widmung.

Meinem Großvater Charles Renouard.

Er war es, der Einfluß geübt hat auf mein
ganzes Denken, folglich auch auf dieses Buch.

Er war es, der mich lehrte, das Doppel-
antlitz des Krieges zu erkennen: seine Wildheit
und seine Torheit.

Und er ist es auch gewesen, der mir, von
meinen ersten Jahren an, für die Heiligkeit des
Rechtes eine Liebe eingeflößt hat, die nichts mehr
auszulöschen vermag.

Was der Greis dem Kinde beigebracht, das
soll der Mann, der unterdessen selbst alt geworden,
die heutige Jugend lehren.



Vorwort der Übersetzerin.

Das vorliegende Werk „in mein geliebtes Deutsch zu übertragen,“ war mir ein Genuß. Gerne würde ich die Gründe dafür anführen, warum diese Arbeit mir so hohe Genugtuung bot, aber ein Vorredner darf nicht das eigene Urteil dem Leser aufdrängen wollen. Nur von dem Verfasser will ich reden.

Charles Richet, geboren am 26. August 1850 in Paris, ist ein hervorragender Gelehrter auf dem Gebiete der Naturwissenschaften im allgemeinen und der Physiologie im besonderen. Er ist Professor an der Pariser medizinischen Fakultät, Mitglied der „Académie de Médecine“ und Herausgeber der „Revue scientifique“. Die lange Liste seiner Fachwerke (dessen bedeutendstes der in der Gelehrtenwelt als standard work geltende Dictionnaire de Physiologie in sieben Bänden ist) will ich hier nicht anführen, sondern nur einige seiner Ausflüge in das Reich der Dichtkunst erwähnen. Er hat einen Band gereimter Fabeln herausgegeben (Pour les Grands et les Petits), die von auserlesener Schönheit und satyrischer Kraft sind. Da ist unter anderem ein didaktischer Vortrag, den ein alter Geier seinen Enkeln hält, um sie darüber zu belehren, daß die Natur in ihrer Weisheit eine große Tiergattung geschaffen hat, die sich zeitweise gegenseitig zerfleischt, um den Geiern gute Mahlzeiten zu sichern. Dieses Fabelbuch ist von der Académie gekrönt worden. „La Douleur des Autres“ heißt ein Roman aus Charles Richets Feder und sein letztes schöngeistiges Werk ist ein Drama „Socrate“, das von einer großen Pariser Bühne zur Aufführung angenommen wurde. In philosophischen Kreisen hat sein „Essai de Psychologie générale“ viel Aufmerksamkeit erregt.

Was seinen Schriften und auch seiner Beredsamkeit (ich hatte oft Gelegenheit, seine Vorträge und Improvisationen zu hören), die überzeugende Kraft gibt, ist die Tiefe der eigenen Überzeugung, ist der Mut, mit dem er seinen Gedanken bis zu den letzten logischen Konsequenzen auszudrücken wagt, ein Mut, der auf einer leidenschaftlichen Wahrhaftigkeit beruht, die seines Charakters Grundzug ist.

An der Friedensbewegung hat Charles Richet tätigen Anteil genommen. Eng befreundet mit Frédéric Passy, ist er dessen Nachfolger in der Präsidentschaft der „Société d'Arbitrage entre Nations“ geworden und im Jahre 1900 hat er den in Paris tagenden Weltfriedenskongreß glänzend präsiert. In zahlreichen Artikeln und Flugschriften hat er seine Ansichten über Krieg und Frieden niedergelegt; in dem vorliegenden Bande aber hat er das Problem von Grund aus behandelt, es nach allen Seiten, vom politischen, nationalökonomischen, ethischen und besonders sozial-historischen Standpunkt beleuchtet und auf diese Art einen vollständigen und reich dokumentierten Beitrag zur Philosophie und Geschichte des Gegenstandes geboten.

Alle solche, die dafür Interesse haben – und wen interessierte die Frage Krieg und Frieden nicht – werden hier reiche Quellen der Anregung, der Aufklärung und Information finden. Der Verfasser ignoriert keines der seinen Ansichten widersprechenden Gegenargumente und er führt sie gewissenhaft und vollständig an. Gewissenhaftigkeit ist dieses Werkes Hauptmerkmal – nach Treu und Gewissen ist es ausgeführt und es zu schreiben, das weiß ich, empfand der Autor als Gewissenspflicht.

Im Herbst 1908.

Bertha von Suttner.

Prolog.

Als eines Tages Micromégas von der Höhe des Gestirnes, das er bewohnt, seinen scharfen Blick über die Welten dahingleiten ließ, ruhte er eine geraume Weile auf jenen Lebewesen, die sich an der Oberfläche des Planeten Erde hin und her bewegen.

Und Micromégas begann sie zu bemitleiden.

Diese unglücklichen Atome werden unaufhörlich von zahllosen Feinden angegriffen. Sie haben nur ein gar flüchtiges Dasein, das von endlosen Leiden durchflochten ist; sie unterliegen dem Alter, der Krankheit und dem Tode und werden beständig von Lastern heimgesucht, die ihnen moralische und physische Qualen bereiten. Obendrein verstehen sie den gewaltigen Mechanismus nicht, der sie zermalmt, in dem sie sich verstümmelt, geblendet und ohnmächtig abmühen. Sie brauchen etwas Nahrungsstoff und leiden an Hunger, sobald es ihnen an diesem Stoffe gebricht. Regengüsse, Schneestürme, Kälte und versengende Hitze machen ihren winzigen Erdball zu einem ungastlichen Gestade, an dem zu leben unmöglich wäre, würden sie sich nicht selber schirmende Wohnstätten bauen und schützende Gewänder bereiten.

Ihr Los ist wahrlich bejammernswert und Micromégas zerfloß zuerst vor Rührung, als er all dieses Elend sah.

Allmählich entdeckte er aber etwas merkwürdiges, da er die Bewegungen dieser kleinen Geschöpfe etwas näher betrachtete.

In der Tat, diese menschlichen Organismen behaupten, eine Intelligenz zu besitzen, die sie befähigt zwischen Gut und Böse, Recht und Unrecht, Glück und Unglück frei zu wählen. Unterdessen haben sie das Übel anstatt des Wohles, das Unrecht anstatt des Rechtes, das Unglück anstatt des Glückes gewählt.

Anstatt sich gegen die Leiden, die sie besiegen könnten, zu verbinden, anstatt die Unwissenheit, die sie von allen Seiten gefangen hält, zu zerstreuen, indem sie ihre Kräfte vereinigen, anstatt die dunkle Nebelmasse zu durchbrechen, unter der sie weinen, haben sie sich dem Wahne hingegeben, daß die Genossen ihres Elends ihre eigenen Feinde seien, deshalb haben sie sich nicht verbündet, sondern verfolgt. In einzelne Gruppen haben sie sich zusammengetan, aber nicht gegen den gemeinsamen Feind, sondern gegen andere Brüdergemeinschaften. Sie haben alles aufgeboten, um einander zu verderben, zu vernichten, sich gegenseitig Haß, Schmähungen und Wunden zuzufügen. Ihren ganzen Scharfsinn haben sie darauf verwendet, sich soviel Böses als möglich anzutun und ihre Hauptbeschäftigung besteht darin, große Schlächtereien vorzubereiten. Auf diese Weise haben sie dem unvermeidlichen Unheil, das in ihrer menschlichen Schwäche liegt, neues Unheil eigener Erfindung hinzugefügt.

Und darauf sind sie sogar stolz. Und so haben sie Tränen auf Tränen, Jammer auf Jammer und Schmerzen auf Schmerzen gehäuft.

Und Micromégas frug sich selbst, ob diese Weisheit, auf die sich die menschlichen Lebewesen soviel zugute taten, nicht eigentlich – Dummheit sei. Denn wahrhaftig: hätten die Menschen die natürlichen Übel, unter denen sie leiden, noch zu vergrößern gewünscht, sie hätten nichts besseres finden können, als ihre kriegerischen Einrichtungen.

Sie behaupten, seit 3000 Jahren aus dem Zustande der Barbarei heraus zu sein und dennoch haben sie 3000 Jahre lang nichts getan, als diesen sieghaften Gedanken weiter zu entwickeln, daß des Menschen Feind der Mensch selber sei, daß es kein zwingenderes Gesetz für den Menschen gäbe, als die brutale Bekämpfung des eigenen Bruders. Alles übrige dünkt ihnen bedeutungslos. Die Krankheiten sind nichts, die Lasten sind nichts, die Leiden

IX

sind nichts. Der einzige unversöhnliche, furchtbare Feind, das ist der irdische Lebensgenosse. Es heißt vor allem sich vor ihm zu schützen und ihn zu bekämpfen. Alles übrige verblaßt neben dieser größten aller Pflichten.

Und als Micromégas den langen Irrwahn dieser armen Erdenwürmchen erkannt hatte, bedauerte er sie noch immer — aber sein Mitleid war mit etwas Verachtung gemischt.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Widmung	III
Vorwort der Übersetzerin	V
Prolog	VII

Erstes Buch.

Der Krieg ist ein Übel.

I. — Die Übel des Krieges	3
1. Das Leben und Leiden der Menschheit	3
2. Die Moral des Krieges	32
3. Vergeudung und Elend	49
4. Der zukünftige Krieg	59
II. — Antwort an die Freunde des Krieges	65
1. Biologische Einwände	65
2. Metaphysische Einwände	78
3. Historische Einwände	84
4. Moralische Einwände	88
5. Patriotische Einwände	116
6. Opportunistische Einwände	132
III. — Unterricht und Sitten	141
1. Militärischer Geist	141
2. Der Geist des Friedens	162

Zweites Buch.

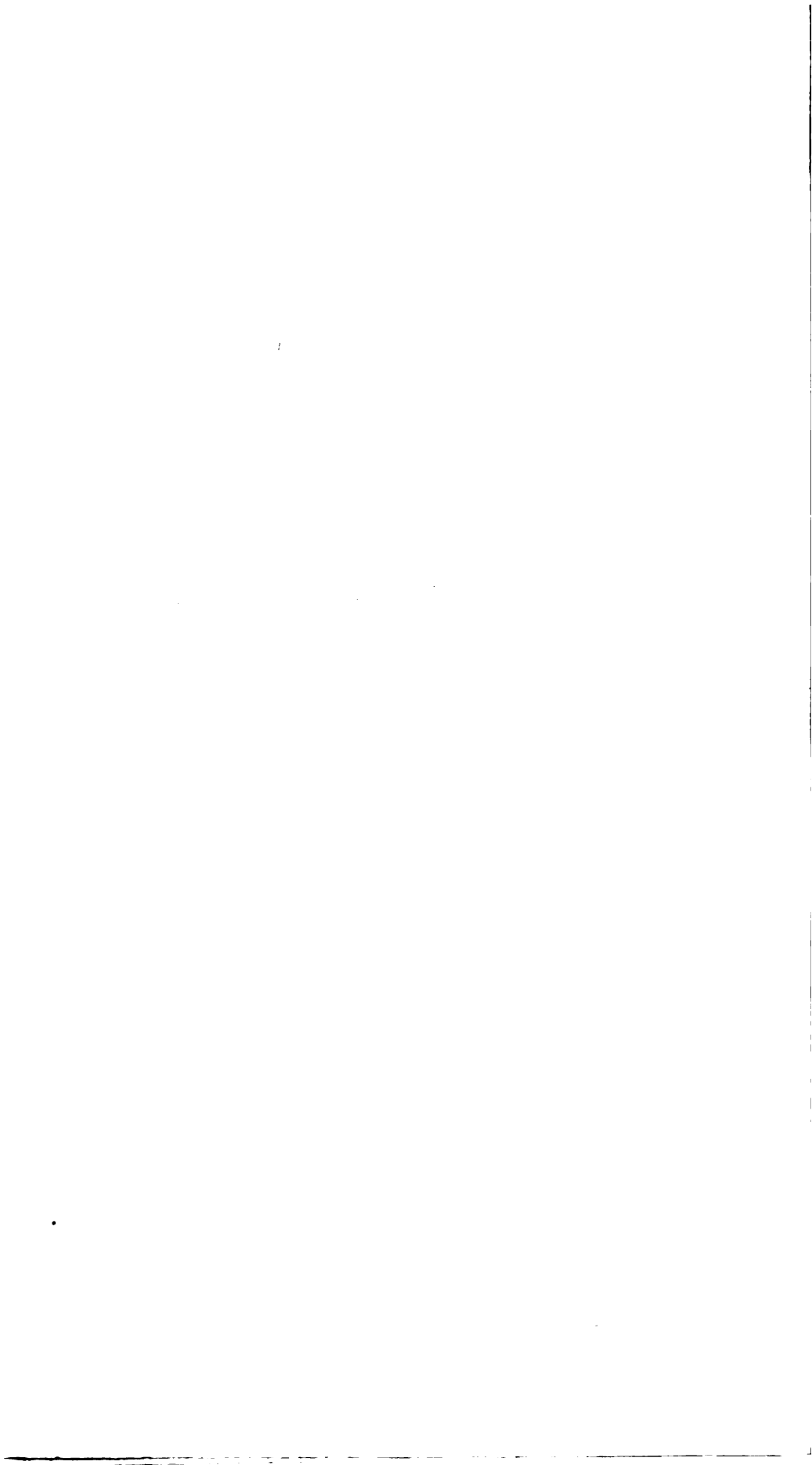
Der Frieden ist möglich.

I. — Ist die Abschaffung des Krieges eine Schimäre?	189
II. — Das internationale Schiedsgericht.	207
1. Die Vorläufer	207
2. Die Friedenskongresse	214
3. Die Haager Konferenz	219
4. Die Theorie der Schiedsverträge	227
5. Das Schiedsgerichtstribunal	239
6. Das Verfahren und die Rechtsprechung	243

	Seite
7. Sitz und Organisation des Schiedsgerichtstribunals	249
8. Historisches über die Schiedsgerichtsverträge	251
9. Das Schiedsgericht vor und nach der Haager Konferenz	256
10. Antworten auf die Einwände gegen das internationale Schiedsgericht	264
§ 1. Einwand bezüglich des fait accompli und der legitimen Verteidigung	265
§ 2. Einwände im Punkt der nationalen Würde, Ehre und Souveränität	270
§ 3. Einwand der fehlenden Rechtswirksamkeit	282
§ 4. Einwand bezüglich des Rechts der Nationalitäten	293
§ 5. Schlußfolgerung. Die Institution eines obligatorischen inter- nationalen Schiedsgerichts ist notwendig und leicht	301
III. -- Die Abrüstung	309
IV. -- Die Föderation	321
1. Über die Art der föderalistischen Assoziation	321
2. Die Unabhängigkeit in der Föderation	324
3. Von der Einigkeit in der Föderation	326
4. Die Föderation Europas ist vollbrachte Tatsache	333
5. Die Etappen der Föderation	347
Epilog	353

Erstes Buch.

Der Krieg ist ein Übel.





I.

Die Übel des Krieges.

1. Das Leben und Leiden der Menschheit.

Es mag vielleicht befremden, daß wir uns die Mühe nehmen, von den Übeln des Krieges zu sprechen; denn sie liegen so klar vor Augen, daß es ein müßiges Beginnen zu sein scheint, sie aufzuzählen.

Dennoch bringen es unsere Gleichgiltigkeit, unsere Sorglosigkeit mit sich, daß wir diesem Jammer, den wir in seiner ganzen Größe doch kennen, kaum mehr Beachtung schenken. Das sind Leiden, mit denen wir durch lange Gewohnheit vertraut geworden sind. Kalamitäten, an die man sich gewöhnt hat, empfindet man kaum mehr als solche. Auf der Straße begegnet man oft unglücklichen Menschen, deren Gesicht mit blutenden Wunden und Geschwüren bedeckt ist. Solche Geschöpfe tragen, die Ortschaften durchziehend, ihr Eckel und Abscheu erregendes Äußeres zur Schau, stumpf gegen den Schrecken, den sie Allen einflößen, ihres eigenen Zustandes sich selbst kaum mehr bewußt. Die Gewohnheit hat sie gegen ihren Zustand abgestumpft, sie wissen es zuletzt gar nicht mehr, daß sie von schauderhaften Wundmalen entstellt sind.

Ebenso hat sich die Gesellschaft an das Entsetzliche des Krieges gewöhnt, gegen dieses Übel abgestumpft. Sie weiß es nicht, oder will es nicht wissen, in welcher Pestilenz sie lebt. Sie entwickelt sich weiter fort, diesen traurigen Überrest ererbter Grausamkeit hinter sich herschleppend, ohne etwas anderes dagegen zu tun, als ihn nur schlimmer zu machen.

Das erste aller Übel des Krieges ist der Tod; der Tod junger unschuldiger Menschen, die von anderen jungen, unschuldigen Menschen getötet werden.

Hiebei wollen wir stehen bleiben. Auf die Gefahr hin, als Philantrop verschrien zu werden, meinen wir, daß der Tod eines Menschen doch wahrhaftig eine ernste Sache ist.

Es ist Brauch in der Welt, daß nach geltenden Rechtsnormen alljährlich etwa hundert verkommene Individuen durch den Strang, das Beil, die Guillotine oder durch Elektrizität, je nach Landessitte, hingerichtet werden. Diese Verbrecher haben getötet, erdrosselt, vergewaltigt. Nachdem ihnen jede erdenkliche Erleichterung geboten worden ist, sich zu verteidigen, nachdem man alle Vorsicht angewendet hat, um keinen Justiz-Irrtum zu begehen, läßt sie die Gesellschaft, ist einmal das Verbrechen klar am Tage, so rasch und schmerzlos als möglich sterben und sie entschließt sich zu diesem ernstesten Akt erst dann, wenn sie durch zahlreiche Beweise die Schändlichkeit dieser Bösewichter mit Sicherheit feststellen konnte. Trotzdem ist viel darüber geschrieben worden, um der Gesellschaft das Recht zur Tötung abzusprechen und sie der Unmenschlichkeit anzuklagen. Hundert Tötungen im Jahre in der ganzen zivilisierten Welt! Das ergibt also 10.000 Verbrecher, die im Verlaufe des 19. Jahrhundert der allgemeinen Sicherheit geopfert wurden.

Nun wohl! Den Tod dieser Verbrecher beklagt man und empfindet weder Scham noch Entrüstung, noch Mitleid über den Tod der Soldaten auf dem Schlachtfelde.

Und dies sind weder Räuber noch Mörder, es sind brave Burschen, voll Loyalität, Gesundheit und Lebenskraft; sie haben keinerlei Verbrechen verübt; man hat sie einfach vor die Kanonen gestellt und hat ihnen Marsch! zugerufen. Und nachdem man ihnen die Überzeugung beigebracht hat, daß der Ruhm des Herrschers von ihrem Mut abhängt, sind sie vorwärts marschiert, sind sie gefallen. Das ist auch Todesstrafe, aber eine Todesstrafe, die wahrhaftig ungerechter und grausamer ist als diejenige des vollzogenen Gerichtsurteils.

Im selben Jahrhundert, das im Namen der Gerechtigkeit 10.000 Kriminelle hingerichtet hat, starben in Kriegen fünfzehn

Millionen ehrlicher Jungen. Mit anderen Worten: auf einen justifizierten Verbrecher kommen 2000 unschuldig hingeschlachteter Opfer des Krieges. Es gibt mitleidige, naive Seelen, die die Qual der Todesstrafe abgeschafft sehen möchten. Wohlan, da ist sie ja, die wahre Todesstrafe, die grausame, abscheuliche, schreckensvolle, die im Kriege und in seinen Metzeleien liegt.

Hat ein entmenschter Vater sein kleines Kind durch Schläge und Hunger gemartert, so ertönt ein Schrei des Entsetzens. Die Menge umringt den Wagen der ihn zu Gericht führt und schreit: „zum Tode, zum Tode mit ihm“! Und wenn der Schuldige nicht zum Tode verurteilt wird, dann ist die ganze Bevölkerung empört. Das arme gemarterte Kind findet tausende von Beschützern. Das ist gerecht, das ist wohlgetan. Allein weshalb diese Empörung wegen eines gemarterten Kindes und so viele Sorglosigkeit gegenüber 500.000 gequälten schuldlosen Söhnen?

Beinahe in allen Ländern haben sich Tierschutzvereine gebildet. Edle Menschen von den besten Absichten beseelt, haben mit Recht erkannt, daß jede Grausamkeit gegen das Tier verabscheuungswert ist. Die Vereinsmitglieder sind alle vom Zweck der guten Sache durchdrungen; sie sammeln Berichte über Untaten, die Menschen an den Tieren verübt haben. Diese Gesellschaften sind ungemein nützlich und finden mühelos Anhänger, appellieren sie doch an edle Gefühle, die überall ein Echo im Menschenherzen wecken. Die Vivisektoren werden als Henker angesehen und die ganze Physiologie für eine grausame Wissenschaft erklärt.

Es liegt mir fern dies zu tadeln oder geringschätzig darüber zu lächeln. Wenn ich jedoch an einem Schlachttage 100.000 junge Menschenkinder hingeopfert sehe, kann ich mich nicht mehr um eines Frosches willen in Mitleid auflösen. Ist es Verachtung des Menschengeschlechts, daß man wohl Einsprache dagegen erhebt, wenn ein Fuhrmann sein armes unschuldiges Pferd schlägt und daß man dann auch ohne nur die Stimme zu erheben, die Massakers mitansieht, welche unser Jahrhundert als Erbe des vorhergegangenen übernommen und auch schon fortgesetzt hat?

Unser Gleichmut, kriegerischen Metzeleien gegenüber, ist erstaunlich. Mir kommt vor, daß, sobald man darüber nachdenkt – **aber wer darf denn hier nachdenken?** – man von unserem Wahnwitz überzeugt sein müßte.

Vor mehreren Jahren geschah es, daß im Bazar de la Charité in Paris dreihundert mildtätige Frauen der besten Pariser Gesellschaft einem schrecklichen Brande zum Opfer gefallen sind. Welch furchtbares Unglück! Welch grausamer Trauerfall! Der Geschäftsbetrieb stockte, die Theater wurden geschlossen, die Zeitungen hatten in Paris, in ganz Frankreich, wie im Auslande keinen anderen Stoff für ihre Artikel. Die Herrscher sandten Beileidstelegramme. Mit vollem Recht rief dieses tragische Ereignis überall Bestürzung und Schrecken hervor. Man sollte meinen, dies sei geschehen aus Achtung vor der Heiligkeit des Menschenlebens, aus dem schönen Gefühl menschlicher Zusammengehörigkeit. Das ist leider eine Illusion! Wenn wir wirklich das Menschenleben für etwas wertvolles hielten, so würden wir größere Empörung fühlen über die militärischen Hekatomben.

Der Krieg tötet, und man ist nicht empört, man wehrt sich nicht dagegen, man nimmt alle die Grausamkeit als notwendig und erlaubt, ja selbst als etwas Herrliches hin.

Vor Kurzem erst — allerdings recht weit von hier, doch was tut Entfernung zur Sache? — wurden große Schlachten geschlagen — bei Mukden in der Mandschurei. Dank den zügellosen Rassen der Kämpfenden, dank der wunderbaren Vervollkommnung moderner Waffen, gab es 150.000 Tote. Hundert und fünfzigtausend! Diese drei Tage vor Mukden haben ebensoviel Opfer gefordert, als wenn das Brandunglück im Wohltätigkeitsbazar sich ein Jahr lang täglich wiederholt hätte! Jene beklagenswerte Feuersbrunst ist im Vergleich zu den Massakern eines großen Krieges bloß — Kinderspiel, Kleinigkeit, Lappalie. Denn ich vermute nicht, daß man das Leben einer vornehmen Dame höher wertet, als das eines armen Soldaten; und ich nehme an, daß nur eine veraltete und vertrakte Erziehung daran Schuld trägt, wenn wir gleichmütig dem Martyrium der Kriegsinstitution gegenüberstehen.

Wollten wir die Opfer des Krieges von 1870 zählen, so würden wir herausbringen, daß es zwanzig Jahre brauchte mit täglich sovielen Menschenopfern als am Tage jenes Wohltätigkeitsbazars, damit die Summe der Toten die gleiche wäre. Jawohl, jeden Tag, im Verlauf von zwanzig Jahren müßten soviel Leben geopfert werden, damit ihre Zahl der im Kriege Gefallenen gleich

käme. Und nun stelle man sich einen Otto Bismarck als Urheber jenes Krieges vor! (Bekanntlich hat er sich dessen gerühmt, die Depesche an König Wilhelm gefälscht zu haben, die diesen zur Kriegserklärung bestimmt hat.) Das ist so, als hätte der Eine zwanzig Jahre lang täglich mit eigener Hand den Brand gelegt, um dreihundert Menschen in den Flammen umkommen zu lassen.

Man hat nachgewiesen — und wir wollen sogleich den Beweis liefern — daß die Kriege des 19. Jahrhunderts ungefähr 15 Millionen Menschen vernichtet haben. Die Größe dieser Ziffer wird von unserer Vorstellungskraft nicht erfaßt; um aber die Sache in ihrer ganzen Tragweite zu erfassen, brauchen wir uns nur zu denken: fünfzehn Millionen Opfer in hundert Jahren ergibt beiläufig so viel, wie solch eine Brandkatastrophe des Bazar de la Charité, zweimal im Tage an jedem Tag des Jahrhunderts.

Das ist die Grausamkeit des Krieges! So weit haben wir es mit unserer Zivilisation gebracht, dieser herrlichen Zivilisation, auf die wir so stolz sind.

Unsere Gefühllosigkeit gegenüber den militärischen Massakern ist wirklich ein psychologisches Rätsel; denn in jeden andern Fall ist das Menschenleben etwas geheiligtes. Wieviel Sorgfalt und Mühe wendet der Arzt auf, um einen unglücklichen Kranken zu retten, um ein elendes Leben vielleicht um Tage, ja um Stunden zu verlängern. Wenn einmal bei einem Eisenbahnunglück fünf oder sechs Reisende umkommen, Welch' ein Aufhebens, Welch' eine Aufregung! Wenn fünfzehn unglückliche Matrosen des „Farfadet“ oder „Le Lutin“ im Kohlendampf ersticken, Welch' allgemeine Trostlosigkeit! Auch die hartherzigsten empfinden da schmerzliche Beklemmung und Angst. Und wahrlich nichts ist berechtigter. Aber weshalb bleiben wir kalt, wenn es sich um die im Kriege gefallenen Soldaten handelt? Wenn die Blätter uns melden, daß es in der Mandschurei eine Schlacht gab, in der 200 Mann gefallen sind, werfen wir zerstreut einen Blick auf diese Kriegsnachrichten. Das ist zu wenig um unsern Mitschmerz auszurütteln. Und dennoch — 200 Soldaten! Das bedeutet den Schmerz von zwei hundert Müttern, die Trauer in zweihundert Heimstätten.

Ein Kind wird geboren. Um es zur Welt zu bringen, hat die Mutter unbeschreibliche Schmerzen erdulden müssen. Aber

alles ist vergessen, sobald sie das kleine, langerwartete Geschöpf erblickt. Man versammelt sich um die Wiege. Die schönsten Hoffnungen erwachen.

Und mit den Hoffnungen die Sorgen, die Ängsten, die Auslagen. Krankheiten sind da, die auf Beute lauern. Das Kind muß bewacht werden, geschützt vor Gefahren, es muß genährt, gekleidet, unterrichtet werden; auf seinem Wege sucht man alles Leid und Schmerzen fernzuhalten; das sind unaufhörliche Sorgen.

Vater und Mutter wetteifern in Hingebung und Selbstlosigkeit. Wenn der Vater im Eifer seiner täglichen Berufsarbeit sich keine Ruhe gönnt, so arbeitet er für seinen Sohn. Wenn die Mutter sich Tag und Nacht müht, geschieht es ebenfalls für ihr Kind. Dieser Sohn ist die Hoffnung, die Zukunft, das höchste Ziel ihrer Wünsche.

Er wächst heran; wird zehn, fünfzehn, zwanzig Jahre alt. Es kommt die Stunde, in der die alternden Eltern den Lohn für ihre Plage erwarten dürfen. Das Kind ist zum Manne geworden. Der wird nun arbeiten, um die Sorge der Eltern zu erleichtern. Er ist der Stolz, die Freude, das höchste Gut der beiden armen Alten, die sich zwanzig Jahre lang für ihn geplagt haben.

Da raubt ihnen ein brutales Gesetz diesen Schatz. Er muß fort für zwei, für fünf Jahre, er muß weit fort, oft in ein fremdes Land; und seine Eltern müssen ihm von Zeit zu Zeit kleine Unterstützungen zukommen lassen, anstatt von ihm unterstützt zu werden. Sie gedenken des Abwesenden mit einer gewissen herzbeklemmenden Bitterkeit. Denn sie begreifen nicht, welche ungerichte Macht ihnen das Kind nehmen konnte, ihnen, die es vom ersten Lebenstage an so liebevoll betreut haben.

Auf einmal entfesselt mit schroffer Hand das Hazardspiel der Diplomatie, das Geschrei der Zeitungen, der Ehrgeiz eines Eroberungssüchtigen einen Krieg. Weshalb? Das weiß niemand, ebenso wenig in der Hütte, wie in der Werkstätte, wie im Schloß. Alles, was man weiß, ist, das es Krieg geben soll. Und eines Tages erfährt man, daß eine große Schlacht stattgefunden habe. Hunderttausend junge Leute verschmachten auf der Walstatt mit aufgeschlitztem Leib oder mit zerschmettertem Kopf und verstümmelten Gliedmassen.

Dieses geliebte Kind, der Beschützer, die Hoffnung seiner Eltern ist gemordet worden mit seinen Brüdern, von seinen Brüdern.

Die ganze Vergangenheit voll Fürsorge und Selbstverleugnung ist mit einem Schlage vernichtet. Der junge Krieger ist tot. Welche Trauer, welch' schreckliche Menge von Trauerfällen! Ein Toter das ist nichts. Aber zehn, hundert und hunderttausend Tote!

Nehmen wir an, um uns nur annähernd einen Begriff davon zu machen, was eine Hekatombe von hunderttausend Mann bedeutet (die Schlacht bei Leipzig hat hunderttausend Mann gekostet), nehmen wir an, daß der Eroberer in jede Hütte einträte, um jeder unglücklichen Mutter, deren Sohn auf dem Schlachtfelde durch seine Schuld umgekommen ist, ein paar frostige Worte zu sagen und gewähren wir ihm nur eine Minute, um sie über ihr Unglück zu trösten und sich selbst wegen seines Verbrechens zu entschuldigen. Gestehen wir, daß die Zeit kurz ist um Vergebung zu erlangen. Eine Minute nur um eine ganze weinende Familie zu trösten! Da gibt es keine Zeit zu verlieren. Nun denn, wenn wir uns vorstellen, daß der Eroberer diesem Werk der Genugtuung und Sühne, ohne zu rasten, zwölf Stunden täglich widmet, bedarf er sechs Monate, um sich reinzuwaschen von den Mordtaten, die er provoziert hat.

Der Tod geliebter Wesen, das ist eine der unmittelbaren Folgen des Krieges! Anfänglich denkt man nicht daran; denn die Schriftsteller aus bürgerlichen, journalistischen, akademischen Kreisen befassen sich nicht mit dem unbedeutenden kleinen Soldaten, der irgendwo in einem unbekanntem Dorf der Côtes du Nord, oder der Bretagne geboren wurde. Die Klage der Mutter und Brüder dringt nicht bis zu ihnen. Das ist gewöhnlich ein stilles, fatalistisches, nüchternes Leid, das niemanden stört und sich fürchtet aufdringlich zu sein. Dieser namenlose Schmerz verhält zumeist von allen unbeachtet, ausgenommen von einigen phantastischen Dichtern und verträumten Philosophen. Es ist eine quantité négligeable.

Beim Erscheinen der Sieges-Bulletins wird mit Genugtuung berichtet, daß es auf unserer Seite nur dreitausend Tote gibt, während der Feind siebentausend Mann verloren hat. Und man lächelt befriedigt. Dreitausend Mann, das ist nicht der Rede wert. Selbstverständlich haben die Gefallenen auf feindlicher Seite nicht viel zu bedeuten, und es mag Patrioten geben, die die Worte Bismarcks aussprechen, als man ihn den Tod eines französischen

Soldaten meldete: „So ist wieder einer weniger“. Es gibt nichts erbaulicheres, als die vornehme Gleichgiltigkeit, mit der die Geschichtsschreiber die Metzeleien und Hungersnöten des Krieges behandeln. Mit Bewunderung erzählen sie von den Taten Cäsars in Gallien: „Die Stadt wurde zerstört und die Bewohner ließ man über die Klinge springen. Das Land wurde vom Grund aus verwüstet!“ Und wenn der erobernde Historiker mit Stolz und Befriedigung berichtet, daß niemand von der Provinz entkommen ist, klatschen die philosophischen Historiker der Nachwelt Beifall.

Wenn man die große Armee abschätzt, die Napoleon zusammen gebracht hat und mit der er den Niemen überschritt, so kommt man auf siebenhunderttausend Mann. Und darüber brechen alle Schriftsteller in Rufe der Bewunderung aus. Siebenhunderttausend Mann! Welch' ein Meisterstück! Welch' herrlicher triumphierender Sieg über alle materiellen Schwierigkeiten! Ein Heer von siebenhunderttausend Mann zu ernähren, sich der Befehlshabe zu versichern, der Bedienung der Geschosse und der Intendanz! Welches Wunderwerk, diese Rekrutierung von Franzosen, Italienern, Bayern und Polen, Sachsen und Dänen, Spaniern und Flammländern!

Es gibt nicht genug begeisterte Dithyramben um dieses Wunder zu verherrlichen. Und wieviele von diesen 700.000 waren nach sechs Monaten noch am Leben? 3000 Mann! Ja kaum 3000. Die übrigen waren gestorben, unter qualvollem Leiden, nach furchtbaren Entbehungen, zerschmettert von den Geschossen, begraben im Schnee, von den Raben verzehrt, oder aufgerieben vom Typhus. Das ist die höchste Erhabenheit des Krieges. — Und wenn die Geschichtsschreiber sich einige Kritik erlauben, so geschieht es nicht, weil 100.000 Menschen umgekommen sind, sondern aus politischen und strategischen Gründen.

Angenommen, daß dieser unsinnige Feldzug von 1812 die Vernichtung der Macht Rußlands herbeigeführt hätte, so fände die Geschichtsschreibung nur Beifallsäußerungen dafür, sogar um den Preis menschlicher Hekatomben, und es gäbe vielleicht in keinem einzigen solchem Werke ein einziges Wort des Tadels und der Verdammung.

Sicherlich wird man all dieses Mitleid mit den Menschenopfern für krankhafte Gefühlsduselei nehmen können. Ein witziger

und paradoxer Schriftsteller, G. Le Bon, machte mir anlässlich dessen den Vorwurf, ich fürchte mich vor der Charpie. Ich eröte nicht darüber und dieser Vorwurf beleidigt mich keineswegs. Der Tod eines Menschen scheint mir eine böse Sache und diejenigen, welche mir vorwerfen, ich sei zu empfindsam, würden, wenn sie einen zwanzigjährigen Sohn verlören, ja selbst ein kleines Kind, ihren persönlichen Trauerfall nicht mit solcher erhabener Resignation hinnehmen.

Wenn es sich um den Schmerz anderer handelt, so ist der stoische Gleichmut nur die Umschreibung einer tiefen Wahrheit, nämlich, daß wir moralische Kraft genug besitzen um das Unglück unseres Nächsten zu ertragen.

Einige meiner Freunde, die für Kenner der realen Dinge gehalten werden möchten und das Wohlgefallen der praktischen Leute anstreben, wollen von dem nicht sprechen, was sie gewissermaßen spöttisch Philantrophie nennen.

Gerne würden sie beweisen, daß man vergebliche Arbeit tut, wenn man nach so vielen andern Schriftstellern auf die Sinnlosigkeit und Wildheit der Kriege hinweist.*)

Ich bin nicht derselben Ansicht und meine, daß man es nicht genug wiederholen kann, daß der Krieg Verderben, Blutbad, Gewalt und Dummheit bedeutet. Sicherlich ist es gut, aufzubauen, aber es ist auch nützlich niederzureißen, zumal, wenn das Gebäude, in dem wir leben sollen, verfault und übelduftend ist und in seinen infizierten Gemäuern sich ein schädlicher Schwarm von giftigem Ungeziefer verbirgt.

Man behauptet auch, daß die großen ökonomischen Kämpfe ungezählte Opfer fordern, daß man um unsere Maschinen mit Kohlen zu versehen, Millionen von Bergleuten einem elenden Dasein weihen muß; daß die gesundheitswidrigen Wohnräume in den großen Städten, Millionen von armen Arbeitern umbringen, daß unsere ganze Industrie, unser ganzer Luxus Menschenopfer fordern. Es heißt, daß in Indien durch die Hungersnot Millionen Unglücklicher zu Grunde gehen. Man spricht von den schrecklichen Verheerungen der Tuberkulose und von der Sterblichkeit der Neu-

*) Siehe das schöne Vorwort von d' Estournelle de Constant zu dem Buche J. Dumas: „Les sanctions de l'arbitrage.“

geborenen. Und man kommt zu dem Schluß, daß unsere militärischen Kriege nicht schrecklicher sind als unsere wirtschaftlichen und daß die Krankheiten weit mehr Opfer hinschlachten, als unsere Geschütze.

Die, welche diese Einwände an mich richten, erwarten vielleicht nicht, daß ich sie ernstlich widerlege, denn ich werde mir nicht die Behauptung unterschieben lassen, daß die Abschaffung der Kriege die Aufhebung des Todes bedeute. Ich bin mir dessen wohlbewußt, daß die Menschen weiter sterben, weiter leiden werden, selbst wenn ein ungetrübter Friede auf Erden herrschen wird. Ich glaube an den Fortschritt. Aber, wenn man mich auch für optimistisch hält, so bilde ich mir doch nicht ein, dieser Fortschritt würde so weit gehen, daß Krankheit und Tod verschwinden. Aber wenigstens werden unsere Leiden nicht von unserer alleinigen Schuld abhängen, unsere Tränen werden nicht durch unsere Torheiten hervorgerufen. Wir werden alles versucht haben, um den Schmerz zu vermindern, anstatt alles zu tun, um ihn herbeizuführen.

Doch lassen wir alle sogenannten Empfindsamkeiten beiseite — ich nenne es das gerechte Mitleid mit den Leiden der Menschheit — und stellen wir uns auf einen höheren Standpunkt, wie dies gewisse Philosophen verlangen.

Der Tod einiger Menschen müßte hingenommen werden, wenn es das Glück der Mehrheit bedingt. Gewiß jede Theorie der Moral muß die Wohlfahrt Aller umfassen. Ein Sittengesetz, welches die Mehrheit der Menschen unglücklich machen würde, ist ein so einleuchtender Unsinn, daß eine Beweisführung vom Gegenteil ganz überflüssig erscheint.

Was den Fortschritt betrifft, der mehr oder weniger mit der Moral parallel läuft, so läßt er sich in Eins zusammenfassen: Verbesserung materieller Lebensbedingungen der Menschheit; mit andern Worten: weniger Elend, weniger Siechtum, weniger Tränen. Nun, da das Laster, was wir eben als solches bezeichnen, Spiel, Trunksucht, Ausschweifungen, Diebstahl, Lüge, Faulheit-Krankheit und Tränen nach sich ziehen, so ergibt sich daraus, daß die Verbesserung der Lebensbedingungen gleichbedeutend sei mit den Fortschreiten der individuellen Moral.

Eine Gesellschaft ist fortgeschritten, wenn das Geschick ihrer Mitglieder heute weniger hart ist als gestern und morgen weniger hart als heute.

Stellen wir uns eine Gesellschaft vor, in welcher jedes Individuum glücklich wäre, und zwar so, daß durch die stets zunehmenden Erungenschaften des Wissens dieses Glück mit jeder Generation zunehme; so wäre dies eine in Fortschritt begriffene Gesellschaft zu nennen.

Nehmen wir im Gegenteil eine Gesellschaft an, in der die Menschen von Tag zu Tag elender würden, durch Hunger und Frost leidend, durch Krankheit aufgerieben, unfähig gemacht in eine tiefere Erkenntnis des Alls einzudringen: eine solche Gesellschaft würde in sich selbst zerfallen.

Daraus läßt sich folgender Schluß ziehen: Hinarbeiten müssen wir darauf, eine Gesellschaft des Glückes zu gründen. Bis hierher gibt es keinen Widerspruch und kann es keinen geben, da diese Wahrheit evident ist. Es gibt keinen Theoretiker, der das größtmögliche Unglück Aller, als besonderes Ideal verlangen würde. Die Ungewißheit fängt erst an, wo es sich darum handelt festzustellen, was das Glück oder Unglück der Menschheit ausmacht.

Auf den ersten Blick wird es sofort klar, daß der Kriegszustand wenig dazu geeignet ist, irdisches Glück zu verbreiten.

Da sind die Metzeleien auf den Schlachtfeldern mit ihren tausenden in der Blüte der Jahre niedergemähten Existenzen; die entsetzlichen Leiden der Sterbenden, die Amputationen und Verstümmlungen. Unersetzliche Verluste in den Familien: Väter, die ihre Söhne, Frauen, die ihre Gatten beweinen. Wilde Seuchen begleiten das Heer: Typhus, Pest, Cholera, die noch mehr Opfer fordern als Bomben und Geschütze. Erstürmte Städte, oder solche, die einer langen Belagerung erliegen, Gefangene, die man durch die Straßen schleppt, oder die in verseuchten Kasematten schmachten; eingeäscherte Dörfer, verwüstete Ernten, abgerissene Brücken. Gewaltsame Verschleuderung von Werten in wenigen Stunden, die mit großen Kosten geschaffen wurden; Plünderungen, Raub, Diebstahl und Vergewaltigungen sind im Gefolge der Heere; unbeschreibliche Qualen durch Hunger, Kälte, Hitze und Erschöpfung. Die Todesangst der Kämpfenden, das Röcheln der Sterbenden, das Stöhnen der Verwundeten, namenlose Angst der beiden Nationen,

deren Söhne dem schrecklichsten Tode ausgesetzt sind. Mit einem Wort, ein einziger Verzweiflungsschrei der zum Himmel steigt. Das ist die Bilanz von Schmerz, die während des Krieges gezogen werden kann.

Dennoch, neben die Schmerzen der Besiegten müssen wir auch die Freude der Sieger stellen.

Allerdings ist das auch etwas, aber es ist nicht viel. So mächtig der Triumph des Siegers auch sein mag, er genügt nicht, um die Grausamkeiten der Niederlagen wieder gut zumachen. Angenommen, eine Schlacht, in der der Sieg auch nicht einen Augenblick unentschieden blieb, so meine ich doch, daß der ganze Stolz des Siegers von Austerlitz, die Verzweiflung der Besiegten nicht auszulöschen vermöchte, und daß die militärischen Grade, die Orden, die Ehrenbezeugungen, die auf das siegreiche Heer niedergeströmt sind, keinen Ersatz bieten können für den unsäglichen Jammer der vernichteten Armeen. Auch in dem triumphierenden Heer hat es Verwundete und Tote gegeben. Selbst bei den Siegern, ein Meer von Tränen! Wieviel Kreuze der Ehrenlegion braucht es, um den Tod eines Kindes aufzuwiegen? Angenommen, ein Familienvater hätte zehn Söhne in der Armee. Hätte er wohl fünf geopfert, damit die andern fünf auf dem Felde der Ehre ausgezeichnet würden? Dem käme ungefähr der Entschluß eines Volkes gleich, das um einer Hälfte seiner Landeskinder militärischen Ruhm zu verschaffen, die andere in den sicheren Tod schickt.

Wie wäre es, wenn man anstatt der Schlacht bei Austerlitz, wo der glänzende Sieg beinahe leicht war, andere Schlachten annähme, wie die bei Eylau und Leipzig, in denen die Verluste auf beiden Seiten gleich waren; oder noch andere, wo trotz der Entschiedenheit des Sieges, der Sieger schreckensvolle Verluste gehabt hat, wie bei Waterloo und Sedan; oder ferner jene kleinen, aber vernichtenden Kämpfe, die ruhmlos unablässig durch Wochen, ja selbst durch Jahre andauerten (wie der spanische Erbfolgekrieg, der dreißigjährige Krieg), da müßte unstreitbar die Freude des Siegers und der Überlebenden vom Standpunkt des allgemeinen Glückes, ein gar elender Gewinn sein angesichts solch endloser Verzweiflung.

Man kann den Krieg mit einer Epidemie vergleichen. Wenn in irgend einer Stadt die Pest wütet und ungezählte Opfer fordert, so finden sich doch vielleicht weise Leute, die behaupten, daß dies alles in allem von Vorteil sei: es hat dann bedeutende Erbschaften gegeben, Stellen sind frei geworden, was die neuen Anwärter sehr glücklich gemacht hat, gewisse Gewerbe wie Marmor und Blumenindustrie haben dabei profitiert, Ärzte, die sich durch hingebende Pflichterfüllung ausgezeichnet, haben ehrenvolle Anerkennung erhalten; mancher Taugenichts mag zugrunde gegangen sein -- ich weiß nicht was man noch alles anführen könnte -- aber es scheint mir nicht, daß derartige Argumente ernst zu nehmen sind; die Wohltaten von Epidemien und die Beglückung durch Kriege anzuführen, ist nichts als ein Zeitvertreib für Spaßmacher.

Es ist leicht möglich und ich gebe es zu, daß man zu unserer Zeit unter zivilisierten Völkern zu großen Wert auf das Leben legt. Ich weiß, daß es nicht immer so gewesen ist. Zur Zeit der Griechen und Römer war es nichts Großes, sein Leben hinzugeben. Die stoische Weltanschauung herrschte in ihrer strengen Schönheit, wenn auch nicht beim Volke, so doch in den höheren Schichten der Gesellschaft. Noch heute wird in dem friedliebenden China ebenso wie im kriegslustigen Japan, der Wert des Lebens gering angeschlagen. Militär und Zivil erachten das Ende des Lebens nicht wie ein großes Übel.

Und schließlich haben sie vielleicht nicht Unrecht. Sobald die Erörterungen auf dieses Gebiet hinüberspielen, verdienen sie genauer untersucht zu werden. These und Anti-These könnten verteidigt werden. Aber es handelt sich hier nicht um philosophische Spekulationen. Es handelt sich auch gar nicht um das eigene Leben, sondern um das Leben der Andern, das ist eine andere Frage. Zudem scheint uns, daß eine der Grundfesten der Moral die Achtung vor dem Menschenleben sei. Es ist recht verächtlich, mit dem eigenen Leben ängstlich Kultus zu treiben; doch ist es wenig löblich, fremdes Dasein gering zu schätzen, umsomehr, als das Leben jedes Menschen etwas kostbares ist, durch die Zuneigung derer, die ihm angehören. Der Tod eines menschlichen Geschöpfes wäre an und für sich von geringer Bedeutung, wenn er nicht die Trauer ganzer Familien im Gefolge hätte. Und wer kann wissen, was in einer

einzigsten Schlacht binnen wenigen Stunden zerstört wird, in einer Schlacht, die die herrlichste Blüte der Jugend niedermäht? Wer zählt die hohen edlen Geistesgaben, die unbemerkt verschwinden ohne irgend wem zu nützen, bevor das Mass ihres Wertes erwiesen werden konnte, das den menschlichen Fortschritt zugute gekommen wäre? Von Archimedes und Lavater, bis auf Henry Regnault und Wereschtschagin hat der Krieg viele edle Opfer gefordert, deren Verlust unersetzlich blieb. (Es handelt sich hier nicht um die Krieger allein.) Wie viele gibt es, die noch viel zu jung und unbekannt sind und berühmt geworden wären und das allgemeine Erbgut unseres intellektuellen Reichtums vergrößert hätten.

Nicht bloß die Soldaten sind die Opfer der Kriege. Wenn ein Land durch Invasion verheert, eine Stadt mit Sturm genommen wird, erdulden alle Bürger, Greise, Frauen und Kinder, die Leiden des Krieges und gehen zu Tausenden zu Grunde. Der Soldat im Felde, möge er nun Sieger oder Besiegter sein, ist der Bevölkerung gegenüber, mit der er in Berührung tritt, nicht weichmütig. Er begnügt sich nicht mit rohen Mißhandlungen, er verseucht das Land; und die Folgen sind die abscheulichsten Krankheiten. Wenn Typhus und Cholera im Heere ausbrechen, fordern sie unzählige Opfer auch in der Bevölkerung der Gegend. Während des Transvaalkrieges hat man die jammervolle und schmerzliche Geschichte der Konzentrationslager erlebt: Die Sterblichkeit der Burenkinder ist damals beiläufig auf 75% im Jahr gestiegen, eine unglaubliche Ziffer, die aber richtig ist.

Man darf hier nicht die Engländer der Unmenschlichkeit anklagen; sie taten, was sie konnten, um die Leiden des Krieges zu mildern. Doch die Wildheit des Molochs läßt sich nicht besänftigen.

Während der Belagerung von Paris stieg die Sterblichkeit auf 4000 in der Woche. Schon durch den Umstand, in einer belagerten Stadt geboren zu werden, war das neugeborene Kind im Augenblicke der Geburt bereits dem Tode geweiht. Und wir sprechen nicht einmal von solchen Kriegen, in denen ein unerbittlicher Eroberer die bürgerliche Bevölkerung über die Klinge springen läßt, auch nicht von den Belagerungen, wie die von Genua, Saragossa, Danzig, wo die Sterblichkeit unter den Nichtkämpfern ebenso bedeutend war wie unter den Kämpfern.

Man wird vielleicht sagen, der Tod des Soldaten auf dem Schlachtfelde sei ruhmvoll und beneidenswert, daß der Tod für Fürst und Vaterland mit der Waffe in der Hand dem Feind die Stirne bietend eine unvergleichliche Ehre sei. Leider aber fallen so viele arme Soldaten ohne den Stolz des Kampfes kennen gelernt zu haben. Sie verfaulen im Spital oder in irgend einem Stall an Typhus, Skorbut, den Blattern, der Cholera, der Dissenterie, dem gelben Fieber, an allen diesen entsetzlichen Seuchen, die die Begleiterscheinungen des Krieges sind und sein würdiges Gefolge bilden.

Wissen diejenigen, die den kriegerischen Ruhm besingen, daß die Krankheiten hundertmal mehr Opfer dahinraffen, als das feindliche Geschützfeuer? Ist ihnen nicht bekannt, daß in dem widersinnigen Krieg, den England und Frankreich im Jahre 1855 gegen Rußland geführt haben, daß auf einen Mann, der im Feuer fiel, zwanzig Mann kamen, die an Krankheiten starben? Wissen sie, daß in dem letzten Krieg von Madagaskar, in dem es 6000 Tote gab, bloß ein paar Hundert dem feindlichen Feuer zum Opfer fielen?

Zu Zeiten Homers, selbst noch in der Ritterzeit, wenn zwei Helden Brust an Brust kämpften, mit Schwert, Lanze und Panzer, da waren es Geschicklichkeit und Tapferkeit, die den Sieg entschieden, da gab es noch eine gewisse Kampfesehre, ein triumphieren über den Gegner, vielleicht sogar eine wilde Freude. Aber welcher Seelenadel ist dabei, welcher Erfolg physischer Kraft, auf einem infizierten Bett zu veröcheln? So Abscheu erregend ein Schlachtfeld auch wirken mag, das ist nichts gegen den Anblick von Feldbaraken, wo die Kranken gepflegt werden. Nichts ist grauenhafter. Alle jene, die solche Szenen mitangesehen haben, können den Krieg nur mehr als die bejammernswerteste Verirrung der Menschheit betrachten, wenn anders ihnen noch ein Funken von Herz und Verstand übrig geblieben ist.

Unmöglich ist es in exakten Ziffern die Zahl der Opfer des Krieges anzugeben, aber es ist auch nicht nötig, sie so genau zu präzisieren.

Wir können demnach ungefähr folgende Rechnung über die Kriegsoffer des letzten Jahrhunderts feststellen:

Napoleonische Kriege ¹ (799—1815)	3,000.000	Franzosen
	5,000.000	Ausländer
Russ. Krieg (1854)	800.000	
Italienischer Krieg	300.000	
Preußischer Krieg	300.000	
Secessionskrieg	500.000	
Krieg 1870	500.000	
Türkisch-russ. Krieg	400.000	
Südamerik. Bürgerkrieg	500.000	
Kolonialkriege (Indien, Mexiko, Al- gier, Abessinien, Transvaal, Java, Madagaskar)	300.000	
	<hr/>	
	15,000.000	

So haben die Kriege des letzten Jahrhunderts 15 Millionen Opfer gefordert!

Und was für Menschen waren diese Märtyrer des Krieges! Junge Männer von 20—30 Jahren, die stärksten und kräftigsten, ja sagen wir es nur gleich, auch die tapfersten; denn die kühnsten und mutigsten sind es, die am meisten den Strapazen und Geschossen ausgesetzt sind, viel mehr, als die faulen und die feigen.

Übrigens bildet das 19. Jahrhundert, so blutig es auch gewesen, keine Ausnahme von den übrigen. Die vorhergegangenen Jahrhunderte haben die gleichen Metzeleien gebracht.

Und das 20. Jahrhundert, obgleich es kaum begonnen, hat bereits einen der blutigsten Kriege der Geschichte gesehen. Der russisch-japanische Konflikt hat mindestens einer Million Menschen das Leben gekostet; die genauen Zahlen wird man niemals erfahren.

Wer weiß, ob nicht müde von so vielen Blutbädern, die Menschheit sich endlich nicht auch Ruhe gönnen wird?

Auf die Gefahr hin, die Leser durch endlose monotone Wiederholungen zu ermüden, wird es nicht nutzlos sein, mehrere historische Fakten aufzuzählen, die sich auf die großen Totschlāgereien der Vergangenheit beziehen. Überall und von jeher hat es Blutorgien gegeben. Der Krieg hat stets in der Geschichte der Völker einen so breiten Raum eingenommen, daß er sich mit dieser selbst verschmolz, er geht Hand in Hand mit der Wildheit und Dummheit, seinen beiden treuen Begleitern.

Betrachten wir einmal die Annalen der Vergangenheit; sie sind der Rechtstitel für den Adel des Krieges. Es wird nicht schaden, sie ins Gedächtnis zurückzurufen.

Bei den Ägyptern waren die Feldzüge, die die Eroberer führten, kolossal. Wenn man den Aufzeichnungen glauben darf, hat Rhamses unter seinen Oberbefehl 500.000 Bewaffnete vereinigen können. Man kann sich vorstellen, was diese Horde von Sklaven hat leisten können, geführt von einem Individuum, dessen Erbarmungslosigkeit nicht zu zügeln war.

„Der König“, so besagt die Inschrift auf einen Denkstein, „fällt auf die Häupter der Feinde wie ein Block von Granit. Er zermalmt sie und tränkt den Boden mit Blut, als wäre es Wasser. Ihre Heere wurden niedergemetzelt; ihre Soldaten, man bemächtigte sich ihrer, man schlug sie, man warf sie gebunden, wie in Booten aufgeschichtete gefangene Vögel, unter die Füße des Königs. Der König war einem Gotte gleich. Er setzte seinen Fuß auf das Haupt des Feindes. Die Feldherren wurden geschlagen und von seiner Faust niedergehalten“.

Schauerhafte Verstümmelungen waren etwas gewöhnliches. Sie wurden an dem Besiegten vorgenommen, gleichviel, ob lebend oder tot. Am Sattelknopf trugen die Tartaren die abgeschnittenen Köpfe ihrer Feinde, im Triumph aufgehängt; die Ägypter hatten einen anderen kriegerischen Brauch angenommen: sie trugen mit Stolz abgeschnittene Phallus als ehrenvolle Trophäen. Solche Erbeutungen bildeten den militärischen Ehrgeiz jener Zeit.

König Merepkah verzeichnete auf den Mauern von Karnak das Inventar jener abscheulichen Erbeutungen:

Lybische Feldherren getötet, Phallos abgeschnitten	6
Lybier getötet, Phallos abgeschnitten	6359
Sikulen " " "	222
Etrusker " " "	542
Achaier " " " und dem König gebracht	6111

Natürlich folgten Plünderungen den Massakern und Verstümmelungen. Man versäumte es selbst nicht, jene Völker zu plündern, die keinen Krieg führten. Von einer kriegerischen Exkursion zurückkehrend, überwältigte der Pharaon Thutmos unvorher-

gesehen die Phönizier. „Das königliche Heer verbrannte alle ihre Feldfrüchte; es massakrierte ihre Soldaten zu tausenden, entführte ihre Männer, Frauen und Kinder in großer Anzahl als lebende Gefangene, woran Seine Heiligkeit der König seine besondere Freude hatte“.

In Polynesien war das wirkliche Motiv des Krieges nicht das polynesisische Gleichgewicht, sondern der Kannibalismus. Auf die Gefahr hingefühlvolle Personen vor Abscheu aufschreien zu machen, bemerke ich, daß ich die Tötung von Menschen, um sie zu verzehren, rationeller finde, als von solchen, die man nicht verzehrt. Hunger ist eine Art Entschuldigung dafür. Es ist ein Zustand von Wildheit, der Naturzustand in seiner ganzen Macht. Es ist nicht die süßliche Mischung von Mitleid und Barbarei, die in unserem jetzigen Zustand herrscht. In ganz Afrika hatte der Krieg eine Grundursache: die Sklaverei.

„Nach jedem Krieg,“ sagt Ed. Viard, „muß der Eroberer ganze Karawanen von Sklaven bilden, die mit äußerster Grausamkeit zu behandeln sind, die man zwingt wochen, ja monatelang zu wandern, über steinige und dornige Pfade, mit schweren Lasten auf den Köpfen. Die so hart behandelten sind die Überlebenden von vorangegangenen großen Metzeleien, die mitten in ihren brennenden Heimatsdörfern stattgefunden hatten. Nach dem Morden sammelte man alles ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, was übrig blieb, dann schritt man zur Auslese aus der Menge. Kranke, Greise und Kinder, die keinen Verkaufswert hatten, wurden erschlagen oder aufgeschlitzt durch Lanzenstiche und Säbelhiebe. Man durchbohrte und verstümmelte die Säuglinge, die man ihren Müttern entriß und deren Leichname ins hohe Gras geworfen wurden. Nach dieser kurzen Ausmusterung verteilte man die übrigen Sklaven untereinander.“

In Amerika, bei den Rothäuten und Mexikanern, herrschte die gleiche kriegerische Wildheit mit dem Endziel der Sklaverei, wahrscheinlich als Hauptzweck des Krieges. Aber man kann einen wirklichen Fortschritt konstatieren: Nachdem die menschliche Wildheit einer Sanktion bedarf, erfinden die Menschen einen Kriegsgott, der selbst auch in Friedenszeiten menschliche Hekatomben verlangt. Auf diese Art vermischt sich die Kriegsidee mit

der religiösen. Hatte man also keine Gefangenen, so opferte man die Mitbürger, um den Blutdurst des Huitzlopotchei, dem mexikanischen Mars oder Moloch, zu befriedigen. In Mexiko hatte man einmal 150.000 Totenschädel zu einer Risenpyramide aufgerichtet als gerechte Huldigung für diesen gerechten Gott.

In Asien hinderte die Verschiedenheit der Völkerschaften nicht, daß sich der Krieg überall in gleicher Wildheit zeigte.

Die Juden waren nicht die am wenigsten barbarischen; die Bibel ist voll von Schilderungen militärischer Heldentaten, Metzeleien und Ausrottungen unter dem Schutze Jehovas. Möge es sich um Salomon, Josua, Saul, Samson oder David handeln, es ist immer dasselbe Lied: Niedermetzlung der Männer oft nach vorgegangenen Torturen, Entführung der Frauen und Kinder als Sklaven, Plünderung der Güter, alles dies zur größeren Ehre Gottes.

Die Assyrier stehen auf der Höhe der Juden. Ein assyrischer König äußert sich folgendermaßen um das Jahr 879 v. Ch.: „Ich stürzte ihnen nach, sie zu verfolgen. Ich streute Tausende von Leichname ihrer Krieger in die Berge, ich bedeckte die Berge mit ihren Leichen, ich füllte damit die Täler. 230 Gefangenen, die noch lebten, schnitt ich die Hände ab, den Bewohnern der Städte schlug ich die Köpfe von Rumpf, riß ihnen die Lippen aus. Von den Aufständischen tötete ich einen von zweien; ich ließ vor ihrem Tor eine Mauer aufbauen, ließ ihre Anführer lebendig schinden und bedeckte die Mauern mit ihren Häuten. Andere wurden lebendig eingemauert, andere gekreuzigt, wieder andere der Mauer entlang gepfählt; ihre Schlachtwagen, ihre Rosse, ihre Weiber wurden mir vorgeführt Der Rest des Volkes wurde lebend an den Pranger gestellt, vor den großen steinernen Stieren, die Senacherib, der Vater meines Vaters, hatte erbauen lassen. Ich aber warf sie in eine Grube, schnitt ihnen die Glieder ab, ich warf sie den Hunden vor, den reißenden Tieren, den Tieren der Lüfte und Gewässer zum Fraße. Da ich diese Dinge verrichtete, erfreute ich das Herz der allmächtigen Götter, meiner Gebieter. Auf Ruinen stehend, erheitert sich mein Angesicht, in der Sättigung meines Grimmes finde ich Befriedigung.“

Dieser Fürst stellt gewiß das Ideal eines Siegers vor. „Die höchste Wonne des Mannes,“ sagte Dschingis-Khan ist, seine Feinde

zu besiegen, sie vor sich her zujagen, ihnen zu nehmen, was sie besitzen; das Antlitz derer, welche ihnen teuer sind, in Tränen gebadet zu sehen, auf ihre Rosse zu steigen, ihre Frauen und Töchter zu umarmen.“

Durch Dschingis-Khan wurden in Samarkand 30.000 Handwerker zu Sklaven gemacht, andere 30.000 wurden umgebracht.

In Tauris mußte die ganze Bevölkerung über die Klinge springen, dann wurde die Stadt niedergebrannt. In Herat, wo die Belagerung sechs Monate gewährt hatte, befaßten sich die Eroberer eine Wochelang mit Plündern, Brennen und Töten. Alexander, Attila, Cäsar, Napoleon sind mit einiger Abwechslung in gleicher Weise vorgegangen, wie Dschingis-Khan.

Seit den ältesten Zeiten glich der Kiegszustand dem Morde. Im Homer besteht der Unterschied zwischen Kriegern und Räubern nur in der Kleidung. Auch die Sache, die Griechen und Trojaner in Fehde stürzte – die Kuppelei des Paris, wie Montaigne treffend bemerkt – kann nicht als eine heilige Sache betrachtet werden. Ich bewundere gewiß die Heldentaten des Ajax, Patroklos, Ulysses; doch die Piraten, die sich in den phrygischen Meeren herumtrieben, die Räuber, welche in den Waldungen Thessaliens lauerten, mußten auch Mut genug haben. Unglücklicherweise genossen sie nicht den Vorzug von den olympischen Göttern beschützt zu werden, wie Ajax, Patroklos und Ulysses und an der Spitze des Heeres zu stehen, mit schützenden Helm und glänzendem Schild, um dann in späteren Zeiten von dem größten Dichter besungen zu werden.

Schließlich können diese Heldenkämpfe im gewissen Sinne als der ruhmvolle Triumph von Kraft und Geschicklichkeit Bewunderung finden. Agamemnon tötet Pisander und Hippolikos, weil diese durch seine Größe geblendet, sich nicht wehren konnten. Wenn Hektor Sieger ist, so geschieht dies, weil nichts seiner Tapferkeit widerstehen konnte. Er tötete Asaios und Autoonos, Oprités und Dolops Klytides und Opheltion Agélas und Aisymnos, Oros und den edelmütigen Hipponos. Und er tötete jeden diesen Danaerfürsten. Gleich wie Zephir, der Wolken verteilt, wenn er unendliche Wogen dahinwälzt und mit seinem Atem den Schaum in die Höhen der Lüfte verweht: „so ließ Hektor die Köpfe einer Schaar von Kriegern dahin rollen.“

Diese Unerschrockenheit, die darin besteht, den Tod zu geben ohne den Tod zu fürchten, ist meiner bescheidenen Ansicht nach vielleicht nicht das menschliche Ideal, dem wir nachstreben sollen. Aber es liegt einige Schönheit und Vornehmheit in dieser Gebärde. Und ich verstehe allenfalls den Enthusiasmus, den dieser Sport erregen konnte. Aber der moderne Krieg gleicht in gar nichts mehr den Kämpfen zur Zeit des Ajax, noch den Kriegen zur Zeit Rolands, nicht einmal den Kriegen zur Zeit Bayards. Das sind nicht mehr die glanzvollen Waffengänge und Reiterstücke: es ist die kaltberechnende Überwältigung von Menschenmassen, die unfähig sind, sich gegen einen unsichtbaren Feind zu verteidigen, den eine geschickte Taktik ihren Hieben entzieht.

Und da ist nicht bloß der Kampf, das Ringen; da sind noch die Plünderungen, die Geiseln, die Gefangenennahmen, die Hinrichtungen und Niedermetzungen der Nichtkombattanten. Neben diesen Blutorgien gleichen die Metzeleien der Iliade einer Idylle.

Untersuchen wir ein wenig, was die Eroberer geleistet haben.

Unter diesen muß Julius Cäsar einen hervorragenden Platz erhalten. In folgender Weise drückt er sich aus, wenn er selber die Eroberung der Gallier erzählt. „Cäsar kam nach Cordua, nachdem er Munda belagert hatte. Die 13. Legion bemächtigte sich der Türme und Wälle und diejenigen, welche vor der Niederlage geflohen waren, legten Feuer an den Ort, und als Cäsar einzog, tötete man 22.000 ohne jene mitgerechnet, die außerhalb der Stadt massakriert wurden.“ (Übersetzt von Perrot d’Ablanco urt MDCLXXVIII Paris 469).

Man müßte alles anführen: zum Beispiel die Belagerung von Namur. „Cäsar ließ seine ganzen Heere einziehen und versteigerte die ganze Beute mitsamt den Einwohnern, die sich auf 53.000 Personen beliefen“ ... Und die Belagerung von Vannes: „Cäsar fand es angemessen, die Bewohner von Vannes, die sich auf Gnade und Ungnade ergeben hatten, in öffentlicher Versteigerung zu verkaufen, nachdem er die Mitglieder des Senates hatte umbringen lassen, als warnendes Beispiel für die Barbaren, damit sie künftighin standhafter seien.“ (Seite 58). Und die Belagerung von Bourges: „Ein Teil des Feindes wurde an den Stadttore umgebracht, ein anderer außerhalb, durch die Kavallerie, ohne daß sich auch nur einer

damit unterhalten hätte zu plündern. Es wurde kein Pardon gegeben, weder mit Rücksicht auf Alter, noch Geschlecht. Die Soldaten waren durch den langen Belagerungszustand so gereizt, daß von 40.000 Menschen nur 800 sich retten konnten.“ (Seite 156—157). Und die Belagerung von Cahors. „Nachdem die Belagerten sich fortgesetzt gut verteidigten, obgleich viele bereits vor Durst gestorben waren, wurden unausgesetzt alle Quellen, die die Brunnen speisten, abgelenkt, was die Belagerten zwang, sich zu ergeben. Cäsar, der genug Proben seiner Milde gegeben hatte, um nicht für grausam gehalten zu werden, wollte an den Hauptrebelln ein Exempel statuieren; er ließ allen, die Waffen getragen hatten, die Hände abschneiden, um durch diese Grausamkeit die Übrigen in Schrecken zu versetzen.“

„Cäsar,“ sagt Plutarch voll Bewunderung, „eroberte mit Gewalt mehr als 800 Städte, unterwarf mehr als 300 Nationen, kämpfte gegen drei Millionen Mann, von denen eine Million auf den Schlachtfeldern fiel und eine andere Million in Gefangenschaft geriet.“

Übrigens wurde Cäsar von einem seiner Nachfolger in der Weltherrschaft noch übertroffen, durch denjenigen, der sich „die Wonne der Menschheit“ nennen ließ, Titus.

Einer seiner servilen Bewunderer, Flavius Josephus, drückt sich folgenderweise in den Berichten über die Belagerung von Jerusalem aus: „Die römischen Soldaten töteten alle, die ihnen begegneten; die Zahl der aufgehäuften Leichname war so groß, daß diese den Eingang der Straßen verstopften, und das Blut, in dem die Stadt schwamm, löschte an vielen Stellen den gelegten Brand. Als die Römer des Mordens müde waren, blieb noch eine größere Menge Volkes übrig; Titus befahl, sie zu schonen und bloß diejenigen über die Klinge springen zu lassen, die sich widersetzen. Doch die Soldaten ließen nicht ab, die Greise und die Schwachen zu töten. Was die jungen und kräftigen anbelangt, suchte man die wohlgebildetsten für den Triumphzug aus; die, welche mehr als siebzehn Jahre zählten, sandte man nach Ägypten, um sie bei den öffentlichen Arbeiten zu verwenden. Titus verteilte eine große Anzahl an die Provinzen, um sie für Gladiatorenspiele und Kämpfe mit wilden Bestien zu benützen. Diejenigen, welche

das siebzehnte Jahr nicht erreicht hatten, wurden verkauft. Während man so über diese elenden Gefangenen verfügte, starben 11.000; die einen, weil ihre Hüter, die sie hatten, ihnen nichts zu essen gaben; die andern, weil es schwierig war, genug Korn zu finden, um so viele Menschen zu ernähren . . . Nachdem also die Soldaten entlohnt worden waren, wollte dieser mächtige Fürst Dankesopfer darbringen. Er ließ eine große Menge Rinder schlachten, deren Fleisch an die Mannschaft verteilt wurde und hielt für die Oberbefehlshaber Festlichkeiten ab, die drei Tage lang währten.“ (Geschichte der Juden, übersetzt Armand d'Andilly, Brüssel 1676, V, 247).

Wenn ich diese Beispiele von Abscheulichkeiten aus den alten Autoren anführe, geschieht es nicht, weil die modernen Eroberer nicht ebenso glänzende Beispiele liefern könnten. Überschlagen wir die geringeren Götter und sehen wir in der Geschichte des Großmeisters der Kriegführung nach, ob wir da nicht ebenso namenlose Grausamkeiten finden. Leider!

Es sei dies zuerst die Metzelei der Gefangenen von Jaffa. „Er (Bonaparte) faßte einen schrecklichen Entschluß: Es wurde Befehl erteilt, alle Gefangenen den Bajonetten preiszugeben, man mußte mit den Patronen sparen. Man verteilte die Gefangenen unter die Brigaden am Tage vor dem Aufbruch. Man stellte sie in ein Karree auf, mit den Gesichtern nach auswärts. Dann stürmte man diese lebende Masse mit den Bajonetten. Alle wurden getötet. Die Soldaten gehorchten, aber mit einer Art von Abscheu und Entsetzen.“ (Memoiren von Vigo Roussillon). „Es gab 2500 Gefangene. Ihr Los blieb zwei Tage lang unentschieden, am dritten Tag, den 9. März 1799, stellte man sie in Kolonnen auf und postierte sie im Zentrum eines Karrees, das General Bon kommandierte, der dieses ans Meer führen ließ. Auf der Düne angelangt, verteilte man sie in kleine Pelotons und tötete sie mittels Schüssen und Bajonettstichen. Man besitzt noch das Original des Befehls, in welchem General Bonaparte die Ordre gab, diese Unglücklichen zu erschießen, mit der nötigen Vorsicht, daß keiner entkommen könne. Zur Ehre der menschlichen Natur sei es gesagt, es wurde dieser Befehl nicht ohne Protest und Murren ausgeführt und mehrere Brigade-Chefs, unter diesen Oberst Boyer (Memoiren des

Prinzen Eugen) weigerten sich, diese Exekution auszuführen. (Lanfrey Hist. de Napoleon I, 393).

Miot erzählt in seinen Memoiren diese entsetzliche Geschichte: „Dieses Schauspiel, das mir das Herz klopfen macht, und das ich noch in zu matten Farben schildere, hat stattgefunden, während der Hinrichtung der auf den Dünen verteilten Pelotons. Zuletzt blieben nur mehr jene Gefangenen übrig, die der Flut zunächst standen. Unsere Soldaten hatten ihre Geschosse verbraucht. Jene übriggebliebenen Gefangenen mußten durch die Bajonette gefällt und mit blanker Klinge niedergemacht werden. Ich konnte diesen schauerhaften Anblick nicht ertragen. Ich entfloh, bleich und einer Ohnmacht nahe. Einige Offiziere berichteten mir am selben Abend, daß die Bejammernswerten sich einer über den andern gestürzt hätten und daß die Hiebe ihre Gliedmassen trafen, während sie nach ihren Herzen gezielt waren um ihrem traurigen Leben ein rasches Ende zu bereiten. Es türmte sich eine fürchterliche Pyramide von Sterbenden und Toten empor, die von Blut triefte; man mußte die Leiber der schon Verschiedenen hervorziehen, um jenen Unseligen den Gnadenstoß zu geben, die geschützt von diesen entsetzlichen Bollwerk, noch nicht zu Tode getroffen waren. Dieses Bild ist genau und getreu gezeichnet und läßt mir die Hand erbeben, die nicht mehr vermag, die Greuel weiter zu schildern.“

Man wird vielleicht einwenden, daß die großen Eroberungen Bonaparts in Syrien dieses kolossale Morden rechtfertigen. Will man noch weitere Schilderungen? Hier den Schlußbericht eines Sieges (La Moskowa) „Eingeäscherte Wohnstätten, eine aufgewühlte zerstörte Ebene, bedeckt von Ruinen und Trümmern, überall umherirrende Soldaten, die unter den Leichnamen nach Lebensmittel fahnden, die Säcke ihrer toten Genossen durchsuchend. Schauerliche Wunden, lautlose Bivouacs, kein Gesang, keine Erzählungen mehr, nur düsteres Schweigen. Der Kaiser konnte seine Erfolge bloß nach Toten abschätzen In dieser Menge von Leichnamen, über die man hinwegschreiten mußte, um Napoleon zu folgen, traf der Huf eines Pferdes einen Verwundeten, und entrang ihm ein letztes Zeichen von Leben und Leiden. Der Kaiser, der bisdaher stumm blieb, wie sein Sieg, und den der Anblick so vieler Schlachtopfer bedrückte, brach das

Schweigen. Er machte sich Luft in einem Schrei der Entrüstung^{*)} und durch reichliche Fürsorge, die er den Unglücklichen zu Teil werden ließ; hierauf schickte er die Offiziere aus, die in seinem Gefolge waren, damit sie denen Hilfe bringen, deren Schmerzensschrei man von allen Seiten vernahm . . . Einige riefen stöhnend die Namen ihrer Heimat und ihrer Mutter aus; das waren die Jüngsten. Die Älteren erwarteten den Tod, mit teils kaltblütigen, teils sardonischen Mienen ohne Klagen und Flehen, andere verlangten, daß man sie sofort töten solle; aber man ging rasch an all diesen Unglücklichen vorüber, für die man weder nutzlos sein Mitleid vergeuden wollte, noch das grausame Erbarmen fühlte, ihren Leiden ein Ende zu bereiten.“ (Ségur Geschichte der großen Armee 7, XII).

Der größte der napoleonischen Schrecken, ist der Rückzug aus Rußland. Folgendes berichtet ein Augenzeuge. (Faber du Faur): „Am linken Ufer der Beresina liegen tausende von Kranken, Verwundeten und Verstümmelten, verlassen von ihren Führern, zurückgehalten durch ihre Ohnmacht. Am 28. im Morgengrauen, vernimmt man die Kanonen des Feindes. Hierauf wagen sie den Übergang und stürzen gegen die Brücken, von denen die linke einbricht Von da ab, beschäftigt alle nur ein Gedanke, nämlich die einzige Brücke zu erreichen, die stehen geblieben war; und um ihr Ziel zu erringen, werfen sie alles über den Haufen, was ihnen im Wege steht, Vorgesetzte, Kameraden, Frau und Kinder zertreten sie oder stoßen sie in die Fluten der Beresina . . .

Wittgenstein konnte jedoch auf diese dichten Gruppen wehrloser Menschen das mörderische Feuer seiner Artillerie richten. Fast jeder Schuß trifft. Die Kugeln und Granaten schlagen Bresche in die kompakte Masse. Der Schrei der Unglücklichen übertönt der Donner der Kanonen und das Pfeifen der Geschosse, und man drängt sich mit erneuerter Wut gegen die Brücke. Um die Brücke herum erhoben sich die Hügel, die aufgetürmten Menschen und Pferdeleiber, die niedergetreten oder durch das Feuer der Geschütze zu Fall gebracht waren. Kämpfend mußte man über alle hinweg. Die Wellen und das Treibeis des Flusses, rissen sie nach und nach fort und entführten sie; aber nur um wieder neuen Leibern

^{*)} Über wen?

Platz zu schaffen.“ (Seite 296). An anderer Stelle führt derselbe Autor einige Züge der so gerühmten Kriegsmoral an: „Die Stärkeren plündern die Schwächeren, man beraubt die Kranken oder diejenigen, die zu ermattet sind um den Heere zu folgen, ihrer Kleider. Die Sterbenden werden nackt ausgezogen, bevor sie ihren letzten Seufzer ausgehaucht und man läßt alle diese Unglücklichen hilflos im Schnee liegen. Der Selbsterhaltungstrieb hat im Herzen eines jeden alles menschliche Fühlen erstickt!“

War das eine Anwendung von Menschlichkeit, die den General Roguet am Vorabend der Schlacht von Waterloo bewegte? Während der kurzen Rast der Garde vor Ligny hatte der General Roguet, zweiter Befehlshaber der Grenadiere zu Fuß, die Offiziere und Unteroffiziere versammelt und sprach: „Sagt den Grenadiern, daß der erste, der mir einen gefangenen Preußen meldet, erschossen wird!“

Aber die Eroberer kümmern sich wenig darum, human zu erscheinen. Napoleon hat aus der Gefühllosigkeit ein Handwerk gemacht, wie sein Lobredner A. Thiers bezeichnend sich ausdrückt. Bismarck, der sich nicht gescheut hatte, durch eine Lüge einen schauerlichen Krieg zu entfesseln, hat denselben Grad napoleonischen Zynismus doch nicht erreicht. Er war bewegt durch den Anblick des Schlachtfeldes von St. Privat. Vierhundert Meilen von dem Dorfe (Gonze) entfernt, befanden sich zwei fast parallel laufende Gräben, an denen die Totengräber noch beschäftigt waren. Sie waren mit Leichen gefüllt. Franzosen und Deutsche lagen durcheinander gemengt. Manche Körper waren nackt, andere noch mit der Uniform bekleidet. Alle hatten eine schwärzliche Farbe, was von der großen Hitze herrührte. Die Straße nach Metz verfolgend, fand man eine Menge zurückgelassener Überbleibsel von französischen Kappen, preußischen Helmen, Tornistern, Waffen, Wäschestücken, Stiefeln und Papierfetzen. Der Boden war auch mit menschlichen Überresten bedeckt, ganz entsetzlich anzusehen. Auf einem Acker erblickte ich zwei verstümmelte Körper, bei dem einen war das Bein gänzlich abgerissen; dem andern fehlte der halbe Kopf, während die erstarrte Hand mit beschwörender Gebärde zum Himmel emporgestreckt war. Die vorhandenen Grabstellen waren durch Trümmer von Chassepots oder durch Stücke

von zu diesem Zweck zerbrochenen Zigarrenkistchen kenntlich gemacht. Alledem entstieg ein unerträglicher Geruch, und wenn der Windhauch über die tausende von daliegenden Leichen strich, schnürte uns dieser Geruch die Kehle zu, versetzte den Atem und zog uns zugleich das Herz vor Weh zusammen.

Will man noch neuere Tatsachen? Hier eine Episode aus dem sogenannten Eroberungskrieg von Madagaskar: „Die Singalesen stürzten sich in die Häuser. Das Massakrieren begann. Unversehens überrascht, wurde die ganze Bevölkerung mit den Bajonetten niedergestochen. Eine Stunde lang versuchten diejenigen zu entfliehen, die nicht durch den ersten Schuß getötet worden waren. Gehetzt durch unsere schwarzen Kompagnien, sah man sie bedeckt von dem Blute, das aus ihren frischen Wunden quoll, wie wahnsinnig dahinrennen, immer wieder von Schüssen erreicht und verwundet über die Körper ihrer gefallenen Kameraden straucheln. Alle Einwohner fielen; die Schützen verschonten kein Weib, kein Kind. Als es völlig Tag wurde, war die Stadt nichts weiter als ein Beinhaus, indessen Wirrsal die Franzosen, vom Totschlagen ermüdet umheirrten; einige unter ihnen empfanden ein erstickendes Schamgefühl Roter Morast bedeckte den Boden. Am späten Nachmittag, unter dem Einfluß der Hitze, erhob sich der Nebel. Er entstieg dem Blute von 5000 Schlachtopfern, das dampfend gegen Himmel rauchte. Ein Stöhnen von den Lippen der wenigen Verwundeten, die man nicht vollständig erschlagen hatte, entrang sich aus dem Leichenhaufen . . . die letzten starben noch in der Nacht.“ (Vigné d' Octon, „La Gloire du Sabre“ 1900, 212).

Und so könnte ich weiter fortfahren, Seite um Seite, Blatt um Blatt, eines erschütternder als das andere, alle berichtend von Tod, Metzelei, Schändlichkeit, Grausamkeit, Entsetzen! Und wieder Entsetzliches und Grausames und Grausames und Entsetzliches! Und diese Geschichte des Krieges, sie ist die Geschichte der Menschheit!

Man klage mich nicht der Wiederholung an, denn meine ausdrückliche Absicht ist es, die, welche mich lesen werden, die Übersättigung des in Strömen fließend Leidens einzuflößen. Wer dieses Buch zur Hand nimmt, muß den Geruch des Blutes spüren, das

so verschwenderisch vergossen wird. Ja, die Menschen waren Barbaren, die ganze Vergangenheit war eine unfruchtbare Schlächterei. Ist man einmal von der Schändlichkeit vergangener Zeiten überzeugt, dann wird man sich schämen, so fortzufahren.

Übrigens, wenn man nur von den Toten spricht und nicht auch von den Verstümmelten und Krüppeln, so hat man den Krieg um ein gut Teil seines Verdienstes an menschlichem Leiden gebracht. Die Kinnladen zu verlieren, einen Arm, ein Bein, ein Auge, das sind nur Spielereien für die Fürsten, denn sie leiden nicht darunter. Aber jene armen verstümmelten Invaliden, die man in kleinen Wägelchen umherführt, oder diejenigen, welche jahrelang von Schmerzen gebeugt, ihr armseliges Dasein fristen, in jenen Gebäuden, welche Fürstengnade für sie erbauen ließ, die können dann mit Musse über die Schönheit des Krieges nachdenken. Sie sind schon halb Gestorbene. Vielleicht nur bleiben sie am Leben, damit ihre Narben und Verstümmelungen uns in unserer strafbaren Gleichgiltigkeit daran mahnen, daß der Krieg der Vernichter menschlichen Glückes ist.

In unserer sogenannten zivilisierten Gesellschaft erachtet man es als schweres Verbrechen, Menschenfleisch zu essen. Unsere Sitten sind in diesem Punkte tadellos. Und derlei Attentate erzählt man nicht einmal von den schlimmsten Banditen. Dennoch herrscht der Brauch, Menschenfleisch zu verzehren, noch bei einigen wilden Volksstämmen. Es gibt Kannibalen und Anthropophagen und die Beschreibung ihrer Mahlzeit erregt unseren Abscheu und Eckel. Diese Entrüstung scheint mir nicht ganz logisch. Denn unsere kriegerischen Metzeleien übertreffen bei weitem jene, welche ein menschenfressender Volksstamm auf seinen Streifzügen begehen kann. Ich finde es viel unsinniger einen Feind um ein Nichts, zum Vergnügen, oder um des europäischen Gleichgewichtes halber zu töten, als um ihn zu verzehren, damit man nicht selber Hungers sterbe.

Schließlich ist es für die Toten gleichviel ob sie den Würmern und Raben zur Speise dienen oder den Menschen. Glücklicherweise besitzen wir die Gabe der Illusion. Wir wissen die Wahrheit zu verschleiern, wenn sie uns zu düster und schauerlich dünkt. Die alten Vorurteile haben unsere Zivilisation so sehr in dieselbe Form

gepreßt, wir sind so gut daran gewöhnt, seit unserer Kindheit die militärischen Herrlichkeiten zu bewundern, daß wir uns für alle den Krieg betreffenden Dinge begeistern und uns mit Abscheu von den Menschenfressern abwenden.

Nehmen wir jedoch an, daß es eine Gesellschaft von Antropophagen gäbe, wo die Antropophagie eine verehrungswürdige Einrichtung wäre, geheiligt durch Überlieferung, vorgeschrieben durch das Gesetz, in den Schulen gelehrt, von den Priestern empfohlen, gefeiert durch die Poeten und Gelehrten, verkündigt in den Salons, den Akademien, in den Werkstätten, in den Kneipen: sicherlich würde es niemand wagen, gegen diese geheiligte Moral zu protestieren. Die Unglücklichen, die die Kühnheit hätten, die Menschenfresserei sträflich zu finden, würden verächtlich behandelt und für Verräter an der Religion und an der Menschheit erklärt werden. Bei Strafe von empfindlichsten Schmähungen, vielleicht von Verbannung und Gefängnis, wäre jedermann gezwungen, diese Einrichtung zu loben, und die Reden bei Aufnahme an der französischen Akademie würden unter Beifall der Anwesenden mit der feierlicher Verherrlichung des Anthropophagismus schließen.

Unsere kriegerischen Begriffe stehen nicht höher, als jene der Kannibalen. Und einen Menschen zu essen, weil man Hunger hat, ist weniger arg und weniger dumm, als zur nutzlosen Hinschlachtung vieler Tausender zu treiben. Aber die Sitte besteht einmal und wir sind gezwungen das Bestehende zu bewundern. Wenn zufällig eine mißliebige Stimme sich erkühnt zu sagen, daß der Begriff einer kriegerisch gesinnten Nation ein unhumaner Begriff sei, der wird sofort für hochverräterisch und ehrlos erklärt, gerade so wie in der menschenfressenden Gesellschaft derjenige, der sich gegen diese altehrwürdige Doktrin auflehnt, wie ein Verräter und Elender behandelt wird. Arme Menschenfresser! Wir haben kein Recht, euch als Barbaren anzusehen, denn unsere patriotischen Orgien sind ein bischen anders blutig als die euren. Und ihr haltet Fasttage, im Vergleich mit uns. Und dennoch lebte ich unter den Kannibalen und müßte ich auch dafür büßen, ich würde doch die Mahlzeit mit Menschenfleisch nicht gutheißen können!

Ebenso sage ich bezüglich des Krieges, auf die Gefahr hin, als ein Ungeheuer zu erscheinen, daß ich das Töten eines braven

Deutschen, eines braven Engländers oder Italieners für ein Verbrechen halte. Diese Leute sind Menschen wie ich, wenn sie auch jenseits unserer Grenzpfähle leben. Sie haben Eltern, Frauen und Kinder. Ihr Blut hat dieselbe Farbe wie das meine und ich kann mich nicht darüber freuen, wenn ich diese guten Leute leiden, weinen, sterben sehe.

Mit einem Wort — die Apostel eines modernen falschen Patriotismus mögen mir verzeihen — ich finde kein Vergnügen an dem Jammer der Fremden und das Massakrieren dieser armen Teufeln von Bauern aus den Nachbarländern erfüllt mein Herz weder mit Stolz noch mit Freude.

Ich gehe selbst in meiner Frevelhaftigkeit soweit, daß ich für sie wie für meine französischen Brüder das tiefste Mitleid empfinde, und daß ich mich bemühe, meinen Schülern, meinen Freunden, meinen Kindern Achtung vor dem Menschenleben beizubringen, es handle sich um einen Franzosen oder einen Ausländer.

Ich hege sogar die vielleicht befremdende Hoffnung, daß man eines Tages nicht mich als Barbaren betrachten wird.

II.

Die Moral des Krieges.

Es sei mir gestattet, die moralische Seite des Krieges auf ihren Wert zu prüfen. Es versteht sich von selbst, daß dieses Kapitel nicht für diejenigen Leser geschrieben ist, die die Worte Pflicht und Moral als außer Gebrauch gesetzt betrachten, als veraltete Ideen, die gut dazu sind, in dem Staub der Bibliotheken zu vermodern. Doch es gibt noch gewisse Geister, die an ein Moralgesetz glauben. An diese richten wir das Wort.

Das Moralgesetz ist bis ins unendliche veränderlich, je nach Zeit und Ort. Über die Begriffe der Ehe, der Familie, des Eigentums, existieren so viele verschiedene Auffassungen, daß es kindisch wäre, irgend ein unumstößliches Gesetz festzustellen, dessen Übertretungen als Verbrechen gelten müßten. Jedoch in einem Punkte

sind in der ganzen Menschheit die Sittengesetze darin übereinstimmend, daß man seinen Nächsten kein Leid zufügen darf. Ein Geschöpf töten, ihm Leiden zu bereiten, sich dieser Leiden zu freuen, wird allenthalben als Schlechtigkeit angesehen.

Das fundamentale Moralgesetz ist die Achtung vor dem Leben und dem Glück unserer Mitmenschen.

Alle haben wir eine heilige Pflicht; die, unserem Nächsten nicht weh zu tun. Das ist einfach ein unumstößliches Pflichtgebot; alle Religionen beruhen auf diesem großem Prinzip. Es gibt kein Volk, so barbarisch es auch sei, dessen Moral das Töten gebiete und dessen Pflichterfüllung darin bestünde, dem Mitmenschen möglichst viel Unheil zu bereiten. In Sachen der Moral ist alles zweifelhaft und schon bezweifelt worden, bestreitbar und bestritten worden, ausgenommen dieses hohe Gebot. Es ist sogar ein Gesetz zweifacher Art: Passiv, in dem Sinne, daß es das Wehtun verbietet, aber auch aktiv, da es das Wohltun befiehlt. Wer Leiden mildern, Wunden heilen, Trost und Hilfe spenden kann, der tut das Gute. Es genügt also nicht, kein Mörder zu sein; man muß auch ein Wohltäter sein. Danach wird die Moral des Individuums beurteilt. Zu allen Zeiten und aller Orten ist es so, das ist eine allgemeine und die ursprünglichste Moral.

Wir haben hier nicht zu untersuchen, ob sie genügt. Wir neigen zu der Ansicht, daß sie genügt, vorausgesetzt, daß man ihr die weiteste Ausdehnung gibt. Vorläufig nehmen wir an, daß sie ausdrücklich ist und keinerlei Ausnahmen zuläßt.

Nun also: Dieses kategorische, allgemeine und unabänderliche Gesetz, anerkannt durch alle Religionen, Staaten und Philosophien, steht im schärfsten Widerspruch zum Prinzip des Krieges selber.

Das Prinzip des Krieges ist das Töten, und man kann die legitime Verteidigung nicht als Entschuldigung anführen; denn zwei Individuen können nicht zu gleicher Zeit das Recht der legitimen Verteidigung besitzen, unbedingt ist eines davon der Angreifer. Wenn diese beiden Menschen – oder was auf dasselbe herauskommt, die beiden Völker – sich mit der Verteidigung begnügen würden, gäbe es keinen Kampf. Auf jeden Fall ist einer der Angreifende, und der ist es, welcher verbrecherisch ist, weil er es versucht, zu töten.

Das Prinzip des Krieges ist also der Totschlag. Wie kann man es in Einklang bringen mit dem Prinzip des allgemeinen Moralgesetzes, das doch in der Achtung vor dem Menschenleben besteht?

Es ist merkwürdig, mit welcher Bewußtlosigkeit man diese beiden Gegensätze nebeneinander festhält. Das Evangelium sagt: „Du sollst nicht töten.“ Und alle christlichen Nationen stehen einander waffenstarr gegenüber. Der Koran verwirft den Mord. Und die muselmännische Religion ist nur durch Kriege groß geworden. Die Priester aller christlichen Sekten sprechen vom Herrn der Heerscharen. Die Hohepriester des Islam verherrlichen die großen Metzeleien. In allen Moscheen und Domkirchen wird Hossanah gesungen, die Eroberer zu feiern, und das auf den Schlachtfeldern vergossene Blut wird als zu Ehren der heiligen Sache vergossen, angesehen.

Philosophen, Denker und Dichter, alle jene, die sich berufen fühlen, die Menschheit einem höheren Ideale entgegen zu führen, vergessen, nachdem sie theoretisch die Gebote der Barmherzigkeit verkündigt, dieses alles und preisen den Mord, sobald es sich um die Sache des Krieges handelt.

Und wenn die Bezeichnung „Mord“ zu hart klingt, gehen wir zu den konkreten Tatsachen über und betrachten wir die Dinge wie sie sind.

Wir befinden uns zu Kriegszeiten in einem Wald. Es ist heller Tag. Ein junger Mann, fast noch ein Kind, in Uniform, lehnt an einem Baum; er hält sein Gewehr, das geladen ist. Es ist Jean Bonhomme, ein Bauernbursch, Sohn eines Bauern; man hat ihn aus seinem Elternhaus geholt und an die Grenze gebracht. Jean Bonhomme wartet voll Beklommenheit. Plötzlich kommt ein Reiter vorüber, der auch seine Waffe bereit hält. Es ist der Michel, den man ebenfalls in die Uniform gesteckt hat, ebenfalls ein Bauernbursch und Sohn eines Bauern wie Jean Bonhomme. Der eine ist an den Ufern der Loire, der andere an den Ufern der Elbe geboren. Sie kennen einander nicht, haben einander niemals gesehen, haben keine Ursache sich zu haßen. Trotzdem hebt Jean sein Gewehr, zielt, schießt und Michel fällt zu Tode getroffen zusammen.

Ist nun Jean Bonhomme ein Mörder? Armer Jean Bonhomme! Schlichte Seele, du hast Befehl bekommen, auf diejenigen zu schießen, die blaue Waffenröcke tragen, man hat dir beigebracht, das sei deine Pflicht. Man hat dich glauben gemacht, daß Michel gekommen sei, um deinen Acker zu verwüsten, dein Haus niederzubrennen. Und du armer Michel, ebenso harmlos wie Jean Bonhomme! Man hat dir dieselbe Geschichte erzählt, hat dir gesagt, daß Jean Bonhomme deine Freiheit bedrohe, dein Weib, dein Feld. Und nun seid ihr beide in Mörder verwandelt.

Ja wahrhaftig, liebe Freunde, ihr seid euch dessen nicht bewußt, daß es ein Verbrechen ist, was ihr da begeht. Öffnet das Evangelium, in dem man euch lesen gelehrt und ihr werdet jene verhängnisvollen Worte finden, die keinen Zweifel aufkommen lassen, über die es keinerlei Meinungsverschiedenheit gibt: „Du sollst nicht töten.“ Es ist wahr, daß jene Art des Mordens seit jeher gepriesen wird und daß man es mit dem Namen militärischer Heldenmut bezeichnet, indem man immer mit verderbtem Sophismus den Eroberungskrieg mit dem Verteidigungskrieg verwechselt, oder sich auf das Autoritätsprinzip beruft. Die Machthaber, ob König, Kaiser oder Republik, gebieten zu töten und man tötet. Und es gibt, so scheint es, für den, der tötet, keine Verantwortlichkeit mehr, sowie der Henker, der das allgemeine Rächeramt vertritt, den Verbrecher hinrichtet, und dafür nicht verantwortlich gemacht wird. Nur daß der Henker, der einen elenden Mörder unschädlich macht, sich keines besonderen Ansehens erfreut, während der Soldat, der auf einen braven Kerl schießt, dessen einzeiges Verbrechen es gewesen, eine andere Uniform zu tragen wie er, als Held betrachtet wird. Selbst dann, wenn für ihn keine Gefahr dabei ist, oder wenn er einen Kriegsgefangenen, oder als Geisel gestellten erschießt.

Hier stellt sich die gefährliche Frage ein, bis zu welchem Punkt ein Bürger das Recht hat, den Militärdienst zu verweigern.

Von allen in diesem Buche vorgenommenen Untersuchungen gibt es keine, die ernster und aufregender wäre. Doch es ist nicht meine Gewohnheit, mich der Schwierigkeit einer Aufgabe zu entziehen, indem ich ihr ausweiche; ich will ihr entschlossen und ohne Umwege an den Leib rücken.

Übrigens handelt es sich bloß um Theorien, denn tatsächlich besteht für alle jungen Männer, in den Ländern, wo der Militärdienst obligatorisch ist, die absolute Notwendigkeit, ihm nachzukommen. Die, welche gegen das Gesetz der Rekrutierung sich auflehnen, werden von den Gendarmen gefangen und müssen wohl oder übel Soldaten werden. Die Widerspenstigen, die Deserteure, die Ungefügigen werden unweigerlich bestraft. Und ich glaube nicht, daß diese Strafe gelinde ausfällt, oder daß ihr leicht zu entgehen wäre. Die Unfügsamkeit im militärischen Dienst ist praktisch undurchführbar. Es handelt sich hier also nur um eine Abhandlung der theoretischen Moral.

Nichtsdestoweniger ist das Interesse daran kein geringeres. Denn wenn die Resistenz im Militärdienst vom theoretischen auf das praktische Gebiet überginge, so ergäbe dies ein ganz verändertes Weltbild.

Schließlich müssen die theoretischen Fragen so genau untersucht werden, als könnten sie praktisch jeden Augenblick durchzuführen sein. Das ist die große moralische Maxime, die Epiktet vor Kant, vor mehr als zweitausend Jahren, formuliert hat: „Handle so, als ob von deinem Handeln das Schicksal des Weltalls abhinge.“ Wir müssen niemals vermuten, daß unsere individuellen Handlungen keinerlei Folgen haben würden, wir müssen im Gegenteil davon überzeugt sein, daß unsere Einzeltat zum Vorbild für andere ähnliche Taten dienen und daß unser Beispiel von Tausenden und Abertausenden nachgeahmt werden wird.

Hat man das Recht, den Militärdienst zu verweigern, mit der Begründung, daß der Krieg ein Verbrechen ist?

Man kann diese Frage auf zweierlei Art beantworten. Und wir fassen die beiden antinomistischen Antworten in folgendem zusammen: A. Man soll sich um keinen Preis als Soldat der Morde, Verbrechen und Räubereien, aus denen der Krieg besteht, schuldig machen. Also muß jeder Mensch, der seiner Menschenpflicht genügen will, sich weigern, Soldat zu sein.

B. Der Militärdienst ist ein, durch die Mehrzahl der Staatsbürger frei gegebenes Gesetz: also muß sich ihm alle Bürger unterziehen und an der Verteidigung des Vaterlandes mithelfen.

Dies sind die Argumente der einen und der andern Seite. Wir wollen sie zuerst ruhig darlegen und dann entscheiden, welche moralische Verpflichtung wir, in unserem Sinne, anzunehmen haben.

A. Der Krieg ist hauptsächlich durch das Töten charakterisiert. Nun ist der einzige Grund für den Militärdienst der Krieg; ihn annehmen, heißt das Prinzip des Tötens annehmen. Die Menschen, die man bekämpfen und wenn möglich töten soll, sind unsere unschuldigen Mitbrüder. Und das strengste aller Sittengebote ist, das Leben des Bruders zu achten.

Die Gesetze meines Vaterlandes, die mir gebieten, als Soldat zu dienen und gelegentlich die Rolle eines Mörders zu spielen, sind geschriebene Gesetze. Jedoch über den geschriebenen Gesetzen stehen sittliche, ewig gebieterische Gesetze! Wenn etwa Gesetze und Regeln erlassen würden, die mir gebieten, meine eigenen greisen Eltern zu töten, dann wäre es ein Verbrechen, diesen Gesetzen zu gehorchen; ebenso als würde mir Blutschande oder Brandlegung geboten. Der Krieg ist nicht minder abscheulich als Elternmord, Blutschande und Brandlegung. Also ist es meine strengste Pflicht, mich seiner nicht schuldig zu machen.

Umsomehr, als wenn mein Beispiel Nachahmung in allen Ländern und Armeen fände, dies dann das Ende der Kriege bedeuten würde. Ja, das einzige wirksame Mittel, das Ende des gegenwärtigen barbarischen Kriegszustandes herbeizuführen, ist eine allgemeine und wechselseitige Resistenz bezüglich des Militärdienstes. Indem man sich weigert, die Waffen zu führen, nützt man dem Vaterlande mehr als man ihm schadet; denn solches Beispiel wirkt ansteckend und wenn tausende französische Rekruten den Dienst verweigerten, würden ebenso viele tausend von deutschen, österreichischen, englischen, italienischen Rekruten das gleiche tun und das grauenvolle Regime unserer kriegerischen Zivilisation hätte sein Ende erreicht.

Wohlan, trotz des fast einstimmigen Tadels, kraft meiner Achtung vor unschuldigen Menschenleben, will ich den Verfolgungen, Foltern, Leiden im Gefängnis, der Verbannung, selbst dem Tode Trotz bieten, um mich einem Morolgebot zu unterwerfen, das keine Ausnahme zuläßt; und es wäre gewiß viel leichter und vorteilhafter für mich, ein oder zwei Jahre lang Soldatendienst zu

leisten, als allen Leiden entgegenzutreten, die meiner harren, wenn ich dem gehorche, was ich für das höchste Ideal halte.

B. Hier die Gegenargumente:

Das Vaterland ist die Vereinigung von sich solidarisch fühlenden Individuen, verbunden in der Vergangenheit durch eine gemeinsame Geschichte, in der Gegenwart durch die Unterwerfung unter die gleichen Gesetze und die Verfolgung gleicher Interessen. Der Boden, die Sprache, die Religion und die Traditionen bewirken, daß die im selben Lande wie wir Geborenen uns näher stehen als die aus anderen Ländern.

Jene sind Fremde für uns, die andere Sprachen sprechen, anderen Rassen angehören, andere Überlieferungen haben und die in rauher Weise und unablässig unsere Väter bekriegten. Wir haben Mitbürger, und unseren Mitbürgern sind wir Hilfe und Schutz schuldig, soweit unsere Kräfte reichen. Das ist unsere erste Pflicht. Von dem Moment an, da wir in einer nationalen Gemeinschaft leben und deren Vorteile genießen, haben wir nicht das Recht, uns ihren Anforderungen zu entziehen. Wir müssen uns also den Bestimmungen fügen, die fast einmütig durch die Mehrheit unserer Mitbürger beschlossen wurden. In gleicher Weise als wir die Steuern zu bezahlen verpflichtet sind, haben wir die strenge Pflicht, den Heeresdienst zu leisten, denn dieses Land, das unser gemeinsames Vaterland ist, kann eines Tages von habgierigen Fremden bedroht werden. Sie rüsten gegen uns, wir können nicht ungerüstet ihnen gegenüberstehen. Es hieße der Feigheit einen Entschuldigungsgrund bieten, wenn man sich auf ideale Brüderlichkeit stützen wollte. Vor allem muß das Vaterland geschützt werden. Wenn unser greiser Vater von Räufern überfallen würde, wären wir Elende, ihn nicht mit der Waffe in der Hand zu verteidigen. Selbst auf die Gefahr hin einen der Schufte zu töten, die ihn bedrohen. Das Recht der Notwehr ist ein noch geheiligteres Recht, als die Achtung vor dem Menschenleben. Und es handelt sich um die Meinen. Um meine Landsleute, die Beschützer meiner Kindheit, die das aus mir gemacht haben was ich bin. Es genügt, das Vaterland in Gefahr zu wissen, und die Pflicht seiner Verteidigung wird unabweislich. In dem gegenwärtigen Zustand der Welt, können Wohlstand und Unabhängigkeit meines Vaterlandes gefährdet sein. Ich darf also nicht schwanken.

Und dann: mit welchem Rechte dürfte ich mein Urteil dem der Majorität meiner Mitbürger voranstellen? Es wäre recht bequem, eine Pflicht, welche mir die Solidarität gebietet, als verbrecherisch von mir zu weisen. Es ist nicht statthaft, daß jeder Bürger sich frage, ob ein Gesetz auch seinen persönlichen Anschauungen entspricht, bevor er ihm gehorcht, — dann gäbe es überhaupt keine Gesetze. Einer Gesellschaft, in welcher jeder darauf Anspruch machen wollte, erst die Gesetze zu erwägen, die man ihm auferlegt, wurde in vollständige Anarchie verfallen. Auch wenn ein Gesetz mich nicht in jeder Richtung befriedigt, muß ich es als obligatorisch annehmen, denn ich habe nicht das Recht, mich von der Gemeinsamkeit, in der ich lebe, zu isolieren und mich gegen dasjenige aufzulehnen, was sie bestimmt hat.

Seit Jahrtausenden ist es die erste Pflicht der Menschen gewesen, das Vaterland hochzuhalten. Sich gegen sein Vaterland versündigen, es nicht mit seinem Blute zu verteidigen zu wollen, heißt nicht bloß sich gegen das allgemeine Empfinden auflehnen, das heißt alles, was Ruhm und Ehre der Menschheit seit Menschengedenken ausmachte, mit Füßen zu treten.

So unparteiisch als möglich habe ich die eine wie die andere Anschauung dargelegt. Man sieht daraus, daß beide sich verteidigen lassen und daß es höchst ungerecht wäre, demjenigen als Unmenschen zu betrachten, dessen Ansichten den unsrigen entgegengesetzt sind. Es ist möglich, daß er sich irrt, daß seine Schlüsse falsch sind, aber man hat kein Recht, den Soldaten, der auf den Feind zielt und ihn erschießt, der Infamie zu zeihen, ebensowenig als jenen Soldaten, der, seine Waffe abwendend, behauptet, er habe nicht das Recht, seinen unschuldigen Bruder zu töten.

Allerdings genügt es nicht, die mächtige Logik zweier entgegengesetzter Anschauungen festzustellen; es bedarf auch einer Schlußfolgerung.

So zwingend das Gebot auch sein möge, ein Menschenleben zu achten, so kann doch dieses Gebot nicht als ein absolutes angesehen werden. In vielen Fällen muß man davon Abstand nehmen. Es gibt Interessen zu wahren, Wahrheiten zu verbreiten, Rechte zu unterstützen, um derentwillen es im gegebenen Augen-

blicke geboten sein könnte, Blut zu vergießen. Sollte eine Horde von Abenteurern, die die Macht an sich rissen, gegen friedliche Bürger eine Cohorte von Räubern loslassen — oder auch eine Schar von ganz braven, irregeleiteten Leuten — dürfte ich nicht tatenloser Zuschauer bleiben; ich müßte die bedrohte Freiheit und Rechte schützen. Aus einem Kampfe desertieren, unter dem Vorwande, ich hätte nicht das Recht Mordwaffen zu gebrauchen, das wäre ein Verrat, fast ein Verbrechen. Selbst wenn diejenigen, die ich bekämpfen sollte, ehrsame Leute sind, die aus Geistesschwäche sich zum Unrecht verleiten ließen, gebietet mir meine Pflicht, ihnen Widerstand entgegenzusetzen, denn ihr Sieg könnte unberechenbare Übel nach sich ziehen. Besser der Tod einzelner Individuen, als die Knechtschaft und das Unglück mehrerer Generationen.

Sicherlich ist das Menschenleben eine heilige Sache, aber die Zukunft der Menschheit ist ebenso heilig und die Gerechtigkeit ist vielleicht ein noch kostbareres Gut. Ist also die Gerechtigkeit verletzt worden, so darf man sich nicht scheuen, sie um jeden Preis zu verteidigen. Nichts ist widerwärtiger, als der Triumph der Ungerechtigkeit. Also ist der bewaffnete Widerstand gegen den Sieg der Ungerechtigkeit nicht bloß erlaubt, sondern geboten, demnach gibt es noch höhere Pflichten, als die der Lebenserhaltung.

Nun fragt es sich, ob der Schutz des Vaterlandes eine dieser höheren Pflichten darstellt.

Dies erscheint mir nicht zweifelhaft. Denn mein Vaterland verkörpert mir ein gewisses Ideal von Gerechtigkeit und Fortschritt und könnte nicht verletzt werden, ohne daß der menschliche Fortschritt darunter litte. Meine Mitbürger haben ihre Vertreter frei gewählt, sie besitzen eine Regierung, die sie nach ihren Ermessen als die beste erkannt haben; die persönliche Freiheit und die Gewissensfreiheit ist ihnen gesichert. Die Verteidigung Frankreichs ist gewissermaßen die Verteidigung des menschlichen Fortschritts. Es ist also notwendig, daß Frankreich unabhängig sei, und nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge ist das einzige Mittel, Frankreich seine Unabhängigkeit zu sichern, ihm zu gestatten, eine kräftige und wohlorganisierte Armee zu besitzen.

Selbst wenn Frankreich sich in einen ungerechten Krieg stürzen und ungerechtfertigte Angriffe unternehmen würde, so geböte die

Pflicht dennoch, am Kriege teilzunehmen, wobei man sich aber das Recht wahrt, möglichst Propaganda zur Vermeidung des Krieges zu machen, ihn für absurd und frevelhaft zu erklären, sich nach Möglichkeit dagegen aufzulehnen und nichts unversucht zu lassen, ihn in seinem Fortgang zu hemmen. Denn schließlich muß man zugeben, daß ich mich täuschen könnte, obgleich die Mehrzahl der Menschen die Möglichkeit des Irrtums nicht zugeben will. Also, weil ich mich irren könnte, werde ich mich von der Mehrheit meiner Landsleute nicht trennen, möge ich noch so sehr von ihrem Irrtum überzeugt sein. Ich werde selbst, wenn sie sich irren, gemeinsame Sache mit ihnen machen, da ich in der Dienstpflicht nicht auseinanderhalten kann, was ein legitimer Verteidigungskrieg und was ein unlegitimer Angriffskrieg ist. Meine Schlußfolgerung lautet also ganz bestimmt folgendermaßen:

Man muß sich dem Militärdienst unterwerfen.

Diese Folgerung gestattet jedoch wesentliche Einschränkungen.

Die erste wäre, daß dieses Land, welches wir verteidigen sollen, auch wirklich Herr sei über sein Geschick und nicht dem Despotismus eines oder mehrerer Autokraten untertan. Unsinn ist es zu behaupten, es wäre die Stimme des Vaterlandes gewesen, welche durch die Gesetzgebung eines Nero, Napoleon oder Nikolaus gesprochen habe, als diese den Krieg erklärten. Dort, wo das allgemeine Stimmrecht nicht besteht, wo die Minister nicht verantwortlich sind, gibt es keine Souveränität des Volkes. Und wenn ich der Gesamtheit meiner Mitbürger — nicht ohne Leidwesen — die Berechtigung zu der von ihr gewollten Kriegführung zuerkennen muß, so kann ich dieses Recht nicht einem einzelnen unter ihnen zugestehen, möge er auch der Nachkomme einer langen Reihe von Herrschern oder der Held glanzvoller militärischer Epopäen sein.

Als Bürger der französischen oder amerikanischen Republik, oder als freier Bürger der englischen Monarchie kann ich meinem Vaterlande den Heeresdienst nicht verweigern, selbst da, wo ich den Krieg verdammen muß. Wäre ich aber russischer Untertan, dann würde ich nicht so sprechen, denn nicht mein Vaterland hätte mich gerufen, und ich würde nicht zugeben, daß der Zar über mich verfügen könne, ohne meiner direkten oder indirekten

Stimmabgabe. Zu Entrichtung der Steuern, zu Befolgung der Gesetze, die meinem Gewissen nicht widersprechen, genügt vielleicht eine Regierung, die in Folge der Traditionen stillschweigend angenommen wurde. Aber wenn es sich um einen Krieg handelt, der Allen widerspricht, was ich als erlaubt und menschenwürdig ansehe, verlange ich mehr. Es bedarf der formellen und entscheidenden Volksberatung; den ausdrücklich ausgesprochenen Willen der Mehrzahl meiner Landsleute zu vernehmen, ist da nicht zu viel verlangt. Ich will noch weiter gehen. Der Krieg ist ein so barbarisches, so abscheuliches Ding, daß ich die Regierung meines Landes, sollte sie auch von der Nation gewählt sein, nicht über Krieg und Frieden entscheiden lassen möchte. Der direkte Appell an das Land ist unerläßlich und es sind nicht die Volksvertreter allein, denen man eine so furchtbare Entscheidung anheimstellen sollte.

In der Schweiz, dem stärksten demokratischen Staate, den es gibt, besteht für alle wichtigen Gesetze ein Volks-Referendum, d. h. die Bevölkerung wird befragt, ob sie dieses oder jenes Gesetz annimmt oder ablehnt. Wenn das für notwendig befunden wird, bei einer belanglosen Angelegenheit der Konstitution, um wieviel notwendiger wäre es, in der Frage über Krieg oder Frieden? Und wenn ich auch zugeben will, daß in freiheitlichen Ländern es Pflichtgebot ist, dem Heeresdienste zu genügen, falls dieser zu Recht besteht, so wollte ich doch in konstitutionellen Staaten das Prinzip aufgestellt wissen, daß kein Krieg angefangen werde, mit Mobilisierung und Invasion des Nachbarstaates, ohne vorhergehender Volksabstimmung. Es ist wohl das geringste, was man verlangen kann, daß ein Volk um seine Meinung befragt werde, bevor es in einen Kampf getrieben wird, der es dezimieren, ruinieren, vielleicht gänzlich vernichten kann, anstatt den Phantasien der Journalisten folgend, seinen Vertretern, seinen Diplomaten, oder einer geheimen Intriguenpolitik und ihren Machenschaften zu gehorchen.

Die zweite Einschränkung ist nicht minder wichtig. Selbst wenn ein Land frei verwaltet wird und es sich unweigerlich zum Kriege entschlossen hat, so wird der Krieg deshalb doch nicht minder eine barbarische Sache sein. Mag eine Volksmajorität oder ein Tyrann den Krieg erklärt haben, es bleibt deshalb doch ein Gewaltakt, eine Missetat. Man muß demnach alles daransetzen,

um jeglichen Krieg unmöglich zu machen. Man muß mit aller zu Gebote stehenden Energie das Prinzip des internationalen Schiedsgerichtes anstreben; man soll keinen Menschen, der kein Henker ist, zwingen, auf einen anderen zu schießen, der nichts verbochen hat. Von nun an sollte unser Gewissen nicht mehr hin und her gezerrt werden dürfen, zwischen diesen beiden einander ganz entgegengesetzten Pflichtgeboten: „Dem Vaterland zu helfen und unschuldiges Menschenleben zu achten.“

Das Prinzip des Krieges zu bekämpfen, das ist die wahre und notwendigste Pflicht jedes gerecht Denkenden, jedes loyalen Staatsbürgers. Und dennoch, im Verlaufe eines gewissen, hoffentlich nur kurzen Zeitraumes, müssen wir uns dem Heeresdienste unterwerfen, weil die Armee für die nationale Unabhängigkeit eine Notwendigkeit ist. Aber das ist doch nur eine Übergangsperiode; denn die Stunde wird bald schlagen, in der der Mensch den Wahnsinn des Kriegführens erkannt haben wird.

Auf jeden Fall, da wir das Prinzip des Militärdienstes annehmen — und wir glauben, daß im gegenwärtigen Augenblick jeder Mitbürger dazu verpflichtet sei — dürfen wir unsere Verpflichtungen nicht bloß halb tun, noch mehr oder weniger eingestandene Ausflüchte suchen, durch die wir uns der allgemeinen Bürgerpflicht entziehen würden.

Den Frieden und das internationale Schiedsgericht predigen ist recht, aber unter der Voraussetzung, daß man einfach anerkennt, den Soldatendienst leisten zu müssen, sobald das Vaterland es fordert.

Wirke durch dein Stimmrecht, deinen Einfluß, deine Worte, deine Schriften dafür, den Krieg zu beseitigen und von jetzt ab jeden Krieg unmöglich zu machen. Aber wenn die Stimme der Nation den Krieg verlangt, lehne dich nicht auf gegen die nationale Stimme.

Ich erkenne, daß hier ein schmerzlicher Riß klafft, den heute noch die Dummheit und Unintelligenz der Menschen verursacht; aber dieses große moralische Leiden wird nicht ewig dauern. Durch die Entwicklung des Unterrichts werden die Völker endlich ihre wahren Interessen erkennen. Alle diese Erörterungen, mit Bezug auf die Militärflicht sind ja augenblicklich noch geboten. Der Tag wird kommen, da sie ebensowenig Daseinsberechtigung

haben werden, als die Frage, ob man das Recht besitze, seine Sklaven zu töten.

Zu Kriegszeiten verschwinden immer alle gewöhnlichen Moralbegriffe. Der Mensch achtet weder Gut noch Leben des Nächsten. Da gibt es ein neues Sittengesetz. Ganz verschieden von der gewohnten Moral und man muß es einfach Barbarei nennen. Wir dürfen uns dabei nicht durch die Deklamationen von Sophismen blenden lassen. Den Mann zu töten, der uns gegenüber steht, ihm sein Haus, sein Schloß, seine Wirtschaft zu plündern, nichts anderes als Gesetz anerkennen, wie die eigene Laune und Kraft, da haben wir die Moral des Krieges: Es ist die Verneinung aller Moral.

Es ist wahr, daß das Heer nicht immer dem Kriege dient und daß die Pflichten des Soldaten im Frieden ganz andere sind, wie im Feldzug. Aber der Begriff von Armeen, die keinen Krieg führen sollen, ist ein wenig lächerlich und ich denke nicht, daß eine solche Ungereimtheit viele Verteidiger finden wird.

Übrigens wollen wir untersuchen, ob in Friedenszeiten der Waffendienst die Moralität eines Landes fördert. Wir wollen im vorhinein ausdrücklich erklären, um jede Verleumdung zu vermeiden, daß wir die Offiziere und die Soldaten hochschätzen. Wir wissen, wie viel Edelsinn, Intelligenz und Energie in den Offizieren steckt, die die Elite der französischen Nation bilden. Was die Soldaten anbelangt, so sind sie ja die Seele Frankreichs, da unsere ganze männliche Jugend von 21 bis 24 Jahre im Heere dient.

Wir können also die Armee nicht von Frankreich trennen und wer Frankreich liebt, umfängt die Armee und das Vaterland mit der gleichen Liebe.

Aber ohne zu freveln, kann man sich fragen, ob alle diese jungen Männer, Offiziere wie Soldaten, in der militärischen Dienstpflicht eine nützliche Verwendung ihrer Tätigkeit finden. Theoretisch betrachtet, ist das Heer eine hierarchische Gesellschaft, auf passiven Gehorsam und strenge Disziplin gegründet. Dieser riesige autokratische Mechanismus ist sicherlich wenig geeignet, individuelle Tatkraft zu entwickeln, jedoch ist es nicht feststehend, daß unumschränkter Individualismus einseitig disziplinierter hierarchischer Organisation vorzuziehen sei. Beide Ansichten kann man

vertreten. Ich meinesteils glaube daran, daß die Zukunft des Meschengeschlechtes auf der Pflege der persönlichen Energie beruht und daß das Aufgehen des Individuums in der Kollektivität – sei es Militarismus oder Sozialismus – uns keiner höheren Zivilisation entgegenführt. Ubrigens will ich in die etwas abstrakte Diskussion über jene beiden Alternativen nicht weiter eingehen; ich will nur untersuchen, ob die Armee, wie sie heute im Jahre 1907 besteht, eine Schule der Moralität darstelle, oder ob sie im Gegenteil der moralischen Gesundheit der jungen Leute nicht schädlich ist, die alljährlich, bei jeder Aushebung, in ihre Reihen aufgenommen werden.

Offenbar wird es sich nicht um eine theoretische und ideale Armee handeln, in der jeder Offizier Freund und Beschützer dieser braven, etwas unkultivierten Jungen sein soll, die ihm zugeführt werden und dessen Hauptsorge es wäre, ihnen die Liebe zu Frankreich und den Menschen, ebenso wie die technischen Kenntnisse und der Handhabung der Schuß- und Stichwaffen beizubringen. Es handelt sich hier um die Armee, wie sie ist. In der Praxis sind wir noch von einer Heeresausbildung mit väterlich fühlenden Führern und Lehrern sehr weit entfernt. Der Aufenthalt in der Kaserne, das ist etwas ganz anderes.

Vor allem verlernt der Soldat die Gewohnheit der Arbeit. Die Tagelöhner auf dem Lande oder in der Stadt, die gezwungen waren, in harter Arbeit ihr tägliches Brot zu verdienen, finden, daß das Kasernenleben dagegen verhältnismäßig ein Ausruhen ist. Für die Müßiggänger und Bourgeois, die Söhne der höheren Stände und Beamten, ist das Soldatenleben hart und beschwerlich. Von diesem Gesichtspunkt aus, wäre es folglich heilsam. Für den ländlichen Arbeiter erscheint die Arbeit lästig, wenn sie die körperlichen Kräfte nicht in Anspruch nimmt; denn er begreift ihren Nutzen nicht, während er ganz gut weiß, warum er sein Feld bebauen und seinen Pflug führen muß. Auf jeden Fall verliert er die Freude an der ländlichen Arbeit, ohne am militärischen Beruf Freude zu finden. Er verläßt den Soldatendienst gern, denn dieser ist eine Frohndienstbarkeit; aber er verläßt ihn verdorben; er bekommt eine Scheu vor der Bodenarbeit, er hat gelernt zu bummeln und stundenlang nichts zu tun, in den Straßen spazieren zu gehen, mit schlenkernden Armen, untätig und verdrossen. Noch

manches andere hat er gelernt: Die Vergnügungen der Kantinen und Winkelschenken, mit ihren verfälschten Getränken; er hat die feilen Dirnen kennen gelernt, welche um die Kasernen herumstreichen und die ihn vielleicht mit unheilbaren Krankheiten behaftet haben; er hat seine Erziehung vollendet in der Heuchelei und Lüge, hat gelernt, seine Vorgesetzten zu beschwindeln, sich den schweren Diensten zu entziehen, den Bestrafungen auszuweichen, so daß ihm alle Manneswürde abhanden gekommen ist, ohne, in den zwei Jahren, die Würde des Soldaten errungen zu haben.

Der Alkoholismus, die Prostitution, die Heuchelei; das ist es, was man im Kasernenleben lernt.

Nicht das militärische Regime darf hier angeklagt werden, sondern vielmehr die Lebensweise der Städte. Eigentlich ist der Soldatendienst die Verpflanzung des jungen Bauern in die Stadt; hier findet er alle Verderblichkeiten der Städte: die Tuberkulose, die Syphilis, die Trunksucht unter den noch erschwerenden Umständen des Zusammenlebens, wobei der Gute durch den Schlechten verdorben wird. Denn es genügt, daß in einem Regiment zwei oder drei verlumpfte Bursche vorkommen, um die ganze Mannschaft zu verderben.

Wenn noch die Offiziere intervenieren könnten! Aber jede Vermehrung der Arbeit ist ihnen beinahe unmöglich. Und zudem verachten sie diese Aufgabe der Überwachung. Sie betreten die Mannschaftszimmer nicht und wissen nicht, was darin vorgeht, außer durch die oberflächlichen Berichte des Adjutanten. Sie begnügen sich mit dem äußeren Schein der sichtbaren Disziplin, der einzigen auf die sie Einfluß nehmen können, während es die moralische Disziplin ist, auf die man halten sollte.

Das einzige Mittel um die Gefahren der Großstadt zu umgehen, wäre, die Soldaten nicht darin leben zu lassen; mit einem Wort, die Kaserne durch Feldlager zu ersetzen. „Der Franzose“, sagt General Foy, „läuft ins Lager und flieht die Kaserne“.

In Hinsicht von Gesundheit und Sittlichkeit wäre das Lagerleben für diese jungen Männer von großem Vorteil.

Auch vom militärischen Gesichtspunkt; ich begreife es nicht, weshalb wir nicht den Mut haben, unsere verhaßten Kasernen,

die nur der Herd der Tuberkulose, des Typhus, der Trunksucht, der Syphilis sind, zu ersetzen durch ein Leben in freier Luft, mit Märschen, Exerzieren und Schießübungen. Im Lager ließe sich noch ein wahrhaft militärisches Leben führen, entfernt von Kneipen, Lupanaren, Winkelschenken und Tingel-Tangel niedrigster Sorte; lauter eckelerregende Fallgruben, in welchen unsere armen Kinder ihre körperliche und seelische Gesundheit einbüßen.

Es kann keinen Augenblick darüber Zweifel herrschen, daß das Leben in der Kaserne und die militärische Lebensweise die Sterblichkeit erhöhen. Es ist ein schmerzlicher Vergleich zwischen der Sterblichkeit im Zivil und der Sterblichkeit beim Militär unter den jungen Leuten gleichen Alters.

Bemerkenswerte Fortschritte in der Hygiene sind neuerdings eingeführt worden; doch sind sie erwiesenermaßen noch ungenügend, wie man aus der folgenden einfachen Statistik ersehen kann, die wir Löwenthal verdanken.

Die Sterblichkeit im Zivil = 100; die Sterblichkeit beim Heere der jungen Männer gleichen Alters war

1840–1846	146 (Paixhans)
1862–1868	191 (Vallin)
1892–1899	238 (Löwenthal)

Man kann diese drei verschiedenen Zahlen, die durch verschiedene Rechnungsmethoden erzielt worden sind, nicht miteinander vergleichen; doch das tut hier nichts zur Sache; sie zeigen uns nur, daß das Leben in der Kaserne für die jungen Männer verderblich ist.

Was diese Statistik noch besonders schlimm erscheinen läßt, ist, daß die Männer, welche in die Regimenter eingereiht werden, kräftige, für den Dienst taugliche junge Leute sind. Und man vergleicht jene mit ihnen, die am häuslichen Herd zurück bleiben, als dienstuntauglich, nicht widerstandsfähig, mit unheilbaren und fieberhaften Krankheiten behaftet! Man stellt die Auslese mit den Minderwertigen gleich und bei den Minderwertigen ist die Sterblichkeit geringer!

In Deutschland, wo die Rekrutenaushebung viel genauer ist, und wo eine strengere Prüfung der jungen Dienstpflichtigen stattfindet, ist die Sterblichkeitsziffer niedriger. Sie betrug in den

Jahren 1889–1899 2, 7 per Mille, während sie in Frankreich in der gleichen Zeit 5, 9 per Mille ausmachte, also mehr als das Doppelte!

Es wird immer mit Bewunderung von der Disziplin gesprochen aber der Respekt vor der Disziplin ist bloß ein scheinbarer. Sicherlich gibt es in der Kaserne Vorgesetzte, denen man zum Schein im Punkte der äußerlichen Form gehorchen muß, um der Strafe zu entgehen; aber dieser Gehorsam ist bloß das Zerrbild eines wirklichen Gehorsams, der freiwillig und zwanglos geleistet werden soll. Denn wirklichen Respekt gibt es da nicht. Im Gegenteil! Der Geist der Auflehnung rollt in der Ferne: der gemeine Mann murret gegen den Korporal, der Korporal gegen den Sergeanten, der Sergeant gegen den Leutnant, der Leutnant gegen den Hauptmann. Und man gab mir die Versicherung, daß die innere Auflehnung da nicht stehen bleibt.

Um dem Joch der Disziplin in ihren erbarmungslosen Formen zu entfliehen, nimmt man da und dort Zuflucht zur Heuchelei, zu Ausreden, zu Lügen und zu scheinbarer Unterwürfigkeit, die im Grunde wirklicher Ungehorsam sind; denn man gehorcht nur da willig, wo man vor der moralischen und intellektuellen Überlegenheit seines Vorgesetzten aufrichtig überzeugt ist.

Wieviele Schäden des militärischen Regimes könnte man vom Standpunkt der Moral aufzählen: Roheit und Unhöflichkeit der Sprache, Tyrannei der Starken über den Schwachen, Unreinlichkeit, Grobheit und, was noch schlimmer ist, die Bestechlichkeit; denn mit gewissen gut angebrachten Geschenken von Zigaretten und Schnaps, oder noch besser durch einiges Kleingeld, erkaufte der Soldat die freundliche Nachsicht der Unteroffiziere.

Ich rufe hier alle jene auf als Zeugen, die durch die Kasernen gegangen sind. Ist wirklich das Regiment eine Schule der Disziplin, der Sittlichkeit, der Nüchternheit, der Ehrlichkeit, der Würde, der Höflichkeit, der Uneigennützigkeit? Man kann also den Militarismus nicht verteidigen, indem man als Grund zu seiner Notwendigkeit die hohe Schule der Moralität anführt; denn in Wahrheit lehrt das Soldatenleben in der Praxis ganz das Gegenteil.

Und doch, so einleuchtend das Übel ist, man will es nicht sehen. Man zieht es vor Gemeinplätze (und wie falsch sind diese

leider!) über die hohen moralischen Tugenden des Kasernenlebens zu wiederholen. Man will es nicht verstehen, daß das militärische Regime in Kriegszeiten Raub und Mord verkörpert, in Friedenszeiten Roheit und Verderbtheit darstellt.

Es gibt jedoch einen Unterschied zwischen der kriegerischen und der kriegslosen Zeit; da das Kriegsprinzip in Raub und Mord besteht, so kann der Krieg selbst nichts anderes sein, während man sich ganz leicht eine anders organisierte Armee vorstellen könnte, als es unsere gegenwärtige ist. Man ersetze das Leben in der Stadt durch das Lagerleben, die Kaserne durch das Zelt, das Herumlungern in Schenke und Kantine durch militärische Märsche, die gleichgiltigen Offiziere durch solche, die sich um die individuelle Moral der Mannschaft kümmern.

Ein solches Heer wäre unüberwindlich. Wir müssen uns also beeilen es zu schaffen, vom moralischen, wie vom militärischen Standpunkte. Denn die Stärke einer Armee besteht in Mut und Tugend des Soldaten, mehr als in der Bewaffnung und Ausrüstung und es gibt keine größeren Missetäter als jene, die die Beschaffenheit unseres jetzigen Heeres als Ideal unserer Kriegsmacht hinstellen.

3. Vergeudung, Elend und Bankerott.

Man muß unterscheiden zwischen den Schäden, die der Krieg zu Kriegszeiten und jenen, die er zu Friedenszeiten verursacht.

In Kriegszeiten ist das sehr einfach. Alles ist ruiniert, vernichtet, verschleudert. Ich spreche nicht von den Munitionen, die mit Geduld und Fleiß aufgespeichert, wie Schnee in der Sonne schwinden, am Tage einer Schlacht. Denn ehrlich zugestanden, ist das ihr Zweck und lächerlich wäre es, von Vergeudung der Kartätschen und Granaten zu sprechen, da man ja die Kartätschen und Granaten angesammelt hat, um gegebenen Falls sich ihrer zu bedienen.

Es handelt sich hier um Vernichtungen anderer Art: um jene der Menschenleben und der menschlichen Reichtümer.

Auch ein Menschenleben bedeutet Reichtum und man kann ganz nüchtern durch eine bestimmte Summe das Leben eines jungen, zweiundzwanzigjährigen Soldaten taxieren. Dieses Kapital gilt aller-

dings sehr wenig gegenüber dem unermesslichen und durch nichts wieder gut zu machenden Schmerz, der die Eltern des Gefallenen trifft, doch wir wollen auf diesen Schmerz nicht zurückkommen, denn es gibt „gute Patrioten“, denen dieses Gefühlsargument wenig Eindruck macht. Vielleicht werden sie für das positive, ökonomische Argument mehr Verständnis haben.

Um ein Kind zum Manne aufzuziehen, hat man während der ersten zwanzig Jahre alljährlich unproduktive Ausgaben zu bestreiten, weil bis zu diesem Alter das Kind oder der Jüngling seinen Lebensunterhalt gewöhnlich nicht selbst erwerben kann. Dieses Kind muß aufgezogen werden, es muß Schuhe, Kleider und Brot erhalten; an jedem Tage eines jeden Jahres eine Auslage. Die verschiedenen Bedürfnisse nehmen zu und die Gesamtsumme — wie groß auch die Sparsamkeit in der Berechnung sein möge — wird sich schließlich bis zum 20. Jahr auf 5, 6, 10, 20, 50 tausend Franks belaufen, je nach dem Vermögen der Eltern und dem Umfange der gebrachten Opfer.

Nun ist dieses Kapital, wenn das Kind am Leben bleibt, kein verlorenes; denn wenn es zum Manne gereift sein und selbst seinen Lebensunterhalt erwerben wird, wird es aus dem, was für ihn ausgegeben worden ist, Nutzen ziehen und wird er selbst jetzt 1200 fr. oder 2, 3, 4 tausend Franks jährlich oder noch mehr erwerben können, so daß die Bewertung eines kapitalisierten Wertes einer menschlichen Existenz, ebensowohl nach den Ausgaben der Vergangenheit, als den möglichen Vorteil in der Zukunft, abgeschätzt werden muß.

Wenn wir die Bilanz der Vergangenheit ziehen, so kann man beiläufig 300 fr. per Jahr als Mindestbetrag der Ausgabsumme bis zum 21. Jahr eines Kindes annehmen, welche Summe mit den entfallenden Interessen ungefähr 10.000 fr. ergibt. Die Zukunft berechnend, muß man ein Jahresgehalt von mindestens 1800 fr. bis zum dreißigsten Jahre annehmen, mit einer Ersparnis von 900 fr. per Jahr, in dem man dieses Ersparnis als für das Kind verausgabte Geld berechnet; denn der junge Mensch wird auch Familienvater werden; auch er wird für die Lebensbedürfnisse, für die Ernährung und Erziehung seiner Nachkommen sorgen müssen. Dieses Problem ist ein Problem der Kapitalisation; die Amortisierung eines Ka-

pitals, welches in dreißig Jahren 900 frc. abwirft. Bei einem Zinsfuß von 3% pro Jahr, sind es ungefähr 20.000 frc. die dieses Kapital darstellt und unter Annahme der Durchschnittsziffer von 10.000 und 20.000 frc. erhält man eine Summe von mindestens 15.000 frc., die in einer ziemlich genauen Berechnung den Kapitalswert einer menschlichen Existenz darstellt.

Mit anderen Worten: Jedesmal, wenn ein junger Mensch von einundzwanzig Jahren stirbt, kommt dies einem Kapitalverlust von 15.000 frc. gleich. Demzufolge wird zum Beispiel in einer großen Schlacht, wie die von Mukden, in der 100.000 Mann zu Grunde gegangen sind, eine Summe vergeudet, verschlungen, zerstört, im Werte von ein und einer halben Milliarde. Und der russisch-japanische Krieg, der mindestens einer Million Menschen das Leben gekostet, hat also einen Reichtum von 15 Milliarden verschlungen.

Man wird sich vergebens dagegen sträuben. Es ist dies eine positive, offensichtliche, unbestreitbare Tatsache, ebenso brutal als Tatsachen eben sind. Wenn ein Heuschöber abbrennt, so ist dies der Verlust des Wertes dieses Heuschöbers. Wenn ein junger Soldat auf dem Schlachtfelde bleibt, so ist das auch der Verlust einer gewissen Summe, die zwar mit weniger genauer Bestimmtheit abgeschätzt werden kann als der Wert eines Heuschöbers, die aber nicht minder bedeutend ist. Man müßte wahrlich recht stumpfsinnigen Geistes sein, um nicht zu erkennen, daß ein menschliches Wesen, ein junger tatkräftiger, starker und gesunder Mann auch einen Reichtum darstellt, ebensogut wie ein Heuschöber.

Also ist der Krieg schon durch die von ihm geforderten menschlichen Hekatomben Reichtum vernichtend.

Damit es nicht heiße, wir übertreiben die Verluste durch die Kriege, lassen wir hier die Verluste folgen, welche Deutschland und Frankreich während des Krieges 1870–71 erlitten haben. (Nach M. Chenu.) Frankreich:

Tote auf dem Schlachtfelde oder in den Ambulanzen . .	158.000
Wiedergenesene Verwundete	150.000
An Krankheiten gestorben	56.000

Die Sterblichkeitsziffer beläuft sich demnach auf 214.000 Mann, die Nichtkombattanten ungerechnet, die, wie in jedem Kriege, schweren Tribut zahlen mußten.

Deutschland (nach deutscher Schätzung):

Tote auf dem Schlachtfelde oder in den Ambulanzen . . .	40.000
Wiedergenesene Verwundete	19.000
An Krankheit gestorben	26.000

Die Sterblichkeitsziffer beträgt also 66.000 Mann. Man kann folglich die Sterblichkeit in beiden Armeen zusammen auf 300.000 Mann berechnen, was auf Grund eines Kapitals von 15.000 frc. per Mann, die Summe von 4,500.000.000 frc. ergibt.

Dieser Ziffer muß man die finanziellen Verluste beifügen, berechnet durch Bodet wie folgt:

Frankreich:

Heeresausgaben	2,586.000.000
An Deutschland gezahlte Summe	5,743.000.000
Anleihen und Prämien	1,156.000.000
Durch den Krieg veranlaßte öffentliche Arbeiten	207.000.000
Vom Staate bezahlter Schadenersatz	605.000.000
Vom Staate erlittene Verluste	2,834.000.000
Von den Versicherungsanstalten erlittene Schäden .	535.000.000
	<hr/>
	13,666.000.000

Deutschland:

Gesamte Reichs-Ausgaben, nach Meitzen, 8,000.000.000. Von dieser Summe muß man die 5,000.000.000 abziehen, die Frankreich bezahlt hat, was einen Verlust von 3,000.000.000 ergibt, welche zu den von Frankreich verlorenen 13 Milliarden hinzugerechnet, eine Gesamtsumme von 16 Milliarden ausmacht, denen die 4,500.000.000 zugezählt werden müssen, die das menschliche Kapital repräsentieren, das ist 21 Milliarden frc.

Aber diese Ziffer ist noch viel zu gering; denn wieviele werden unter Jenen sein, die als überlebend eingetragen, zu Krüppeln geworden, oder mit unheilbaren Krankheiten behaftet sind! Und die Tage verlorener ungetaner Arbeit! Und die Nichtkombattanten, die Gram und Krankheit getötet hat, oder die in ihrem Gewerbe und ihrer Industrie zugrunde gerichtet sind! Man wird der Wahrheit nahe kommen, wenn man behauptet, daß der deutsch-französische Krieg eine Verschleuderung an Werten von 30 Milliarden darstellt. Wollen wir uns dieses Kapital auf neunzig Millionen Franzosen und Deutsche verteilt vorstellen? Mit An-

nahme von fünf Personen in einer Familie, würde dies für jede Familie eine Summe von beiläufig 1800 Franks abgeben.

Indem sie einander bekriegten, waren Franzosen und Deutsche ebenso weise, als ob jeder Familienvater in den beiden Ländern neunzig Goldstücke zu 20 frc. genommen und sie ins Meer geworfen hätte! Und noch wäre diese dumme Verschwendung von viel weniger Leiden begleitet gewesen, als jener lange, blutige und unselige Krieg.

Demnach übertreiben wir nicht, wenn wir die Kosten des letzten Krieges auf 30 Milliarden Franks in vier Monaten einschätzen, das ist 5 Milliarden per Monat — 160 Millionen per Tag. Und da die Kriege der Zukunft noch viel kostspieliger und mörderischer sein werden, als die der Vergangenheit, ersieht man daraus, daß, wenn Frankreich und Deutschland den Wahnsinn begingen, mit einander Krieg zu führen, so ergäbe das für jedes dieser Länder — die Gleichheit der Verluste angenommen — den furchtbaren Verbrauch von hundert Millionen Franks per Tag. Es wäre vielleicht doch gut, sich das zu überlegen, ehe man diesen Wettlauf gegen den Abgrund unternähme.

Was den bewaffneten Frieden betrifft, so ist er kaum weniger kostspielig. Es folgen die Ausgaben von 1904 des europäischen Heeres und der Marine (in Millionen Franks.)

Großbritannien	1.872
Rußland	1.235
Deutschland	1.114
Frankreich	990
Österreich-Ungarn	488
Italien	410
Spanien	285
Türken	150
Schweden-Norwegen	110
Niederlande	80
Belgien	65
Portugal	50
Rumänien	40
Schweiz	30
Dänemark	25
	<hr/>
	6.944

Folglich betragen die Kosten der europäischen Völker für Heer und Marine bei 7 Milliarden im Jahr.

Dieser Summe müßten noch ungefähr 3 Milliarden der nicht-europäischen Völkerschaften angefügt werden (die Vereinigten Staaten haben ein Budget von nahe 800 Million etc.) Als runde Summe angenommen, belaufen sich die Heeresausgaben der Welt auf 10 Milliarden.

Doch bleiben wir bei Europa, denn Europa ist es vor allen, welches dieses Unheil durch seine hundertjährigen dummen Rivalitäten aufrecht erhält. Zu den 7 Milliarden der Heeres- und Marine-Ausgaben kommen noch andere hinzu, die man in Betracht ziehen muß, obgleich sie nicht im Kriegsbudget enthalten sind.

Da ist vor allem die Unproduktivität der im Heeresdienst stehenden Männer. Der Soldat ist weder Industriearbeiter noch Ackerbauer. Er verdient nicht seinen Lebensunterhalt, er kostet, anstatt zu erwerben und das gerade in einem Alter maximalster Arbeitskraft. Der Effektivstand der europäischen Heere in Friedenszeiten ist ungefähr folgender (per tausend Mann):

Rußland	650
Deutschland	640
Großbritannien	635
Frankreich	605
Österreich-Ungarn	415
Türkei	400
Italien	305
Rumänien	70
Belgien	50
Niederlande	35
Schweden	} 100
Norwegen	
Portugal	
Griechenland	
Dänemark	

In runder Summe gerechnet, besteht der Effektivstand der europäischen Heere aus 4 Millionen Mann.

Aber diese Ziffer müßte noch um ein bedeutendes vergrößert werden, denn wir berechnen nicht: erstens die Reservisten, die

einen einmonatlichen Ersatzdienst leisten (in manchen Ländern einen zweimonatlichen), zweitens alle jene Arbeiter, die zu Kriegszwecken in den Arsenalen beschäftigt sind, den Pulvermühlen, den Waffen-, Beschuhungs- und Equipierungsfabriken, so daß diejenigen Leute mitgerechnet, welche des Krieges wegen nicht arbeiten, oder was auf eins herauskommt, für Kriegszwecke arbeiten, man eine Gesamtsumme von 5 Millionen Menschen annehmen kann.

Um den Wert einer entlohnten und produktiven Arbeit, die diese jungen Leute leisten würden, abzuschätzen, müßten wir einen Verdienst von mindesten 1200 Franks per Jahr annehmen, die ein junger gesunder Mensch ungefähr aus seiner Arbeit ziehen kann. Noch ist diese Ziffer zu gering, denn wir zählen bloß die Mannschaft, zu der sich das Verhältnis der Offiziere wie 1 zu 20 verhält; das heißt, daß es ungefähr 250.000 Offiziere gibt, deren jährliche Arbeitsleistung einen Ertrag von 5000 Franks darstellen würde. Machen wir aber nicht diesen Unterschied zwischen den Leistungen der Offiziere und der Mannschaft; nehmen wir eine allgemeine Ziffer an. Das ergäbe für 5 Millionen Mann zu 1200 Franks jährlich ein Jahreseinkommen von 6 Milliarden.

Selbst diese 6 Milliarden an unproduktiver Arbeit den 7 Milliarden jährlicher Heeresausgaben zugestellt, ergibt noch nicht die Totalausgabe für Kriegszwecke; denn man muß die Summen der verschiedenen Staatsschulden hinzukommen lassen.

Interessen der Staatsschuld in Millionen Franks (rund).

Frankreich	1220
Italien	1040
Rußland	875
Großbritannien	755
Österreich	650
Deutschland	420
Spanien	375
Andere Länder zusammen	800
	6135

Das ist also eine Summe von jährlich 600 Milliarden Franks, die Europa bezahlt, um die Ausgaben vergangener Kriege zu begleichen; denn diese Aeihen wurden gemacht, um mit neuen Rüstungen fortzufahren oder um Kriegsentschädigungen zu bezahlen.

Alle diese Schulden sind mehr oder weniger Kriegsanleihen; infolgedessen sind Staatsschulden immer nur militärische Schulden.

Nebenbei bemerkt, kann diese finanzielle Situation sich nicht anders lösen, als durch den Bankerott, außer die Regierungen fassen den heroischen Entschluß, die Militärlasten zu vermindern.

Frankreich, Deutschland, England, Rußland vor allem, sind genötigt, täglich eine bereits erdrückende Schuld zu vergrößern, und die Steuern gewinnen rasch einen solchen Umfang, daß bald die äußerste Grenze des Möglichen erreicht sein wird. Ist einmal eine gewisse Ziffer überschritten, so versagen die Steuern.

Folglich gibt es wirklich bloß zwei mögliche Lösungen: 1. Mit den gegenwärtigen Rüstungen fortfahren, das heißt Ausgaben und Schulden vermehren: das ist der sichere Weg zum Staatsbankerott. 2. Einschränkung der Rüstungen, das wäre der Beginn der vollständigen Abrüstung.

Des weiteren werden wir sehen, daß die Abrüstung eine Unvorsichtigkeit wäre, würde sie nicht gerechtfertigt durch die Einsetzung eines internationalen Rechtsverfahrens. Indem man die 7 Milliarden der jährlichen Ausgaben, und die 7 Milliarden der jährlichen Staatsschuld, und die 6 Milliarden der Unproduktivität summiert, kommt man zu den schreckenserregenden Ziffer von 19 Milliarden. Das ist, was Europa bezahlt, weil es nicht im Frieden leben kann! Soviel kostet ihm jährlich sein militärischer Ruhm! Das ist es auch, was ein Körnchen Klugheit ihm ersparen könnte!

Aber da die Summe von 19 Milliarden eine zu umfangreiche ist, um dem Verständnis einen bestimmten Begriff zu geben, muß man sich klar machen, was diese Summe für die 390 Millionen Bewohner von Europa bedeutet.

Es ist das Oberhaupt der Familie, das die Steuern bezahlt, und man kann ungefähr annehmen, daß eine Familie durchschnittlich aus fünf Köpfen besteht. Folglich ergeben die 390 Millionen Europäer ungefähr 80 Millionen Familien. Es bezahlen also 80 Millionen Familien 19 Milliarden für den Krieg; mit andern Worten es zahlt jede Familie 240 Franks.

Wäre diese Ausgabe fruchtbringend, vorteilhaft oder notwendig, so gäbe es keinen Grund, sich dagegen zu empören.

Denn diese 240 Franks stellen ungefähr ein Sechstel des Jahreseinkommens einer Familie dar. Und man würde es begreiflich finden, daß der Bauer nach sechs Tagen seiner wöchentlichen Arbeit, einen Tag im Interesse der Gesamtheit zum allgemeinen Wohl einem nützlichen oder unentbehrlichen Werke opfern würde, woran teilzunehmen er ja ebenfalls berufen ist. Aber dieses nützliche Werk existiert nicht und die Ausgabe ist eine sinnlose. Der französische Bauer arbeitet einen Tag in der Woche umsonst, während auf der andern Seite des Rheines der Bauer auch einen Tag in der Woche umsonst arbeitet und auch jenseits des Ärmelkanales oder der Alpen und Pyrenäen die Landarbeiter die gleiche Arbeit umsonst leisten.

Hätten diese braven Leute den einfachen und gesunden Menschenverstand, sich miteinander zu verständigen, so würden sie sich diesen Überschuß an Arbeit ersparen, der ihre ohnehin harte und elende Existenz noch härter und elender macht.

Unsere Pflicht ist es also, alle Arbeitenden, alle armen Leute, die sich mühen um zu leben, dahin aufzuklären: „Überlegt! Denkt nach! Seht eure gemeinsame Dummheit! Ihr richtet euch zu Grunde, weil euer Nachbar sich zu Grunde richtet. Verständigt euch doch mit ihm! Das wäre so leicht, denn zwischen euch gibt es keine wirkliche Ursache des Hasses.“

Nehmen wir an, was trotz der allgemeinen Blindheit zuletzt doch nicht unmöglich wäre, daß die Menschen endlich ihre Torheit erkennen und daß diese sterile Ausgabe von 240 Franks an Steuern für das Heer nicht weiter geleistet werde. Nehmen wir an, daß nur die Hälfte dieser Summe, dem Staate zuflöße; dann hätte der Staat – ich spreche, wohlverstanden, von europäischen Staaten im allgemeinen – eine Summe von 10 Milliarden, die er für nützliche Werke verwenden könnte und der Steuerpflichtige könnte eine Ersparnis von 120 Franks per Jahr ermöglichen.

120 Franks im Jahr! Gewiß werden diejenigen, die meine Ausführungen lesen, und die im Überflusse leben, sich keine klare Vorstellung davon machen können, wieviel an Wohlleben und Behagen für den Handwerker, den Proletarier, den Bauern, diese Summe von 120 Franks bedeutet. 120 Franks, das ist ein Kapital von 4000 Franks. Es wäre, als ob ein guter Geist jede europäische

Familie mit der segensreichen Summe von 4000 Franks beschenkte, eine Summe, auf die die Mehrzahl dieser Verelendeten in ihren schönsten Träumen nicht hoffen dürften.

Andererseits bleiben 9 Milliarden übrig, eine enorme und kolossale Summe, die es leicht wäre zu fruktifizieren, indem man sie in fruchtbringende Werke umsetzte, welche dazu dienen würden, die materielle Welt umzuwandeln.

Es würden sich Wunder vollziehen. Alle industriellen Neuerungen, von denen die Ingenieure träumen, zur Eroberung des Bodens, zur Schnelligkeit des Verkehrs, zur Benützung der Naturkräfte wären in wenigen Jahren erreicht. Die Durchquerung des Ärmelkanals durch einen Tunnel, die Erfindung äronautischer Maschinen, die Erforschung des Nordpols, die Fruchtbar- und Nutzbarmachung des noch unbekanntes Afrika, die wirtschaftliche Ausbeutung der Meere durch die Fischzucht, die ausreichende Verbreitung der Düngung, das Herabsinken der Kaufpreise auf das geringste Maß für die Konsumprodukte, die Verwendung der Wasserkraft, der Erd- und Sonnenwärme durch Umsetzen in Elektrizität und dadurch die Befreiung der Menschheit von materiellen Sorgen, einer Menschheit, die sich die Erforschung der höchsten Probleme des Denkens und Wissens widmen könnte, und sich zu einer ungeahnten Vervollkommnung der Rasse erheben. Solcherart wäre die mehr oder minder fernliegende vernünftige Verwendung jener Milliarden, die jedes Jahr der Abgrund des Militärbudgets verschlingt.

Nicht bloß unvergleichliche industrielle Fortschritte könnten durch diese reiche Summe von 9 Milliarden erzielt werden, man brächte es vielleicht soweit, die ärgsten Leiden der Menschheit zu mildern oder sogar aufzuheben, nämlich die Krankheiten. Gesundheit ist das höchste Gut und der Mensch wäre fast vollkommen glücklich, wenn er stets eine robuste Gesundheit besäße. Nun ist aber der Kampf gegen die Krankheiten von dem wissenschaftlichen Erkennen derselben abhängig. Das Glück des Menschengeschlechtes beruht daher auf der Wissenschaft, welche die Ursache der Dinge erforscht, welche uns vor bekannten und unbekanntes Gefahren schützt und welche einigermäßen die heillose Finsternis zerstreut, in deren Mitte wir uns machtlos bewegen. Wohlan! Wenn man diese evidente Wahrheit zugibt, so ist es klar, daß die wissenschaftlichen Erungen-

schaften, die zu unserem Glück so notwendig sind, nur um den Preis großer Kosten erlangt werden können.

Hätte man für die Wissenschaft die Opfer an Geld und Intelligenz bewilligt, die man dem Götzen des Krieges dargebracht hat, so wären die Krankheiten zum größten Teile besiegt.

Gewiß wird der Mensch nie mit einer engelgleichen Glückseligkeit beschenkt werden; er wird nicht unsterblich sein und das Alter mit all seinen Leiden wird ihn doch belasten, das traurige, unbesiegbare Alter, das durch nichts beschworen werden kann, das große organische Elend, das jedes Geschöpf schon von der Wiege an in sich trägt. Sicherlich würde man nicht in stets sonnigen Landschaften bändergeschmückte Schäfer sehen, welche unter Blumen liebliche weisse Lämmlein hüten, beim Klange süßer Schalmeien. Leider gäbe es auch dann noch viel Elend zu bekämpfen; Laster, Gebrechen, soziale Konflikte, persönliche Kämpfe; es bliebe noch Raum genug für die mannigfachsten Leiden. Unsere Urenkel werden noch schwierige Aufgaben zu lösen finden. Aber unsere eigene Aufgabe ist es, die unvermeidlichen Übel zu verringern. Die Geißel des Krieges aber ist zu vermeiden.

Mit Vorliebe verhöhnt man die Chimären der Erfinder, die von Gott weiß welchen neuen und wunderbaren Dingen träumen, um Reichtümer auf Reichtümer zu häufen. Hier aber handelt es sich nicht um eine Erfindung. Es würde genügen, den unsinnigen herrschenden Umständen einer Barbarei, die durch nichts gerechtfertigt erscheint, ein Ende zu bereiten. Es ist nicht nötig, einen großen rätselhaften Mechanismus zu konstruieren, es gilt bloß, einen verurteilten großen Mechanismus zu zerstören. Wir haben uns nicht vorgesetzt, einen feenhaften Aufbau zu errichten, sondern ein blödsinniges System zu Fall zu bringen: den organisierten Haß unter den Menschen, die keine Ursache haben einander zu hassen. Machen wir den Krieg unmöglich und ungezählte Wohltaten werden von selbst erstehen, bloß durch die Unterdrückung jahrhunderte alter Anomalien, die keine andere Daseinsursache haben als den Wahnwitz der Menschen.

4. Der zukünftige Krieg.

So bluttrifend die früheren Kriege auch gewesen sein mögen, sie waren bloß Kinderspiele gegen die Kriege der Zukunft. Die

wunderbare Entwicklung der Waffen und Heere hat glücklicherweise solche Fortschritte gemacht, daß man es noch nicht gewagt hat, diese unbekannt und riesigen Machtmittel in Anwendung zu bringen. Nicht die Weisheit der Regierungen oder Völker ist es, welche seit 37 Jahren große europäische Kriege verhindert hat; vielmehr ist es die (übrigens sehr berechnete) Furcht vor den unübersehbaren Folgen der neuen Bewaffnungen. Das Geschick der Schlachten ist, mehr denn je, dem Zufall anheimgegeben und dieser Zufall ist etwas fürchterliches.

Alles ist erneuert worden. Es gibt jetzt Magazingewehre, die 60 Schüsse in der Minute abgeben können (ohne zu zielen 78), demzufolge kann ein Regiment von 3000 Mann auf ein Kilometer Entfernung in einer Minute einen Flächenraum von 1 Quadratkilometer mit 18.000 Kugeln bedecken (eine Kugel auf ein Quadrat von sieben Meter), auf drei Kilometer Distanz machen sechs Batterien der Artillerie in einer Minute einen Flächenraum von einem Quadratkilometer unhaltbar. In dem Sturm, der da entfesselt wird, kann nichts mehr aufrecht stehen bleiben.

Das rauchlose Pulver macht die Feuernden unsichtbar. Man ist plötzlich von einem mörderischen Kreuzfeuer umringt, ohne einen einzigen Feind zu sehen.

So kann in einer halben Stunde, wohl auch in kürzerer Zeit, eine Armee vollständig aufgerieben sein.

Wer wäre im Stande, die vielseitigen Wirkungen der Verwandlung vorauszusehen, die die neuen industriellen Erfindungen in der Kriegführung hervorrufen werden? Die Fahrräder, die Automobile, die Telegrafie ohne Draht, der lenkbare Luftballon, die Flugmaschinen, die Unterseeboote, vor allem das rauchlose Pulver; das sind lauter fast noch unbekannt GröÙen, die den Kampf entscheiden werden. Sehr kühn wäre derjenige, der ihre Wirkung voraus berechnen wollte.

Ein neuer Krieg, eine neue Kampfweise, das ist ein erschreckender Sprung ins Dunkle.

Und dann: diese Heere werden nicht mehr die Miniaturarmeen von 1859 und selbst von 1870 sein; es werden wahre Armee-Kolosse sein: 2 Millionen Mann auf jeder Seite. Im Falle -- wie dies vorauszusehen ist, daß die Intelligenz und die Tapferkeit

auf beiden Seiten die gleiche wäre, wer weiß, ob es dann nicht in einem einzigen Gefecht in Verlauf von einigen Stunden des Kampfes 500.000 Tote geben wird?

Doch das Ringen auf dem Schlachtfelde, so unsicher der Ausgang auch sein möge, und trotz all seiner unberechenbaren Zwischenfälle, ist nur **eine** Seite des großen Rätsels, das an einem Tage aufgegeben wird, wo zum Beispiel die französische und deutsche Armee (5 Millionen Mann) einander gegenüberstehen würden.

Am Tage der Mobilisierung werden alle tauglichen Männer von 20–45 Jahren abmarschieren. Alle Transportmittel werden für die Mobilisierung in Betrieb gesetzt, ebenso alle Vorräte an Lebensmittel und Munition, für diese unendliche Masse von Menschen; Pferde und Eisenbahnen werden für keinerlei bürgerliche Zwecke mehr zu haben sein. Das bürgerliche Leben wird stille stehen.

Dennoch werden Frauen und Kinder und Greise zurückbleiben, ganze Volksmassen, die ernährt sein wollen. Aber auf welche Art? Wenn im Falle eines europäischen Weltkrieges, die Verbindungen zur See Unterbrechungen erleiden, so steht die Hungersnot vor der Tür.

Aber auch ohne Komplikationen zur See wird das Problem der Verköstigungsfrage nicht minder verhängnisvoll werden; denn jegliche Transportmöglichkeit wird unendlich erschwert sein. Wie sollen denn die Zivilpersonen leben? Gewiß, um schweren Preis wird man immer einige Lebensmittel ergattern. Aber man wird reich sein müssen, um Brod zu schaffen.

Was werden da die Frauen aus dem Volke tun? Schon in Friedenszeiten kommen sie schwer mit dem Verdienste der Männer aus. Dann aber wird der Mann abwesend sein und die Ausgaben für das tägliche Leben werden sich verdreifacht haben. Sie werden also Hungers sterben, außer der Staat sorgt dafür, daß sie leben können. Er hat bereits für die Alimentation der 2 Millionen Soldaten aufzukommen. Nun wird es noch 5–6 Millionen Bedürftiger geben (Frauen, Kinder und Greise), die ihm zur Last fallen.

Diese sämtlichen Schwierigkeiten könnten allerdings bewältigt werden, wenn der Kriegsschatz unerschöpflich wäre. **Er ist es aber nicht.** Für wie groß man die Reserven an Gold und Silber auch

halten möge, so würden sie gar bald erschöpft sein. Man kann annehmen, daß die vollständige Mobilisierung (für Frankreich) 400 Millionen kosten würde. Aber das ist noch gar nichts. Jeder Tag würde in Kriegszeiten für Frankreich eine Ausgabe von 100 Millionen nach sich ziehen.

Tatsächlich werden alle Rohstoffe, sowie alle Lebensmittel dreifach im Werte steigen; man wird unter den schwierigsten Bedingungen für die Verpflegung von 7–8 Millionen Menschen aufkommen, ausgiebige Vorräte ansammeln, kunstvolle Bauwerke für Verteidigungs- oder Angriffszwecke aufführen müssen; alles dieses, bei einem erschütterten Kredit und zu einer Zeit, da aus allen Sparkassen alle Fonds zurückgezogen sein werden.

Wenn man vor Beginn der Kriegserklärung über eine Milliarde des vorrätigen Metallschatzes verfügen könnte, wäre am Schluß der ersten Woche nicht ein Centime davon übrig.

Was dann? Papiergeld? Aber das ist ja der sichere Bankerott. Eine Anleihe? Diese würde nur unter unheilvollen Bedingungen aufzutreiben sein und würde für alle Zeiten das Vermögen der Nation versiegen machen.

Im Verlaufe eines Monats würden, im Falle eines zukünftigen großen Krieges, die beiden Länder, Frankreich und Deutschland, für lange Jahre hinaus zu Grunde gerichtet sein.

Man wird nicht durch das feindliche Feuer, wohl aber durch Hunger sterben.

Wie es General von der Goltz sagt: „Die ökonomischen Hilfsquellen werden ein Ende erreichen, noch ehe die Kräfte der Armeen erschöpft wären.“

Es ist nutzlos als Argument die Kriege des Transvaal und den russ.-jap. Feldzug anzuführen, denn diese waren bloß Kolonialkriege, das heißt partielle. Sie haben übrigens an Kostspieligkeit auch ganz Gehöriges geleistet. Rußland hat diesem Wahnsinn mehr als acht (französische) Milliarden geopfert, ohne die ungeheuren Verluste an Material mitzurechnen, zu deren Ersatz 20 Jahre notwendig sein werden. England hat um eines unsicheren Vorteils willen drei Milliarden verausgabt und die englischen Steuerzahler haben es empfunden. Was Japan anbelangt, so hat es keine Ursache

mehr, die europäischen Regierungen zu beneiden; es hat seine Staatsschuld ruhmvoll auf drei Milliarden hinaufgebracht.

Der nächste europäische Krieg wird entsetzlich sein, nicht nur durch die unerhörte Ziffer der Gefallenen auf dem Schlachtfelde, sondern auch durch die Größe des Elends, das er entfesseln wird; nicht nur durch die gänzliche Unterbindung jeder wirtschaftlichen Existenz während der Dauer des Krieges, aber auch deshalb, weil er auf lange Jahre hinaus die kommende Generation in Armut stürzen wird. Das ist der Grund, weshalb bis jetzt die Menschen, trotz der Blindheit, mit der sie geschlagen sind, gezögert haben, dieses große Verbrechen zu begehen. Das ist gut. Aber wir wollen noch mehr. Wir wollen, daß es ihnen unmöglich gemacht werde, es zu begehen.

11

-



II.

Antwort an die Freunde des Krieges.

Ja, es gibt Freunde des Krieges. Gewisse Schriftsteller, die in Paradoxen befangen, oder durch die sie umgebenden Vorurteile geblendet sind, haben sich nicht gescheut, zu behaupten, das Kriegsprinzip sei ein vorteilhaftes und gutes.

Sie fügen allerdings hinzu, daß es eine Unmöglichkeit ist, den Frieden einzusetzen. Wir wollen im zweiten Teile dieses Buches untersuchen, bis zu welchem Punkt diese Ansicht ihre Begründung hat. Im Vorliegenden möchten wir nur die Beweise führen, daß der Krieg ein Übel ist, und diejenigen widerlegen, die behaupten, er sei gut.

Man kann diese Apologeten des Krieges in diverse Gruppen einteilen, je nachdem sie zu seiner Verteidigung biologische, metaphysische, moralische, patriotische oder opportunistische Gründe vorbringen.

1. Biologische Einwände.

Indem Darwin die vorzüglich ausgeführten Gedanken des Aristoteles aufgreift, spricht er in seinen bewunderungswürdigen Studien über das „Leben der Arten“ von dem Kampf ums Dasein.

Der Dichter, der am lachenden Ufer oder durch duftende Wälder hinwandelt, wähnt, daß diese schweigende und heitere Natur der Friede erfüllt und daß aus ihr eine Hymne von Liebe und Freude sich erhebt. Leider, es sind keine Freudengesänge, die aus dem azurblauen Meer und der tiefen Waldesruhe aufsteigen. Es ist ein langgezogener Schrei des Todeskampfes, der Verzweiflung, aus dem die Angst von tausend und aber tausend

wilden und unversöhnlichen Kämpfen wiederhallt. Lebendig verzehrte Beute, Geschöpfe, die einander zu erwürgen, zu durchbohren, zu zerstören suchen, vernichten einander rastlos, und diese Vernichtung ist die Bedingung ihrer Existenz. Vergewaltigung der Kleinen durch die Großen; Zermalmung der Schwachen durch die Starken; alle mit den verschiedenartigsten Waffen versehen, die sie erbarmungslos gebrauchen. Mit tötlichen Giften, spitzigen Pfeilen, scharfen Zähnen; mit Schlaueit, List, Betrug, mit unermüdlicher Grausamkeit, die durch keine Milde abgeschwächt wird. Jegliches Moos des Waldes, jeder Stein am Ufer birgt Wesen, die sich gegen das Leben ihrer Mitgeschöpfe verschworen haben. Diese Heldenkämpfe im Kleinen bilden das Leben in der Natur. Denn aus dem Daseinskampf all dieser Geschöpfe entsteht die Auslese der Stärkeren, derjenigen, die für den Kampf am besten ausgerüstet sind. Die Schwachen unterliegen, die Starken triumphieren, zugunsten des Fortschritts und der Verbesserung der Rasse.

Und da kommt man uns mit dem ganzen Eifer des Neophyten der Wissenschaft und spricht: „Der Krieg unter den Menschen ist bloß eine besondere Art des Krieges unter den Lebewesen. Es ist ein biologisches Phänomen, gegen das unser Wille und unsere Anstrengung gar nichts vermögen. Es herrscht fortwährend Kampf unter den lebenden Geschöpfen, folglich muß es auch unter den Menschen unausgesetzt Kampf geben.“ Und Maurice Spronck fügte anlässlich der widersprechenden Argumentation, die wir öffentlich über diesen Gegenstand führten, mit einer etwas naiven Emphase hinzu: „Die Theorie der Notwendigkeit des Krieges ist eine streng wissenschaftliche, denn der Krieg ist das Gesetz des Lebens selbst.“

Hier wird die Wissenschaft schrecklich kompromittiert. Glücklicherweise ist sie über derlei sonderbare Schlußfolgerungen erhaben.

Ein amerikanischer geologischer Gelehrter, Lester Ward (Pure Sociology), hat eine analoge Behauptung aufgestellt. Doch Lester Ward sagt nicht, daß der Krieg heutigen Tages noch notwendig sei; er sagt bloß, daß dies im vorgeschichtlichen und sogar noch in historischen Zeitläuften der Fall gewesen. „Der Krieg“, sagt er (pag. 238), „war die herrschende, ja die Hauptbedingung des menschlichen Fortschritts. Sobald die Arten aufhören, sich zu bekämpfen, tritt ein Stillstand im Fortschritt ein.“

Im ganzen genommen, führt die Anwendung der Darwinischen Theorie auf die Kämpfe in der menschlichen Gesellschaft die Herren Spronck und Ward zu der Annahme, daß der Krieg nicht nur notwendig, sondern sogar nützlich sei.

Beiläufig bemerkt, erinnert dieses Argument ungeheuer an den berühmten Ausspruch Hegels über den historischen Fatalismus und den Sieg des Stärkeren. Dadurch, daß ein Volk gesiegt hatte, müßte es das bessere sein. „Das ist eine objektive Tatsache“, sagt Hegel ungefähr, „gegen welche alle Phänomene des Gewissens und der Gerechtigkeit, die ja nur subjektiv sind, nicht aufkommen“.

Aber solche Einwände sind nicht sehr zu fürchten, und wie J. Novikov sagt: („Die Gerechtigkeit und Entfaltung des Lebens“). „Die Argumente, welche man dagegen vorbringen kann, sind so zahlreich, daß man wahrlich in Verlegenheit kommt, welches man wählen soll.“

Die sogenannten Darwinisten der Soziologie machen unbedingt eine radikale und heillose Konfusion zwischen dem Kampf der Individuen und dem Kampf der sozialen Gemeinschaften. Will man uns zurückführen zum Kampf ums Dasein, wie er unter den Tieren vor sich geht, dann möge man uns die einzelnen Menschen vorführen, wie sie gegeneinander kämpfen; Mann gegen Mann, etwa das Oberhaupt einer Familie gegen das einer andern, in der Weise, wie der Eber seine Jungen verteidigt; aber man komme uns nicht mit Tiergesellschaften, die einander bekämpfen, denn in der Natur gibt es dergleichen nicht. Da haben wir eine Gruppierung von 100 Millionen Menschen, die Russen in bewaffnetem Konflikt mit einer Gruppierung von 40 Millionen Menschen, den Japanern. Welche Analogie wird man zwischen diesem Riesenkampf und demjenigen finden, der sich unter den Tieren abspielt? Wenn man einen passenden Vergleich für den Kampf ums Dasein unter den Menschen suchen wollte, wie er sich unter den Tieren zuträgt, so fände man ihn vielleicht im Kampf bis aufs Messer zwischen zwei Zuhältern um eine Dirne in dem Schlupfwinkel einer Spelunke. Hier könnte man allenfalls behaupten, daß dies den Kampf ums Dasein darstelle. Aber könnte man eine Analogie finden, zwischen der Schlacht bei Mukden, wo 800.000 Mann zu einem Werk befehligt sind, daß keinem der Kämpfenden auf beiden Seiten

verständlich ist, und dem Ringen zweier Haifische, die einander die Beute entreissen wollen, zweier Hirsche, die um eine Hirschkuh kämpfen, zweier Bären, die sich die gleiche Höhle streitig machen, zweier Hofhunde, die sich einander um eines Bissens willen zerfleischen?

La Bruyère hat über die Tollheit des Krieges einen herrlichen Ausspruch getan, der oft zitiert worden ist, den man jedoch immer wieder zitieren sollte; denn vielleicht ist niemals der ungeheuerliche Wahwitz des Krieges kräftiger dargestellt worden.

„Würde man euch erzählen, daß sämtliche Katzen eines großen Landes sich zu Tausenden an einem Ort versammelt hätten, und nachdem sie sich satt gemiaut, übereinander mit voller Wut hergefallen seien, um ihre Krallen und Zähne spielen zu lassen; daß nach diesem Gemenge auf beiden Seiten 9 bis 10.000 Katzen auf dem Platze geblieben wären, die die Luft auf zehn Meilen im Umkreis mit ihrem Aasgeruch verpestet hätten, so würdet ihr sagen: „Das ist der abscheulichste Hexensabbath, von dem jemals gehört wurde! Und bei den Wölfen, die das gleiche täten, welch ein Geheul, welche Schlächtere!“

La Bruyère wußte jedoch ganz wohl, daß weder Katzen noch Wölfe so dumm sind, einander auf diese Weise zu Tausenden zu bekämpfen. Zwei Katzen zerfleischen einander, zwei Wölfe beißen einander tot. Das ist der Kampf ums Dasein; aber es gibt keine Gruppierung zu Tausenden von Katzen und Wölfen, die sich zu feindlichen Gesellschaften vereinigen. Nirgends gibts in der Natur soziale Gruppen, die gegeneinander Krieg führen.

Oder doch; von diesem allgemeinen Gesetz gibt es eine Ausnahme. Manchmal, aber selten, finden Kämpfe zwischen den Vergesellschaftungen der Ameisen statt. Gewisse Ameisenstaaten unternehmen Kriegszüge zur Bekämpfung anderer, sie liefern dann förmliche Schlachten, wobei die beiden Beteiligten ein wildes Gemetzel veranstalten.

Demnach sind die Verfechter des Krieges, um ein Beispiel zur Unterstützung ihrer Thesen im Tierleben zu finden, genötigt, ihre Beispiele im Ameisenhaufen zu suchen. Ameisenmoral ist es, die sie uns vorschlagen. Die Sitten der Ameisen (und nur die einiger seltener Arten) sind es, die sie uns nachzuahmen empfehlen

und sie mißachten alle Beispiele, die uns die übrigen Lebewesen geben.

Wahrhaftig, die Neo-Darwinisten sind nicht recht ernst zu nehmen, und es wird uns wohl gestattet sein, ohne großen Schaden, die Sitten der kriegerischen Ameisen nicht in Betracht zu ziehen. Es ist dies ein seltsames Kapitel der Zoologie, aber kein Moralgesetz; man muß also erkennen, daß es in der Natur nichts gibt, was dem Kriege zu vergleichen wäre, wie er unter menschlichen Geschöpfen existiert.

Doch ich gehe noch weiter. Selbst wenn man gegen alle Wahrscheinlichkeit beweisen könnte, daß die Kriegsinstitution der Menschen dem Kampf der Tiere untereinander gleichkäme, so wäre das nur ein recht armseliges Argument. Denn es scheint doch, daß der soziale Zustand, den man Zivilisation nennt, gerade darin besteht, gewisse barbarische Bräuche des Naturzustandes zu modifizieren. Will man uns denn in den ursprünglichen Naturzustand zurückwerfen? Ohne Bekleidung, ohne Feuer, ohne Zubereitung der Lebensmittel?

Oder aber – obwohl ich nicht glauben kann, daß unsere Widerleger ihre Logik bis ans Äußerste treiben – will man etwa die Blutschande wieder einführen, auf Grund ihrer natürlichen Berechtigung, die Zermalmung der Schwachen durch die Starken, mit der Begründung nach Darwin (armer Darwin, der so unschuldig ist an all den Dummheiten, die man ihm in den Mund legt), daß auch in der Natur der Starke den Schwachen unterdrückt? Wenn eine Schreckenstat von einem Tier gegen ein Tier der gleichen Art begangen wird, oder gegen eine Beute, hat es davon einen Nutzen und befindet sich wohl dabei; die menschliche Gesellschaft aber verbietet den Mord. Die Zivilisation besteht eben darin, daß sie solche Gewalttaten, Attentate und Verbrechen gegen das Individuum aufhebt. Gegen einen Mörder verschwört sich die ganze Gesellschaft, um ihn zu bestrafen. Es gibt ein Recht, Gesetz, Polizei und Justiz. Gerade die Organisation dieser Justiz ist die Grundlage des sozialen Staates geworden.

Die Menschheit ist allmählich soweit fortgeschritten, was von den Verfechtern des Naturzustand beinahe wie ein übernatürlicher Erfolg, fast wie ein Wunder betrachtet werden muß, daß in einem

großem Lande 40 Millionen Menschen, die doch mächtige gegensätzliche Interessen, heftige, aufeinander platzende Leidenschaften besitzen, nebeneinander leben können, ohne daß man auf jeder Ecke auf einen Leichnam stößt, Feuerbrünste in jedem Hause, Einfälle in jedem territorialen Besitz – und dies zu jeder Stunde des Tages – begegnet. So gut dieses Problem gelungen ist, daß ohne allzuviel Verbrechen 40 Millionen Individuen beisammen wohnen können, im Widerspruche mit dem Naturgesetz, das verlangt, der Mensch sei wie ein Wolf gegen den Menschen, um wie viel leichter müsste es sein, zwischen drei oder vier großen Nationen friedliche Verständigungen herbeizuführen?

Müßte das Gesetz der Natur die Regel sein, dann gäbe es keine Gesellschaft; das Menschengeschlecht wäre der reinen Anarchie preisgegeben; jedes Individuum würde seiner eigenen Laune folgen; die andern unterdrückend, wenn es der Stärkere, von der Natur unterdrückt, wenn es der Schwächere wäre. Nun, dieser anarchische Zustand, den die Zivilisation durch ihre Institution von Polizei und Justiz aufgehoben hat, besteht noch zwischen den Nationen.

Es ist die brutale Kraft, die entscheidet und nicht das Recht, und diese Tatsache ist von einer so evidenten Klarheit, daß man sich wundert, sie bestritten zu hören. So große Fortschritte wir gemacht haben, in den individuellen Beziehungen zwischen den Bürgern desselben Landes, in ebenso großen Maße sind wir Barbaren geblieben in den internationalen Beziehungen der Länder.

Und wenn man einwendet, daß das Ringen der Nationen untereinander nichts anderes sei als die Entwicklung des Naturzustandes, wie kann man alle die verschiedenen Umwandlungen vom natürlichen in den sozialen Zustand erklären: Schutz der Schwachen, Bestrafung der Schuldigen, Verbot des Raubes, des Mordes? Die Tiere besitzen nichts, das unseren Zivil- und Strafrecht ähnlich wäre. Und uns will man zu der Tierheit zurückkehren lassen!

Wir haben kein internationales Recht: das ist das Übel, an dem die menschliche Gesellschaft krankt. Doch könnte ein solches Übel siegreich bekämpft werden. Denn die Institution eines internationalen Rechtes ist tausendmal leichter zu errichten, als es die Organisation der hierarchischen und politischen Einrichtungen

gewesen, durch welche die Familie, das Eigentum und das Recht der Persönlichkeit so viele Garantien zu ihrem Schutze gefunden haben.

In der Tat hat die Ansicht, daß die menschliche Natur den Krieg unausweichlich mache, keine wissenschaftlichen Grundlage, denn der Krieg zwischen Nationen ist eine soziale Erfindung und kein Phänomen der Natur. Was dem Naturstand entspricht, ist der Krieg zwischen den Individuen des Einzelnen gegen den Einzelnen, der Familie gegen die Familie vielleicht. Aber indem sich die menschliche Gesellschaft gebildet hat, geschah es aus dem Beweggrunde, dem Kriege zwischen den Einzelnen und den Familien ein Ende zu machen. Und das ist ihr auch gelungen. Man hat also nicht das Recht, sich Gott weiß auf welche psychologische Gesetze zu berufen, nachdem die durch alle zivilisierten Gesellschaften eingesetzte Polizei über die kriegerischen Instinkte des Menschen triumphieren und unter den Individuen, die Souveränität des Rechtes anerkennen konnte. Die Bildung so umfangreicher Ansammlung von Menschen wie England, Frankreich, Deutschland, Italien, hat nichts gemein mit dem Naturzustand. Deshalb kann man mit Bezug auf die Vereinigung dieser Gruppierungen nicht mehr von solchem Zustand sprechen, denn nichts ist der Natur entgegengesetzter, als dieser ungeheure geregelte Mechanismus, der im Tierreiche nichts analoges hat. Es existiert im Tierreiche keine Spur jener Sache, die wir Gerechtigkeit nennen. Das ist eine vollständig menschliche Einrichtung; gewiß eine antinaturalische, dennoch möchte ich sie nicht missen, denn sie bildet den Hauptunterschied zwischen uns und dem Tier. Sie macht Geschöpfe aus uns, die die Erkenntnis von Gut und Böse besitzen, während es unter den Tieren keinerlei Gut oder Böse gibt. Sie sind „amoralisch.“

Das also ist es, wohin die Kriegsverteidiger gelangen. Naturzustand, Unterdrückung der Schwachen, Sieg der rohen Kraft; Krieg; das sind die Ideale, auf die sie uns hinweisen. Doch sie sind unkonsequent dabei, denn sie führen ihre Logik nicht so weit, daß sie uns raten, unsere alten gebrechlichen Eltern aus der Welt zu schaffen, die schwächlichen Kinder zu ertränken; sie empfehlen uns auch nicht das bei den Tieren sehr verbreitete Prinzip des Inzestes, noch das des individuellen Mordes, dieses ausgezeichneten tierischen Rechtsverfahrens des Stärkeren.

Übrigens werden ihre Sophismen keinen Widerhall finden, denn die sogenannte wissenschaftliche Theorie des Krieges ist einfach die Negierung der Wissenschaft, die doch die höchste Potenz der Zivilisation ausmacht; das wäre die Rückkehr zum vorhistorischen Zeitalter, mit der Verschlimmerung einer wissenschaftlichen und komplizierten Organisation des Krieges.

Allerdings soll es in wissenschaftlicher, sozialer und industrieller Hinsicht Wettkampf geben zwischen den menschlichen Gemeinschaften, die man Nationen nennt. Gewiß. Möge solcher Wettstreit dem Kampf ums Dasein in der Natur verglichen werden, dagegen haben wir nichts einzuwenden. Doch von dem Augenblicke an, als die Menschen, den Tierzustand verlassend, sich zu Gesellschaften konstituiert haben, zu zivilisierten Gesellschaften, ist es offensichtlich, daß ihr Lebenskampf einen andern Charakter annehmen muß, als der brutale Kampf der rohen Gewalt, von Tier gegen Tier, von Mann gegen Mann. Nun, der Krieg ist nur eine der vielen Kampfesformen, eine der rohesten und unsinnigsten; roh, weil sämtliche Triebe der Grausamkeit durch ihn geweckt werden, unsinnig, weil er die Vernichtung von Werten, die langsam und mühevoll aufgehäuft wurden, nach sich zieht.

Die wirtschaftlichen Kämpfe haben ebenfalls ihre Schlachtfelder und ihre Opfer, wir verkennen das keineswegs. Auch sehen wir jenes idyllische goldene Zeitalter nirgends aufdämmern, wie unsere Gegner uns immerwährend vorwerfen. Nein und tausendmal nein! Selbst wenn es keine Kriege mit Kanonen mehr geben wird, wird es Kriege mit Tarifen geben, durch welche Millionen von Geschöpfen ins Elend gestürzt werden. Aber die Kriege mit der Waffe in der Hand heben die Tarifkriege keineswegs auf; es ist einfach eine Häufung: Böses auf Böses, Geisel auf Geisel. Eine große Schlacht hat keine anderen Folgen als die Vernichtung des Schwächeren, ohne Vorteil für irgendwen herbeizuführen, während in den ökonomischen Kämpfen der siegreiche Teil derjenige ist, der bessere Erzeugnisse liefert, der einen Fortschritt verwirklicht. Angenommen, daß wir die Notwendigkeit eines Wettkampfes für den Fortschritt der Gesellschaft zugeben, wie ihn die tierischen Wettkämpfe zur Verbesserung der Rasse darstellen, so ist es der wirtschaftliche Kampf ums Dasein, an den man dabei denken muß. Dieser ist wirklich derart, im gebräuchlichen Sinne

des Wortes, den Sieg des Besseren festzustellen. Das heißt, des Intelligentesten, Fleißigsten und Erfinderischsten.

Die Anhänger der Kolonialkriege haben in neuerer Zeit eine andere Form des Kampfes ums Dasein erfunden. Den Expansionskrieg. Sie haben behauptet, daß gewisse Völker wegen der Enge ihrer Landesgrenzen das Bedürfnis hätten, sich auszubreiten, zu entfalten, und dies sei eben das Bild des sozialen Kampfes ums Dasein, das „struggle for life.“

Daher die Notwendigkeit der Kolonialkriege und Eroberungen, um den Völkern, die leben wollen, genügend Bodenraum zu erwerben. Japan hat auf diese Lehre die Tat folgen lassen, und eine der vorgebrachten Gründe für die Kriegserklärung an Rußland war, daß es auf den beschränkten Territorium seiner Inseln nicht mehr genügenden Lebensmöglichkeit finden könne.

Historisch kann diese Begründung nicht aufrecht erhalten werden; denn wenn Japan den Krieg erklärte, so geschah es, um Revanche zu nehmen für den Vertrag von Simonoseki (es hatte jedoch Formosa genommen). Doch wir bestehen nicht auf der historischen Seite der Frage. Wir wollen untersuchen, ob die japanische Doktrin in folgender Formulierung aufrecht zu erhalten ist: „Wir müssen Krieg führen, weil wir auf unserem Territorium zu sehr eingeengt sind.“

Vor allem müßte man beweisen können, daß man zu sehr eingeengt ist und daß man so nicht leben könne. Nun, bezüglich Japans existiert diese Begründung nicht. Hier möge man den Ziffern folgen, welche die Dichtheit der Bevölkerung angeben (auf einen Quadratkilometer):

	Dichtheit
Sachsen	280
Belgien	237
Java	248
Bengalen	291
Nord-Ostindien	179
Niederlande	164
Groß-Britannien	132
Italien	116
Japan	116
Deutschland	104
Frankreich	74

Die Dichtigkeit der Bevölkerung Japans ist also nicht größer, als die Italiens.

Sie ist um die Hälfte geringer, als die von Belgien, Sachsen und Java.

Was würde man dazu sagen, wenn Italien darauf ausginge, Frankreich, Deutschland und Spanien unter dem Vorwand zu erobern, daß dort die Dichtigkeit der Bevölkerung geringer sei?

Da, wo Übervölkerung eintritt, erfolgt Auswanderung. Oder wie es in Belgien, Sachsen und Groß-Britannien vorkommt, die industrielle Produktion wird vermehrt, was ihr gestattet, Gegenstände zu erzeugen, durch die man Brot kaufen kann. Selbst von Auswanderung und Produktionsvermehrung abgesehen, könnte der Boden Japans seine Bevölkerung, die doch von geringer Dichtigkeit ist, ernähren, da wir ja 150 Millionen Einwohner, also dreimal so viel wie in Japan, auf Gebieten beisammen sehen (Bengalen und die nordöstlichen Regionen), die nicht zweimal soviel Flächenraum wie Japan besitzen. Ein Volk, dessen Bevölkerungsdichtigkeit in Verhältnis zur Bodenausdehnung Überschuß hat — und das ist in Japan nicht der Fall — kann keinen Krieg mit der Behauptung rechtfertigen, daß es in seinen Grenzen zu beschränkt ist. Auf diese Art hätte das Oberhaupt einer zahlreichen Familie, die in einer kleinen Wohnung wohnt, das Recht, mit den Waffen in der Hand in die Wohnung seines Nachbarn mit der Begründung eindringen, daß dieser Nachbar mehr Räumlichkeiten und weniger Kinder besitze.

Dies gilt umsomehr, als die Auswanderung nicht verboten ist. Wenn die Japaner auf ihrer zu klein gewordenen Insel nicht mehr Platz finden, wenn sie unbedingt Korea's bedürfen, um sich auszubreiten, warum siedelten sie sich nicht auf friedlichen Wege dort an, als ehrliche Kolonisten, Handeltreibende, Arbeiter und Bauern? In Wahrheit haben sie sich dort gar wenig hinbegeben. In dieses Korea, das sie durch Waffengewalt erobert haben, sind sie nur selten ausgewandert. Man zählte in Korea 29.000 Japaner vor dem Kriege, d. i. im Verhältnis ein Japaner auf 200 Koreaner. Wenn das Bedürfnis nach Besiedlung und nicht nach Erbeutung so dringend war, weshalb wanderten sie nicht aus? Das kleine Belgien sendet von seiner Bevölkerung 400.000 nach Frankreich. Nun, wäre das Bedürfnis nach Auswanderung so brennend gewesen,

dann hätte das große Japan nach Korea, das es angeblich zu seiner Existenz brauchte, mehr als 29.000 Auswanderer entsendet.

Kampf ums Dasein ist ein Ausdruck, dessen man sich bedient, um den Eroberungshunger zu beschönigen – die sogenannte „Kilometritis,“ die mein Freund Novikov so humoristisch verhöhnt. Um leben zu können, haben es die Völker nicht nötig, daß ihre Regierungen zur Einführung der Geldwährung, der Postwerzeichen, der Zölle und Gerichtsbarkeit ihnen mit Kanonen und Mitrailleusen nach dem Lande vorausgehen, in welchem sie ihren Lebensunterhalt zu finden hoffen. Ein scheußlicher Gedanke, daß eine Kolonisation notwendig nur durch vorhergegangene Eroberungskrieg stattfinden könne! Denn jegliche militärische Eroberung hat nichts zu schaffen mit dem Lebensrechte der Einzelnen, noch mit dem Kampf ums Dasein der Nationen. Gegenwärtig ist kein Land der Emigration verschlossen (außer vielleicht die Vereinigten Staaten Amerikas gegen die Chinesen); somit können jene, die nicht Auswanderer, sondern Eroberer sein wollen, sich nicht auf das Recht zum Leben berufen, sondern auf das Recht zur Eroberung, d. h. auf einen menschlichen Irrtum und nicht auf einen natürlichen Instinkt.

Setzen wir hinzu – denn die kriegslustige Verblendung macht diese Bemerkung nötig – daß das kriegerische System von recht zweifelhafter Wirksamkeit ist, um Leben und Wohlstand der Völker zu sichern, denen man Absatzgebiete, die ihnen fehlen, erschließen will. Was die Ausbreitung betrifft, so war sie bisher für die Japaner am ausgiebigsten auf den Begräbnisstätten von Mukden und Port Arthur, und was die Handelsunternehmung anbelangt, nämlich die 15 Milliarden, die für Kriegskosten verschwanden und die die Kriegskontribution sicherlich nicht ersetzt hat, so repräsentieren diese eine so bedeutende Summe, daß die japanische Regierung zu dem Preis Korea, die Mandschurei und ein gutes Stück von Sibirien hätte käuflich erwerben können!

„Das Recht zu leben“ der Völker, die in ihrer Eingrenzung zu ersticken drohen, ist also ein hochtönendes Wort, um die Habsucht der Regierungen zu bemänteln. Es hat nichts zu tun mit der Darwinischen Theorie.

Dies umsomehr als der Krieg das Gegenteil der natürlichen Auslese bewirkt. Er ist eine umgekehrte Auslese, die die Besten

tötet und die Minderwertigsten am Leben läßt. In der Natur, wenn zwei Tiere miteinander kämpfen, so siegt der Stärkere über den Schwächeren. Krankheit rafft die Schwachen hinweg; die Kräftigsten und Mutigsten überleben, um die Rasse zu erhalten und die Widerstandsfähigsten und Mutigsten fortzupflanzen. Aber die Kriege zwischen den Menschen lassen die Schwächlinge am Leben, anstatt der Mutigen; sie bewirken also gerade eine Gegenselektion und führen zur Verelendung der Rasse.

Vor allen sind es die Kränklichen und Schwachen, die vom Heeresdienst ausgeschlossen werden müssen. Die Siechen, die Taubstummen, die Einäugigen, die Blinden, die Krüppeln, die Hasenschartigen, die Rachitischen, die Skrophulösen, Blödsinnigen, Irrsinnigen, Geisteskranken, die Entkräfteten, die Impotenten werden durch die militärischen Gesetze geschützt. Keiner dieser Unglücklichen riskiert auf dem Schlachtfelde zu Grunde zu gehen. Sie werden reserviert und preserviert. Diejenigen, welche man dazu auserlesen hat, von der Erdoberfläche zu verschwinden, das sind die Lebensfähigsten, Gesundesten. Die kräftigen jungen Leute, die die Hoffnung der zukünftigen Generation abgeben, die werden für den Heeresdienst und für das Sterben tauglich erklärt. Als Napoleon am Abend eines Schlachttages die Leichen betrachtete, die sein Wahnsinn aufgestapelt hatte, machte er die cynische Bemerkung: „Eine Pariser Nacht wird dies alles wieder ersetzen.“ Doch das durch ihn herbeigeführte große Sterben hatte die Besten unserer jungen Leute dahingerafft.

Eine bekannte Redensart sagt, daß es immer die gleichen sind, die sich auf dem Schlachtfelde töten lassen. Tatsächlich verschwinden die Feigen im Augenblicke der Gefahr und zu einer gewagten Expedition melden sich immer die Fähigsten. So kann man behaupten, daß am Abend nach einer Schlacht unter den Gefallenen und Verwundeten viel mehr der tüchtigsten zu finden sein werden als unter den unversehrt gebliebenen.

Was von einer einzigen Schlacht gilt, das gilt noch mehr für eine lange Serie von Schlachten, aus denen ein großer Krieg besteht, so daß unter den aus einem Feldzuge unverwundet heimkehrenden Soldaten verhältnismäßig weniger energisch und tapfere sich finden, als unter denen, die getötet oder verwundet worden sind.

Vom biologischen Gesichtspunkte betrachtet, werden die Völker durch lange und große Kriege erschöpft und der Degeneration zugeführt. Denn schließlich, wie in der Zeit der napoleonischen Metzeleien von 1798—1815, ward die ganze gesunde Bevölkerung auf den Schlachtfeldern begraben, und es blieben nur noch die Schwachen, Siechen und Feigen zur Verbesserung der Rasse übrig.

Dieses ist eines der größten Übel des Krieges, unter all den unzähligen Übeln, die er mit sich bringt.

Soll ich hinzufügen, daß in den Zeiten des Friedens, jenes trübseligen Friedens, der die Vorbereitung der Kriege bildet, alle unausbleiblichen Folgeerscheinungen menschlicher Ansammlungen und militärischer Einrichtungen (die Syphilis, Trunksucht, Tuberkulose) keine gar günstigen Vorteile für das zukünftige Geschlecht bieten? Mit einem Wort, der Krieg ist ein sicheres Mittel zur Entartung der Rasse.

Es ist gerade so, als würde man die besten jungen Männer aussuchen*), die größten, die bestgewachsenen, die tüchtigsten, um sie hinzuopfern, ehe sie noch Kinder zeugen konnten.

Es ist wahr, daß Spronck, als Antwort hierauf, ein Argument vorgebracht hat, das recht komisch klingt: „Die Frauen bleiben übrig,“ hat er mir geantwortet. „Das gebe ich zu: und es ist ein Glück zu nennen, daß die kriegerische Auslese sich nicht auch auf die Frauen erstreckt; denn dann wäre die Rasse rettungslos untergegangen; es wären dann nur Zwerg und Zwergin übrig geblieben, die Stotternden und Buckligen, die Krummbeinigen und Einäugigen, die Verkrüppelten und Geisteskranken.“ Ja, Spronck hat Recht: es bleibt die Frau. Sie muß sich aber mit dem begnügen, was der Krieg übrig gelassen hat und nach einer Serie von großen und lange dauernden Schlachten ist ihr Anteil jämmerlich genug.

Nichts ist also der Wissenschaft fernliegender als dieser verwunderliche Grundsatz: das Gesetz von der Notwendigkeit des Krieges ist ein wissenschaftliches Gesetz. Der Philosoph, der die Evolutionstheorie in ihrer ausgedehnten Synthese am besten begriffen

*) Es ist bekannt, daß nach den napoleonischen Kriegen in Frankreich das Niveau der Männergröße erheblich niedriger geworden ist. Es sind tatsächlich zur Fortpflanzung der Generation nur die Kleinsten übrig geblieben, die andern waren alle in die Regimenter eingereiht worden.

und sie auf die menschliche Gesellschaft angewandt hat, Herbert Spencer, hat gezeigt, daß die Evolution des Menschengeschlechts notwendig auf friedlicher Basis beruhe, daß der absolute Friede unter den Menschen die logische, unerbittliche Schlußfolgerung des Evolutionsgesetzes sei.

Aus alledem können wir schließen, daß das biologische Argument — Assimilation von Krieg und natürliche Zuchtwahl — von keinerlei Tragweite ist, und sich grausam gegen diejenigen kehrt, die es aufgestellt haben.

2. Metaphysische Einwände.

Es gibt auch metaphysische Einwände; wenn es gestattet ist, Humoristen wie J. de Maistre und Proudhon zu Metaphysikern zu zählen.

Vor ihnen muß aber noch ein viel häufiger zitierter Metaphysiker genannt werden: Hegel, der umso berühmter ist, weil man ihn weniger kennt. Hegel stellt das Prinzip des Fatalismus historischer Ereignisse auf und fügt den Grundsatz hinzu, daß der Krieg den Triumph des Bessern bestätigt. Zwei Nationen geraten in Konflikt miteinander. Die sittlich höherstehende, die zivilisiertere, die am besten vorbereitete ist es, die siegen wird. Also sichert der Krieg demjenigen den Sieg, der fortgeschrittener ist und gerade deshalb ist er ein Werkzeug des Fortschrittes. Hier finden wir zwei Behauptungen, die man unterscheiden muß.

Besäßen die Ereignisse eine historische Vorbestimmung, so wäre jede Diskussion überflüssig und unsere von vornherein angenommene Machtlosigkeit würde jegliches Argument lächerlich machen. Doch diese Erörterung würde uns zu weit führen, und es ist besser anzunehmen, wie dies auch wahrscheinlicher ist, daß jedes Individuum im Universum und im Staate etwas vermag, und daß die allgemeine Meinung nicht blindlings dem Verhängnis der einander folgenden Ereignisse anheimgegeben ist; daß sie geleitet, modifiziert, aufgeklärt werden kann; daß die Erziehung eines Volkes durch Vorträge, Schriftwerke und Schulen, nicht unmöglich ist; folglich, daß die Nationen in gewissem Maße über ihr Geschick verfügen können und daß jeder Bürger seinen kleinen Einfluß auf die Richtung nationaler Geschichte ausüben kann. Daran wollen

wir uns halten. Denn die Hypothese einer historischen unausweichlichen Bestimmung würde uns jeder Verantwortlichkeit entheben und uns alle, Anhänger wie Gegner, zum Stillschweigen verurteilen. Glücklicherweise ist nichts falscher, als diese sogenannte Vorausbestimmung. Der Gedanke, daß wir über den Fortgang der Dinge nichts vermögen, ist vom Standpunkt der Moral ein Widersinn. Obendrein ist er der Wirklichkeit der täglich zu beobachtenden Ereignisse entgegengesetzt: wir sind nicht bloß **Zuseher** der täglichen Vorgänge, sondern auch **Mitwirkende**, folglich in der Lage, den Fortgang der Dinge zu leiten, ein jeder in der bescheidenen Sphäre seines Einflusses. Die Taten der Allgemeinheit sind, im Grunde genommen, nur die zahlreichen Taten jedes Einzelnen.

Was den zweiten Einwand Hegels betrifft, den Triumph des Besseren, analog dem Darwinischen Grundsatz vom Überleben des Fähigsten, so ist er kaum auf die kriegerischen Kämpfe zwischen zivilisierten Völkern anzuwenden. Vor allem andern, weil es kleine Nationen gibt, die notwendigerweise überwältigt werden müßten, wenn die Kriegsgewalt das Maß des Fortschrittes darstellen würde.

Deutschland ist ein viel größerer Staat als Dänemark. Man lasse Deutschland einen Krieg mit Dänemark aufnehmen – das ist, wie bekannt, keine bloße Hypothese, sondern ein nur zu reales historisches Faktum – und der Ausgang des Kampfes wird nicht zweifelhaft sein. Es wäre widersinnig, aus einer Niederlage der Dänen zu folgern, daß sie betreffs der Moral, der Intelligenz, der Tapferkeit den Deutschen nicht ebenbürtig seien. Es war die Überzahl, die den Sieg entschied. Der Erfolg hat sich auf Seiten der großen Bataillone gestellt. Tatsächlich ist es also nicht das Recht der Besseren, das im Krieg entscheidet, es ist das Recht des Stärkeren. Und das ist ein großer Unterschied.

Der Sieg wird auch demjenigen beschieden, der vom Zufall begünstigt ist.

Im Zweikampf ist derjenige, der seinen Gegner tötet, bald der Stärkere, bald der Glücklichere. Die Gerechtigkeit, das gute Recht, haben mit diesem Siege nichts zu schaffen. Selbst der Geschickteste und Mutigste ist des Sieges nicht sicher. Und ähnlich, wie im Duell, spielt der Zufall auch eine große Rolle im Kriege.

Wieviel unvorhergesehene Umstände zerstören oft die bestausgedachten Pläne!

Nehmen wir einmal an, daß der Zufall nichts dabei zu tun habe. Hier stehen sich zwei Heere gegenüber, ungleich in ihrer Art, weil eines eine kriegerische, das andere eine friedliche Nation vertritt. Ich sehe jedoch nicht ein, weshalb die weniger kriegslustige Nation der kriegerischen nicht ebenbürtig sein sollte. Stellen wir uns einen Augenblick vor, Frankreich hätte aus irgend einem Grunde seine militärische Macht derart entwickelt, daß alles übrige dadurch in den Hintergrund gedrängt, vernachlässigt, vergessen worden wäre; während wiederum Deutschland, im Glauben an die Zukunft, seine ganze Spannkraft auf die Industrie, die Wissenschaft, und die friedlichen Künste verlegt hätte. Inwiefern würde dann der Sieg der französischen Heere die moralische Minderwertigkeit Deutschlands beweisen?

Von der militärischen Überlegenheit auf den Schlachtfeldern auf eine geistige, moralische oder industrielle Superiorität zu schließen, wäre ebenso absurd, als wenn man mich sittlich und intellektuell für minderwertig erklärte, gegen einen Fechter, der geschickt den Degen oder die Pistole führt, weil ich mich schlecht auf die Handhabung dieser Waffen verstehe.

Der sogenannte „Triumph des Bessern“, ist die Beschönigung der Brutalität des Überwinders. Die Bezeichnung „besser und moralisch höher stehen“ auf eine Nation angewendet, scheint mir übrigens ohne Sinn zu sein. Man kann sagen, daß heutigen Tages die Zivilisation und Moral überall so ziemlich die gleiche ist: England, Frankreich, Deutschland, Österreich-Ungarn, Italien, die Vereinigten Staaten; diese sechs Großmächte sind sich darin mit geringem Unterschied gleich. (Von Rußland, dieser fast noch asiatischen Macht, deren Zivilisation in den großen Volksmassen noch in den Anfangsstadien der Entwicklung ist, spreche ich nicht). Wenn also zwischen zwei der vorgenannten Nationen ein Konflikt entstände, so wäre es einzig die bessere Heeresorganisation, die den Sieg sichern würde. Aber daraus würde ich nicht auf die moralische Überlegenheit dieser oder jener Nation schließen. Frankreich ist in den Jahren 1870—1871 von Deutschland geschlagen worden. Das beweist nur die Gebrechen seines Heeres, wie ein etwaiger Sieg Frankreichs die Minderwertigkeit der deutschen

Armee bewiesen hätte. Welcher Widersinn ist es, aus einem Sieg oder einer Serie von Siegen auf eine andere Art von Inferiorität oder Superiorität zu schließen, als die militärische!

Wäre das das Richtige, dann dürfte man die Völker einzig nach ihrer militärischen Macht abschätzen und dann kämen die Dänen und Norweger in die hintersten Reihen der Zivilisation, weil sie kein zahlreiches Heer besitzen.

Die Frage stellt sich etwas anders, wenn es sich um Kriege zwischen zwei Nationen von vollständig verschiedener Zivilisation handelt. Im solchen Falle ist es klar, daß das besser zivilisierte Land zum Schlusse triumphiert, denn es besitzt Hilfsmittel, über die der andere nicht verfügt. Die Waffen haben sich in einer solchen Weise vervollkommt, daß den weittragenden Kanonen und Gewehren gegenüber der persönliche Mut gar nichts mehr ausmacht. Was den Sieg entscheiden wird, das wird die bessere Bewaffnung sein!

Eine starke militärische Organisation ist mit einer recht oberflächlichen Zivilisation ganz gut vereinbar. Das Beispiel des russisch-japanischen Krieges beweist dies am besten. Die Japaner haben kaum ein halbes Jahrhundert Zeit gebraucht, um sich alle Äußerlichkeiten unserer europäischen Zivilisation anzueignen. Sie haben unsere Waffen angenommen und daher sind sie eine große Militärmacht geworden. Deshalb wird man mich aber nicht zu dem Zugeständnis zwingen, darin einen Beweis von der Überlegenheit der gelben Rasse über die weiße zu sehen.

Vom Gesichtspunkte des Kampfes zwischen zwei Nationen bedeutet also das Prinzip Hegels nichts als einen sinnlosen Truismus. Der Krieg bekräftigt die Übermacht des Stärkeren, was an sich offensichtlich ist. Aber der stärkste Teil im Kriege ist nicht immer der Bessere. Es ist der an Zahl reichere, besser gerüstete, besser vorbereitete, der vom Zufall besser begünstigte.

Geklärt von aller metaphysischer Umwölkung, mit der sich eine dunkle Idee umhüllt, besagt das Argument Hegels, daß der **Stärkere eben der Stärkere ist** und seine ganze Dialektik beruht auf dem evidenten Irrtum, daß der Stärkere der Bessere sei.

So armselig die Beweisführung Hegels auch ist, macht sie dennoch gute Figur neben den possierlichen Ausführungen de

Maistre's. Diese sind interessant genug um hier vorgebracht zu werden. (Soirées de Saint Pétersbourg I. II. passim.)

„Wenn man den Menschen mit seiner Vernunft, seinen Empfindungen und Neigungen betrachtet, so ist es unerklärlich, wie der Krieg menschlicher Weise möglich sein kann Also ist der Krieg etwas Göttliches Er ist göttlich in seinen Folgen, denn wer könnte es bezweifeln, daß der Tod auf dem Schlachtfelde eine große Begünstigung ist . . . Der Krieg ist göttlich durch die geheimnisvolle Glorie, die ihn umgibt, und in der ebenso unerklärlichen Anziehung, die er ausübt Der Krieg ist göttlich durch den Schutz, der den großen Heerführern zu Teil wird, da selbst die waghalsigsten nur selten im Kampfe fallen und nur dann, wenn ihre Sendung erfüllt ist Der Krieg ist göttlich durch die Art und Weise, in der er zum Ausbruch kommt, im richtigen Augenblick von Menschen herbeigeführt und von der Gerechtigkeit vorgezeichnet; Gott tritt hervor, um die gegen ihn begangenen Freveltaten zu rächen . . . Der Krieg ist göttlich in seinen Ergebnissen, die sich vollständig allen menschlichen Berechnungen entziehen . . . Der Krieg ist göttlich durch die unentbehrliche Kraft, die seine Erfolge bestimmt Nichts hängt im Leben so unmittelbar von Gott ab, wie der Krieg und Er liebt es, der „Gott der Schlachten“ genannt zu werden; mit aller Berechtigung geschah es also, das die christlichen Völker stillschweigend übereingekommen sind, wenn ihre Waffengänge glücklich waren, ihre Dankbarkeit gegen den Herrn der Heeresscharen durch ein Tedeum auszudrücken.“

Man wird von uns nicht erwarten, daß wir hier Punkt für Punkt diese kühnen Paradoxen untersuchen; sie widerlegen sich einfach selbst durch ihren Wortlaut.

Es ist aber doch gut, die Geständnisse zu beleuchten, welche J. de Maistre hier entschlüpft sind. Er sagt ungefähr folgendes: „Der Krieg ist so grausam, so traurig, so nutzlos, so entlegen allem, was unserem Ideale und unserem Vorteil entspricht, daß er gewiß nicht Menschenwerk sein kann. Seinen eigenen Kräften, seinen eigenen Ideen überlassen, wäre der Mensch nicht fähig gewesen, einen Mechanismus zu erfinden, der ihm solches Übel zugefügt hätte. Die Widersinnigkeit des Krieges muß demnach etwas Übermenschliches sein.“ Der Rest der Argumentationen sind

nichts als Ungereimtheiten und wenn derartiger Unsinn nicht im blendendem Stil vorgebracht würde, bliebe von ihm keine weitere Spur übrig wie von allen sonstigen Dummheiten anderer in Vergessenheit geratener Schriftsteller.

Von de Maistre bis Proudhon ist der Sprung nicht geringer, als von Hegel zu de Maistre. Es wäre unklug, gründlich die Tollheiten zu diskutieren, die Proudhon in zwei unverdaulichen Bänden zugunsten des Krieges gesammelt hat. Derselbe Proudhon, der 1848 seine berühmte Stunde erlebte und einige Monate hindurch den Schrecken der Bourgeoisie ausmachte, ist 1855 einfach geisteskrank geworden, wie sein Werk über den Krieg beweist. War er nicht verrückt, um gebunden und eingesperrt zu werden, so muß er wenigstens jenen Entgleisten beigezählt werden, die mein gelehrter Freund Lombroso „Mattoiden“ — Halbnarren — genannt hat. Man wird aus dem folgenden Auszug selbst schließen können „Heil dem Kriege. Durch ihn tritt der Mensch aus dem Sumpf dunkler Uranfänge, die ihn in Erniedrigung gefangen hielten, in seiner ganzen Majestät und Heldengröße hervor. Über die Leiber der niedergestreckten Feinde dahinschreitend, durchlebt er seinen ersten Traum von Ruhm und Unsterblichkeit. Wölfe und Löwen führen gegen ihresgleichen keinen Krieg. Es ist lange her, daß man aus dieser Beobachtung eine Satyre über unser Geschlecht gemacht hat. Wie konnte man es übersehen, daß gerade darin das Merkmal unserer Größe liegt? Hätte die Natur den Menschen zu einem arbeitsamen und anschlußbedürftigen Wesen gemacht und nicht zu einem kriegerischen, so wäre der Mensch vom ersten Tage an auf das Niveau des Tieres herabgesunken.“

Zum Schlusse, auf der letzten Seite dieser langen zwei-bändigen Delirien, nachdem er den Versuch gemacht zu beweisen(?), daß der Krieg gut und gerecht sei, endigt er mit folgender staunenswerten Phrase, die allem widerspricht, was er vorher vorgebracht und die ebenso hirnverbrannt ist, wie alles übrige:

„Was immer die Entscheidung der Menschen sein mag, können wir über die kommenden Ereignisse ohne Bangen sein: der einzelne Mensch ist kurzsichtig, es hängt bis zu einem gewissen Punkt von ihm ab, den Fortgang der Dinge zu stören. Indem er dies tut, kann er sich nur selber schaden. Die Menschheit allein ist groß;

sie ist unfehlbar. Nun, ich glaube es in ihrem Namen aussprechen zu können: die Menschheit will keinen Krieg“.

Und das ist alles, was die Philosophen zugunsten des Krieges zu sagen gefunden haben!

3. Historische Einwände.

Neben den Metaphysikern sind die Historiker anzuführen; mehrere von diesen haben zu behaupten gewagt, daß der Krieg für den Fortschritt notwendig sei. Jüngst hat sich ein anonymer Journalist im Journal des Débats folgenden lapidaren und widersinnigen Ausspruch erlaubt: „Alle großen Taten der Geschichte sind durch Kriege vollbracht worden.“

Unser großer Viktor Hugo, derselbe Viktor Hugo, der eines Tages erklärt hat, „der Krieg müsse seiner Ehren entkleidet werden,“ hat sich nicht gescheut, durch eine blendende Metapher verführt, zu sagen: „Die Schlachten sind ebensowenig Wunden, die dem Menschengeschlecht geschlagen werden, als es die Ackerfurchen sind, welche man der Erde beibringt. Seit 5000 Jahren wird die Erde durch den Pflug vorbereitet und alle Zivilisation durch den Krieg.“

Wäre dem wirklich so, wäre der Krieg eine Bedingung des menschlichen Fortschreitens, so wäre er unverzüglich gerechtfertigt. Wie beklagenswert auch der Tod von Menschen und die Vernichtung von Werten ist, wenn das Interesse der Gattung es verlangen würde, dann wäre ohne Frage der Krieg etwas Gutes.

Nun, bisher hat es immer Kriege, Bürgerkriege und andere Kriege gegeben, so daß sich darüber keine Vermutungen aufstellen lassen, wie sich das Menschengeschlecht entwickelt hätte, das nicht kriegerisch gewesen wäre. Und man kann sich in keiner Sache leichter täuschen als in der Frage, was geworden wäre, wenn u. s. w.

Und doch, so weit es gestattet ist, nach Hypothesen zu schließen, will es doch scheinen, daß, wenn die Menschheit fortgeschritten ist, dies nicht durch den Krieg, sondern trotz des Krieges geschah.

Der Menschheitsfortschritt besteht in dem, was Wissenschaft, Industrie, Schrifttum und Kunst geschaffen haben. Die Haupteroberungen der modernen Welt: die Entdeckung Amerikas, die

Erfindung der Buchdruckerkunst, die Reformation, die Chemie, die Elektrizität, Telegraf und Eisenbahn, die Macht der Dampfkraft, die Theorie der Mikroben, der Durchstich des Suezkanals, die individuelle Freiheit, das allgemeine Wahlrecht, die Gewissensfreiheit -- sind keine kriegerischen Erungenschaften. Kolumbus, Guttenberg, Galilei, Luther, Lavoisier, Volta, Stephenson, Ampère, Lesseps und Pasteur haben die Welt befruchtet, durch Werke des Friedens und nicht des Krieges.

Selbst die sozialen Eroberungen sind keine kriegerischen Taten. Die direkten Folgen des Krieges waren: die Teilung Polens, die Unterwerfung von Finnland und andere Nichtswürdigkeiten. Hundert Jahre lang haben die Engländer den Boden Frankreichs verwüstet; die Zivilisation wurde dadurch um hundert Jahre zurückgehalten. Die langen Kriege zwischen dem Hause Österreich und dem Hause Bourbon haben in ganz Europa Unmengen von Elend aufgehäuft, aber ohne jeglichen Profit, weder für den Sieger, noch für den Besiegten. Die wahnsinnigen Feldzüge Napoleons haben die wunderbare Entwicklung der französischen Revolution gelähmt und niemand kann ahnen, was die ungeheure Tatkraft unserer Väter vollführt hätte, wäre sie nicht abgelenkt worden zum Vorteil einer unersättlichen Persönlichkeit. Man glaubt den Bürgerkrieg Amerikas anführen zu können, welcher die Aufhebung der Sklaverei in seinem Gefolge hatte; aber dieser Bürgerkrieg war in Wahrheit bloß ein Zufall. Er war nichts weniger als notwendig, und hätten die Südstaaten gleich nachgegeben, so wären diese nutzlosen Massakres nicht vorsich gegangen. Wenn der italienische Krieg (1859) die Befreiung Italiens mit sich gebracht hat, so darf man nicht übersehen, daß die Unterdrückung Italiens durch frühere Kriege entstanden war, und daß da der Krieg also nur Übelstände aufhob, die der Krieg geschaffen hatte.

Man kann es kaum wagen, raten zu wollen, was geschehen wäre, hätte dieses oder jenes Ereignis nicht stattgefunden. Jedoch, da wir in keinem der bedeutenden Ereignisse auf geistigen Gebiete den Einfluß des Krieges wahrnehmen; da die großen Wohltäter der Menschheit es hauptsächlich durch friedliche Werke geworden sind; da die Kriege die menschliche Schaffenskraft zum Vernichten und nicht zum Aufbauen anwenden, so hat man alles Recht zu schließen,

daß der Eroberungszug der Zivilisation nur aufgehalten worden ist durch die Kriege.

Damit wollen wir nicht sagen, daß ein Sieg nicht auch glückliche Folgen haben könne; aber dieser Sieg ist an sich die Verdammung des Krieges, weil Blut vergossen werden mußte, zur Verteidigung einer heiligen, ungerechterweise bedrohten Sache.

Man sagt, die Eroberer Alexander, Cäsar, Napoleon hätten mit den Kriegen die Zivilisation gebracht. Untersuchen wir ein wenig, was davon zu halten ist.

Alexander führte seine Heere bis an den Indus, alles verwüstend, alles zerstörend, was ihm im Wege lag. Gleich Rhamses und Sesostri, durchquerte er Asien, Verderben verbreitend und sich huldigen lassend wie ein Gott. Er stirbt und dieser ganze große Mechanismus zerfällt und seine zu Königen gewordenen Statthalter enden in der größten Verworfenheit, ohne das irgend etwas von diesem tollen Unternehmen übrig bleibt.

Cäsar unterjocht Spanien und Italien. Mit welchen Strömen von Blut, das erzählen uns seine kühl betrachtenden Kommentatoren. Er hatte Gallien bezwungen, wie die spanischen Conquistadores Amerika bezwungen haben, durch Verrat und Metzeleien. Auch ohne ihn wäre die römische Zivilisation in ganz Gallien eingedrungen und die Wohltat — wenn es anders eine Wohltat gewesen — war nicht so groß wie das Verbrechen. Was Napoleon betrifft, so waren seine militärischen Taten nicht nur unfruchtbar, sondern verderblich. Vor ihm herrschte Frankreich über das ganze diesseitige Rheinufer. Verbündete und befreundete Republiken gravitierten um Frankreich. In ganz Deutschland und ganz Italien wurden die Franzosen als Befreier aufgenommen. Nach Napoleon betrachtet man sie als Tyrannen. Der Franzosenname war verflucht. Lächerliche Monarchien wurden gegen uns und neben uns gegründet. Wir mußten die durch die Revolution der Freiheit gewonnenen Provinzen wieder verlieren. Napoleon hat in der ganzen Welt den Gang des Fortschrittes um mehr als hundert Jahre verzögert.

Man könnte noch allenfalls das Prinzip eines zivilisatorischen Krieges gelten lassen, wenn es sich darum handelt, den wilden Völkern die höhere Zivilisation zu bringen. Cortez und Pizzaro

sind entsetzliche Geschöpfe; Cäsar war von einer Grausamkeit und Schurkerei ohnegleichen; die Engländer in Indien, die Franzosen in Algier haben abscheuliche Erpressungen begangen und die ganze Kolonialgeschichte ist blutig rot. Doch im allgemeinen wurde auf diesen Trümmern ein weniger grausames Regime aufgebaut (ich spreche hier nicht von der spanischen Herrschaft, die abscheulich war), so daß die allgemeine Zivilisation durch derartige Kriege zu gewinnen schien. Ich glaube allerdings, daß dies nur Schein ist und es bei dieser kriegerischen Kolonisierung weder materielle, noch moralische Vorteile gibt. Doch die Diskussion würde uns zu weit führen, wollten wir diese ernste Frage bis auf den Grund studieren, ob der Vorteil, einer höheren Zivilisation anzugehören, das Recht auf Ungerechtigkeit gibt. Ist es gestattet, unter dem Vorwande, daß eine Nation noch kein Telefon, keine analytische Geometrie, keinen Impfwang besitzt, ihr diese Wohltaten mit Kanonenschüssen aufzudrängen? Es wäre der Mühe wert, dies zu ergründen. Auf keinen Fall kann man diese Erwägungen auf den Krieg zwischen den europäischen Nation anwenden, wo die Zivilisation die gleiche ist, und das einzige Resultat dieser großen Totschlägereien die Verschiebung der Grenzen ist, oder noch weniger, die Ersetzung des Königs X... durch den König Y..

Wo einmal der Krieg ein Werkzeug des Fortschrittes zu sein schien, so war es, als die Feinde des Fortschrittes sich ihm bewaffnet entgegengestellt haben und er sich durchzukämpfen genötigt sah.

Niemand hat behauptet, daß die Fortschritte niemals Waffenkämpfe auszufechten gezwungen worden seien. Zu wiederholten Malen schon hat man gegen den Fortschritt Armeen ausgerüstet, um die alten Irrtümer zu verteidigen und die keimenden Wahrheiten zu unterdrücken, so daß auf die Gefahr hin, zermalmt zu werden, der neue Gedanke sich wehrhaft machen und verteidigen mußte. Aber dies ist doch keine Berechtigung für den Krieg, das ist eher ein Verdammungsurteil. Der Fortschritt wird durch den Krieg bekämpft, er muß dem Kriege widerstreben und kann es nicht anders tun, als durch den Krieg.

Übrigens handelte es sich meistens gar nicht darum, wer siegen würde, die Wahrheit oder der Irrtum, der Fortschritt oder

die Reaktion. Immer, oder fast immer, waren die Ursachen kriegesrischer Metzelein lächerlich unbedeutend. Die Phantasie eines Herrschers, die Laune einer Favoritin, die Eroberung einiger Quadratkilometer Landes, vor allem aber jene nichtige Abstraktion, welche die Diplomaten das europäische Gleichgewicht nennen; solche waren die Ursachen großer Kriege. Wieviel arme Teufel mußten auf den Schlachtfeldern verwesend, damit die Suprematie entweder einem Plantagenet, oder einem Capet, einem Habsburger, oder einem Bourbon zufalle! Daß es einem Josef gestattet werde, König von Spanien zu werden und einem Ludwig, König von Holland!

Meistens ist das Resultat in Sachen des Krieges gleich Null. Da gab es Schlachten, Ruin, Eroberung. Einige Jahre später neue Schlachten, neuer Ruin, damit das erbeutete Territorium dem früheren Besitzer wieder zufalle. Alles in Allem war das Ergebnis Null. Nach zwei sich folgenden Kriegen, deren Ausgänge verschieden waren, ist die alte Sachlage wieder hergestellt. Nur daß es um einige Massakers mehr gegeben hat.

Kurzum, die Fortschritte der Menschheit verdanken den Kriegen nichts; die Zivilisation entwickelt sich trotz der Kriege. Und es ist ein Wunder zu nennen, daß sie durch das herrschende Regime von Militarismus und Blut nicht noch mehr gehemmt worden ist.

4. Moralische Einwände.

Diese werden häufig vorgebracht. Und da sie unter dem Deckmantel von Edelmut auftreten, sich an ethische Gefühle wenden und auf alte Überlieferungen stützen, werden sie von der Menge günstig aufgenommen; was übrigens vom Standpunkte des Wertes, den sie haben können, nicht viel sagen will.

Hier folgt ein solcher Einwand in seiner ganzen Wucht, wie ihn v. Moltke aufgestellt hat: „Der Krieg ist heilig, eine göttliche Institution; er ist eins der Gesetze der göttlichen Weltordnung. Er weckt im Menschen alle großen und edlen Empfindungen, die Ehre, die Selbstlosigkeit, die Tugend, den Mut und bewahrt sie davor, in krassen Materialismus zu versinken.“

„Der Mensch ist also geschaffen“, sagt Millet (Rev. Polit. et Parlament 10. Mai 1904 p. 279), „daß er nur großes vollbringt,

wenn er sein Leben dafür einsetzen kann. Sobald er sein eigenes Selbst seiner Idee oder seinen Träumen voransetzt, beginnt er moralisch zu entarten. Können wirtschaftliche, industrielle, ja selbst vom Genie der Erfindung erzeugte Erfolge jemals für jene gewaltigen, bisweilen heilsamen Krisen Ersatz bieten, in denen die Herzen einmütig schlagen, die Seelen beim Klange der Stimme eines Anführers vibrieren, der Menschheitswille, zur höchsten Spannung gesteigert, alle Hindernisse über den Haufen wirft, sich dem Unbekannten entgegenstürzt, die Grenze der Möglichkeiten erweitert, einen tödlichen Zweikampf gegen das Gesetz der Trägheit führt und schließlich aus dem formlosen Haufen der armen Menschheit die strahlende Erscheinung der Gottheit „Nation“ entreißt“ Und an anderer Stelle sagt er, die berühmte Phrase Moltke's untätig nachahmend: „Wenn das Unmögliche geschähe, daß die Welt vollständig friedlich würde, versänke sie dann nicht in trostlose Monotonie und unverbesserliche Mittelmäßigkeit?“

Vor Millet hatte auch Valbert in ähnlichen Ausdrücken, wenn auch mit weniger Pathos gesagt, daß die Welt ohne den Krieg in gefährliche Lethargie versinken würde.

Renan hat folgendes im Jahre 1872, ein Jahr nach dem deutsch-französischen Krieg, geschrieben (es ist dies eine Art Entschuldigung): „Der Krieg ist eine der Bedingungen des Fortschritts, ein Peitschenhieb, der einen Staat einzuschlafen verhindert, er zwingt damit die zufriedene Mittelmäßigkeit aus ihrer Apathie herauszugehen. Wenn Dummheit, Nachlässigkeit, Faulheit und mangelnde Voraussicht die Staaten nicht dazu führte, daß sie sich schlagen, so wäre es schwer zu bestimmen, zu welchem Grade der Verkommenheit das Menschengeschlecht herabsinken könnte. Der Tag, an dem die Menschheit, ein großes römisches, pazifiziertes Kaiserreich bildete, ohne äußeren Feind, wäre der Tag, an dem Moral und Intelligenz in der größten Gefahr schwebten.“ (Réf. intellectuelle et morale, 1872, III.)

Dennoch war Renan für Militarismus durchaus nicht eingenommen. Schrieb er nicht später in seinem „Souvenirs d'enfance: „Wäre ich verdammt gewesen, Soldat zu werden, so hätte ich mich dieser Hölle durch Selbstmord oder Fahnenflucht entzogen.“ Und wirklich ist er einer andern Dienstbarkeit entronnen, die seinen

freien Geist bedrohte, durch eine Art heroischer Fahnenflucht, von deren ganz besonders tragischen, moralischen Kämpfen er uns Mitteilung macht.

Wenn ich auf Vollständigkeit Anspruch machte, und alle Autoren zitieren wollte, die sich bemühten, das Verbrechen des Krieges zu rechtfertigen, da hätte ich eine lange Aufzählung zu unternehmen.

In seinem Werk von bewunderungswerter Gelehrsamkeit erwähnt sie J. Lagorgette und es ist dies eine gar seltsame Liste. Ich will einige Grundsätze dieser Verherrlicher des Verbrechens anführen. Man urteile selbst:

„Der Krieg bestraft, sühnt, erhebt.“ (Veuillot).

„Ich rechtfertige, lobe den Krieg. (E. Ollivier).

„Ein dauernder Friede, verweichlicht den Mut und korrumpiert die Sitten. Für den Staat ist ein gerechter und ehrenvoller Krieg die gesundeste aller Übungen. Wenn der Bürgerkrieg einem Fieber zu vergleichen ist, so kann man den Krieg gegen den äußeren Feind der wohltuenden Wärme nach getaner Körperbewegung gleichstellen.“ (Bacon.)

„Der Krieg ist nichts anderes als der blutige Austausch von Ideen mit Schwerter und Kanonen und eine Schlacht nichts anderes als der Kampf zwischen Irrtum und Wahrheit, Sieg und Eroberung ist nichts anderes als der Triumph der Wahrheit von heute über die Wahrheit von gestern. Man muß dem Kriege zujubeln und ihn preisen. Es gibt keine große Schlacht, die sich gegen die Zivilisation gekehrt hätte. Der Besiegte ist immer derjenige, der verdient hat, es zu sein.“ (Cousin.)

„Der Beweis, daß der Krieg göttlichen Ursprungs ist, ist, daß er aus der menschlichen Seele zwei der edelsten Gefühle auslöst: bei den einen den Heldenmut, bei den andern die Barmherzigkeit.“ (P. Bourget).

„Der Krieg allein ist es, der im Volksstamm die Solidarität erweckt und die Achtung vor der Autorität, ohne welche keine Gesellschaft möglich ist; sie ist ein Teil der sozialen Gesundheit.“ (G. Le. Bon.)

„Der Krieg beweist nicht bloß die Kraft Gottes, sondern auch seine Herrlichkeit.“ (Platen.)

„Der Krieg ist für alle Völker ein Stahlbad, für die Alternden ein Verjüngungsquell.“ (Lasson.)

„Es ist nicht nur widersinnig, sondern auch unmoralisch, den Krieg zu schmähen, der eine praktische und theoretische Notwendigkeit ist. Ihn zu unterdrücken, hieße die Menschen in ihren heiligsten Gefühlen treffen und die menschliche Natur verstümmeln. Er ist eine Wohltat für das Menschengeschlecht.“ (Treitschke.)

„Der Krieg kann in wenigen Jahren die Entwicklung des Staates und des Rechtes weiter fördern, als es Jahrhunderte des Friedens vermögen. Bei den Römern war er das Normale und die Schule, durch die sie groß geworden sind. Es ist dies eine Schule der Disziplin, in welcher sich der Charakter mächtig stählt.“ (Ihering.)

„Die Nationen, die in den Boudoirs und Vorzimmern verweichlichen, werden im Zelt und im Feldlager regeneriert.“ (De Bonald.)

Alles in Allem ist diese Rhetorik nichts anderes, als die Umschreibung des wunderlichen Grundsatzes: „Der Krieg ist eine Schule der Moral.“

Allenfalls könnte man die Ansicht verteidigen, der Krieg bringe Mut und Energie zur Entfaltung; aber zu behaupten, er sei eine Schule der Moral, das hieße behaupten, daß es moralisch sei, zu töten, zu rauben und zu lügen. Möglich, daß eines Tages die Moral des Totschlagens, Raubens und Lügens von der Menschheit der Zukunft angenommen werden wird. Aber augenblicklich, im Jahre 1907, erscheint es sehr kühn, dergleichen zu verfechten.

Was den Mut betrifft, so gelangt er auch im Bürgerkrieg, im Revolutionskrieg, im Räuberwesen der Heerstraße zur höchsten Entfaltung, was beweist, daß der Mut nur dann eine Tugend ist, wenn er einem edlen Zwecke dient.

Unlängst hat F. Brunetière die kriegsverherrlichende These wieder aufgestellt mit der ihm eigenen Kühnheit in der Handhabung von Paradoxen. Dabei wird man bemerken, mit welcher Leichtigkeit Stubengelehrte, die nichts kriegerisches in ihrem Wesen und mit dem Kriegerberuf nichts zu tun haben, es lieben, Soldaten zu spielen, oder besser gesagt, mit den Soldaten zu spielen. Je friedfertiger sie durch ihren Beruf, ihre geistige Tätigkeit und ihre Gelehrtenarbeit sind, umso stärker entflammen sie sich für den Krieg. Ich könnte eine ganze Reihe von Schriftstellern anführen, die solchen friedlichen Beschäftigungen obliegen, wie F. Brunetière, P. Bourget, A. de Vogüe, H. Houssaye, R. Millet, die für den Waffenruhm, der ihnen unerreichbar ist, sich begeistern, mit einer glühenden, wenig

gefährlichen Liebe, welche an der Akademie Française großen Beifall findet.

Doch hören wir F. Brunetière: „Was allen diesen in Tränen des Mitleids getauchten Deklamationen (der Pazifisten) zu Grunde liegt, das ist die innerste Überzeugung, daß der Tod das allergrößte Übel sei, weil das Leben das allerhöchste Gut ist. Nein! In Wahrheit ist das Leben der Güter höchstes nicht“ An anderer Stelle tritt er gegen die Meinung derer auf, die den Militarismus und das Militär anklagen. . . „Nach Ansicht der Pazifisten, bestünde ihr großes Verbrechen darin, daß sie die Begriffe der Größe, des Ruhmes, des Mutes, der Opferfähigkeit, der Selbstbeherrschung und Selbstzucht, der Großmut, Hingebung, Selbstverleugnung, Verachtung des Schmerzes und des Lebens, in alledem zu erkennen meinen, was in Wahrheit nur tierischer Instinkt von Raub und Mord sein soll.“ Anderswo sagt Brunetière auch, daß er daß militärische Ideal viel besser begreife, als das Ideal, welches darin besteht, im Komptoir den Ertrag von Kolonialwaren zu buchen.

„Die Liebe zum kriegerischen Ruhm“, sagt er weiter, „erzeugt die Verachtung des Geldes, die Selbstachtung, die Heilighaltung der Ehre.“

Ohne noch weiter zu zitieren, kann man in folgender Weise alle Argumente Jener in eins zusammenfassen, die an den erhöhten Tugendwert durch den Krieg glauben:

„Die Vorbereitung zum Kriege ist eine Schulung der Tapferkeit, des Mutes, der Enthaltbarkeit, der Disziplin, der Geringschätzung des Lebens und Leidens. Die erste Tugend des Menschen ist der sich selbst vergessende Mut. Der Tag, an dem die Bürger eines Landes nicht mehr bereit sein werden, ihr Gut und Blut dem Wohle des Vaterlandes zu opfern; der Tag, an dem sie nicht weiter denken werden als an ihre armseligen Familienangelegenheiten, oder an ihre materiellen Sorgen, dieser Tag wird der Hereinbruch eines allgemeinen Verfalles sein und die Korruption wird ohne Widerstand obsiegen. Die Sicherung des Friedens wird die Oberherrschaft aller niedrigen und schlechten Triebe zeitigen. Nehmt uns den Gedanken eines zu verteidigenden Vaterlandes und es wird nur mehr Genußmenschen geben. Gut, daß in unserer bis zur Erniedrigung raffinierten Zivilisation es noch Männer gibt,

lautere und uneigennützigere Männer, die andere Hoffnungen für die Zukunft hegen als ein Leben des Müßigganges, des ungesunden Luxus, oder des zunehmenden Gewinns, solche, die bereit sind, ihr ganzes Wesen in den Dienst einer so erhabenen Idee zu stellen, wie es der Begriff Vaterland ist.“

Man wird uns die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß wir nicht bemüht waren, die Argumente jener abzuschwächen, die dem Frieden den Vorwurf machen, daß er die Menschen in Materialismus versinken lasse.

Betrachten wir einmal im einzelnen die Argumente unserer Gegner. — Da ist vor allem die Lebensverachtung, denn das ist eine Tugend, deren Mangel man uns vorwirft.

Weit entfernt davon, das Leben für das höchste Gut zu halten, dem man unbedingt Glauben und Ehre opfern muß, möchte ich für meinen Teil die Worte Corneille's anführen:

„La vie est peu de chose, et le peu qui m'en reste
Ne vaut pas l'acheter par un prix si funeste.“

Sein Leben einer edlen Sache zu opfern, ist recht und ich neige mich tief vor solchem Heroismus, den ich nur bewundern kann. Ich möchte sogar sagen, indem ich hier von dem Gebiet sozialer Erörterungen ein wenig auf das psychologische hinüberschweife, daß im großen ganzen unser Dasein, selbst für die Glücklichen, ziemlich arm an Glücksgütern ist, so daß man seinen Wert nicht gar zu hoch einzuschätzen brauchte. Nichts würde eine größere Feigheit sein, als sich des Lebens unwürdig zu machen, um des Lebens willen:

Et propter vitam vivendi perdere causas.

Wenn also die Pazifisten die Idee verbreiten wollten, daß man lieber alles hinopfern solle, als zu sterben, dann, meine ich, würden sie sich schlecht zu geistigen Führern eignen. Todesfurcht zu predigen wäre eine niedrige Lehre und man hätte das Recht, uns als verderblich zu betrachten, wenn dies unser Ideal wäre.

Aber so ist es glücklicherweise nicht um uns bestellt. Weder die Lebensführung, noch die Reden der Pazifisten können als Feigheit ausgelegt werden. Wenn man genauer hinsieht, scheint sogar ein gewisser Mut notwendig zu sein, um eine Ansicht zu

vertreten, die heute heftig bestritten, noch vor 20 Jahren mit Verachtung als widersinnig, umstürzlerisch und lächerlich verworfen wurde. Ich könnte mehr als ein Beispiel dieses bürgerlichen Mutes anführen, der darin besteht, eine allein, oder beinahe allein unpopuläre Anschauung zu verteidigen. Ich will mich damit begnügen, die Namen dreier unserer Freunde zu nennen, Männer der Politik, die im Verlauf von einigen Wochen, in Frankreich, England und Italien, ihre Sitze in den Palamenten verloren haben, weil sie es gewagt hatten, klar und in aller Form, entgegen der allgemeinen Verblendung, ihren Abscheu vor dem Militarismus Ausdruck zu geben. Im Jahre 1899 wurde E. T. Moneta in Mailand, Frédéric Passy in Paris, Randal Cremer in London, in ihren respektiven Ländern nicht wiedergewählt; denn ihre Gegner hatten im Wahlkampf dasjenige gegen sie ausgenützt, was sie über den Krieg und die internationalen Konflikte gesprochen hatten; man stellte sie als Vaterlandsfeinde hin und verhinderte die unwissende Menge, für ihre wahren Beschützer einzutreten. Solchen Männern Mangel an Mut vorzuwerfen, das ist mehr als Ungerechtigkeit; das ist Dummheit. Doch lassen wir das, denn es handelt sich hier darum, zu wissen, was den eigentlichen Wert des Lebens ausmacht.

Wohlan. Ohne Vorbehalt erkenne ich Brunetière's Meinung an, daß das Leben wenig bedeutet, wo es sich um Ehre und Recht handelt! Aber wie! Handelt es sich im Kriege nur um Recht und Ehre? Leider nicht! Und am häufigsten, wenn nicht immer, ist die Ursache des Krieges eine unmoralische und unsinnige. Gewiß, ich lege keinen übertriebenen Wert auf das Leben, und die mich kennen, die werden mich nicht der Furchtsamkeit zeihen. Aber wenn ich auch bereit bin, jeden Augenblick mein armseliges Leben hinzugeben, so will ich doch wenigstens, daß es um einer Sache willen geschehe, die des geringen Opfers wert ist. Wenn man aber von mir verlangt, zu sterben, damit Josef, der Bruder Napoleons, das Recht habe, König von Spanien zu sein, oder damit die Pompadour Genuthuung erhalte für die Sarkasmen des Königs von Preußen, oder damit ein Hohenzoller zum Kaiser gekrönt werde, in dem Spiegelsaal des Versailler Schlosses, oder damit Chamberlain mit seinen Goldminen gute Geschäfte mache, oder wegen dieses oder jenes Streites, um eine solche Nichtigkeit, die man das „europäische Gleichgewicht“ nennt: so hätte ich

gewiß das Recht zu finden, daß man etwas Mißbrauch mit meiner Wenigkeit treibt; denn derlei Motive erscheinen mir nicht wert, mein Blut zu verspritzen, noch das Blut eines anderen menschlichen Geschöpfes. Edel ist es, sein Leben einer edlen Sache zu weihen, aber lächerlich, es für eine lächerliche Sache hinzugeben, und ehrlos, es für eine schändliche Sache in die Schanze zu schlagen. Ich bewundere nach Gebühr den Mut des Wolfes, der sich auf seine lebende Beute stürzt, die sich wehren, und ihm Angriff mit Angriff heimzahlen kann; aber diese Gattung Mut kann uns doch nicht als Beispiel hingestellt werden. Die Straßen- und Seeräuber, die Verbrecher, die Mörder setzen ihr Leben jeden Augenblick aufs Spiel und es scheint, daß es für sie keinen besonderen Wert habe, weil sie oft für wenig Geld sich der großen Gefahr aussetzen, getötet zu werden. Ich kann mich also für Todesverachtung durchhaus nicht enthusiastieren und dieses Gefühl als den Inbegriff der Tugend betrachten.

Umsomehr, als an sich das Leben ein Gut und das Sterben ein Übel ist. So elendiglich beschämend es auch ist, sich vor dem Tode zu scheuen, so berechtigt ist es, an dem Leben zu hängen. Wenn es wirklich unsere Aufgabe ist, den Menschen nützlich zu sein, sie die Wahrheit zu lehren, ihre Leiden und Laster nach Möglichkeit zu verringern, so ist das einzige Mittel dazu — daß man lebt. Man kann nichts gutes wirken, wenn man tot ist. Der Tod ist nur für eine gute Sache ruhmvoll. Die Verachtung der Gefahr ist nichts verdienstvolles, wenn es dabei nicht gilt, eine große Idee zu verteidigen. Sonst müßte man denen Denkmäler errichten, die sich von der Höhe des Turmes von Notre-Dame herabstürzen.

Ich gebe gern zu, daß der persönliche Mut eine der ersten menschlichen Tugenden ist; aber nutzlos vergeudeter Mut, unnötig vergossenes Blut, flößen mir keinerlei Fetischverehrung ein.

Vor kurzem erst haben wir einen schmerzlichen und entsetzenerregenden Schauspiel beigewohnt, von zwei Armeen, die mit gleicher Tapferkeit übereinander herfielen; Russen und Japaner stürzten sich wütend dem Tode entgegen und lieferten uns ein Beispiel unerschütterlichen Heldenmutes. Selten ward die Todesverachtung soweit getrieben. Doch wie groß auch meine Achtung

vor diesen armen Teufeln ist, so kann ich mir doch nicht vorstellen, daß die Wut und Hartnäckigkeit des Kampfes das höchste Streben der Menschheit sein sollte. Muß das ganze Ideal der Menschheit dahinzielen, daß man sich furchtlos auf andere stürzt, um so viele als möglich niederzumetzeln? Wäre dem so, dann würden die Japaner von ehemals, die sich in Anwesenheit ihrer Freunde den Bauch aufschlitzten, nachdem sie vorher ein schönes Gedicht deklamiert oder geistreiche Sentenzen ausgesprochen hatten, ein weit höheres Ideal verkörpern; denn sie brachten sich einfach um ohne vorher ihre Mitbrüder umzubringen. Wenn ein Offizier auf eine steile Schanze hinweisend, die durch Stacheldrähte geschützt, von Kanonen und Gewehren bespickt ist, seinen Soldaten zuruft: „Vorwärts!“, so finde ich wohl den Mut dieser Unglücklichen bewunderungswert, die ohne Zögern den Sturmangriff wagen. Aber — ich gewahre trotzdem hinter diesem Heldenmut einen Wald von Dummheit und Unrecht.

Wenn Xerxes oder Alexander, Cäsar oder Napoleon Tausende von Männern dem Tode entgegenführten, so empfinde ich für diese Tapferen, die ihren Herren das Leben zum Opfer brachten, ebenso viel Mitleid als Bewunderung. Ich bewundere wohl ihre Tapferkeit, aber ich kann nicht vergessen, daß sie dem Despotismus dienten und bedaure, daß diese Helden sich nicht gegen den Tyrannen kehrten, der ihrer spottete, anstatt sich für ihn hinschlachten zu lassen. Daraus folgt, daß der Mut wohl eine Tugend ist, aber eine Tugend, die zum Schlechten wie zum Guten angewendet werden kann. Sie ist übrigens eine der verbreitetsten. Es gibt selten feige Soldaten; der professionelle Mut der Bergleute, Fischer, Ärzte, Krankenwärter, Feuerwehrleute, Polizisten und Ingenieure ist zu gewöhnlich, um überschwängliches Lob hervorzurufen. Wahrhaftig nein! Ich werde mich nicht in Begeisterung und Lobpreisungen ergehen über den Arzt, der während einer Epidemie seinen Posten nicht verläßt, oder über den Feuerwehrman, der sich nicht fürchtet ins Feuer zu gehen, das ihm das Gesicht versengen könnte; und doch handelt es sich hier nicht um einen Heldenmut, der der schlechten Sache dient, sondern um einen nutzbringenden Heroismus, der menschliche Existenzen retten kann.

Die Geringschätzung der Gefahr, der Erschöpfung, des Hungers, der Kälte, des Todes und aller Leiden, die der Krieg hinter sich

herschleppt, ist ein so edles Gefühl, daß man jeder Seelengröße bar sein müßte, um es nicht anzuerkennen. Das Ideal des Soldaten ist die Liebe zum Heerführer und zur Fahne; denn Führer und Fahne repräsentieren, in lebendiger und symbolischer Form, die auch der Ungebildetste am leichtesten begreift, das angegriffene Vaterland, das es zu verteidigen gilt. Der Geist der Disziplin, der Selbstverleugnung, des Opfers, welche die Liebe zur Fahne weckt, das ist ein Höhepunkt menschlicher Tugend. Wir wünschten, daß die großen Züge soldatischen Mutes ohne Unterlaß in den Schulen vorgeführt würden, denn es gibt keine heilsamere Lehre. Militärische Pflichterfüllung predigen, heißt Ehre und Tugend predigen. An ruhmvollen Beispielen gibt es ja sicherlich keinen Mangel. Von Leonidas bis zum deutsch.-franz. Krieg, wieviele Beispiele von Heldenmut, wieviele edle Züge gibt es da zu verzeichnen! Das Leben der Jeanne d'Arc und die Kriege der ersten Republik bieten alle Stoff genug, um auch die Widerstrebensten zu ergreifen. Welch schönes Buch wäre das, in dem alle Heldenstücke gesammelt würden, die die Weltgeschichte zu verzeichnen hat! Alle diese Züge von Heroismus würden, wenn richtig erzählt und richtig komentiert, das goldene Buch unserer Jugend bilden.

Man kann uns also nicht vorwerfen, daß wir die soldatischen Tugenden unterschätzen. Aber die unumschränkte Bewunderung, die wir der Tapferkeit zollen, bedeutet keineswegs die Bewunderung des Krieges.

Macht, Tugend, Energie, Talent, Opfermut, können auch verabscheuenswerten Dingen dienen. Wir leugnen weder die Macht noch die Tugend, noch Energie, Talent und Opferfähigkeit, die eine Schlacht auslöst. Wir sagen bloß, daß sie an etwas widersinniges verschwendet sind. „Nichts traurigeres,“ sagt Toqueville, „als übelangewandte hohe Tugenden.“

Wozu haben die napoleonischen Kriege gedient? Man möge entschuldigen, daß ich wieder darauf zurückkomme; dieser Mensch ist wahrlich die Geisel der Menschheit und der böse Geist Frankreichs gewesen. Allerdings haben Napoleons Soldaten Proben männlicher Tugend abgelegt; aber die Sache, für welche sie gestorben sind und getötet haben, war von schreiendster Ungerechtigkeit. Die Geschichte hat gesprochen, und ihr Urteil bleibt ohne Berufung.

Kann es noch einen einzigen Menschen von Verstand und Herz geben, der es wagen würde, jenen Riesenraubzug zu verteidigen, den man den spanischen Krieg nennt? Unsere armen Kinder zogen hin, um dort zu sterben, weil man ihnen so befohlen hat und sie opferten heldenhaft ihr Leben dieser abscheulichen Unternehmung. Sicherlich bewundere ich ihre Tapferkeit, doch je größer meine Bewunderung für sie ist, desto mehr wächst meine Entrüstung gegen den gekrönten Banditen, der diese Metzeleien angeordnet hat. Fünfzehn Jahre lang war sein unglücklicher Ehrgeiz gegen Europa entfesselt; Ströme von Blut mußten fließen, damit solche Wichte wie ein Jérôme, ein Louis, ein Josef das Recht erhalten, eine Krone zu tragen. Ein verbrecherischer unerhörter Wahnsinn, der heute noch schwer auf dem Geschicke unseres Landes lastet.

Wenn man die Geschichte der Religionskriege liest, ist man verblüfft über die Wunder von Heroismus und Selbstentäußerung, die auf beiden Seiten vollbracht worden sind. Unter den Mördern in der Bartholomäusnacht befanden sich viele Helden, von vorzüglicher Tapferkeit und wahrscheinlich überzeugt von der Gerechtigkeit ihrer Sache. Vom Herzen gern will ich diesen Mut bewundern, aber immer werde ich mich weigern, das Verbrechen zu verehren, das solche Tugend gezeitigt hat.

Übrigens, wenn wir vom militärischen Mut sprechen, haben wir ihn eher theoretisch ins Auge gefaßt, als vom Standpunkt der realen Wirklichkeit. In Wahrheit ist der militärische Mut nicht ohne einige Schattenseiten. Der Soldat, auch während er sein Leben opfert, ist noch lang kein Heiliger. Er opfert wohl sein Leben, aber er schätzt auch das Leben der andern gering. Wenn man im einzelnen die Akte von Grausamkeit aufzählen wollte, welche die glorreichsten Heere begangen haben, würde man wenig erbauliches hören von Brandlegungen, Martern, Hinrichtungen und Quälereien aller Art. Der militärische Mut trifft oft — sogar sehr oft — mit andern, ebenfalls militärischen Eigenschaften zusammen, die aber nicht dazu geeignet sind, unsere besondere Bewunderung zu erwecken; nämlich die Neigung zu Raub und Grausamkeit.

Trotzdem wollen wir annehmen, alle Kriegshelden seien immer menschlich, großmütig, gerecht, von skrupulöser Achtung vor fremden Eigentum beseelt. Heißt das, daß, wenn der Krieg abgeschafft wäre

der Heroismus keine Gelegenheit mehr fände, sich zu betätigen? Mit andern Worten, gibt es keine andere Art von Mut, als jenen, der mit Uniform und Säbel auftritt? Und kann man keine andere Probe von Heroismus ablegen, als den vor Kugeln und Granaten?

Wenn das wirklich der Fall wäre, dann dürfte man bloß von dem Mut auf Schlachtfeldern reden. Man würde den braven Leuten, die unser Heer bilden, sehr unrecht tun, wenn man ihnen jetzt allen Mut abspräche, weil sie siebenunddreißig Jahre lang an keinem Krieg mehr teilgenommen haben. Nun, mir scheint, daß auch in Friedenszeiten, Soldaten und Offiziere, Proben von Mut ablegen und sich dem Wohle des Vaterlandes weihen können.

Wie! Es bedürfte eines Schlachtfeldes mit Toten, Verwundeten, Feuersbrünsten und allgemeiner Trauer, damit der menschliche Mut geübt werde! Und Tapferkeit gäbe es bloß bei den Soldaten! Man könne nur Mut beweisen, wenn man zu töten versuchte! Um Beispiele von Heroismus zu finden, müßte man dahin gehen, wo Blutbäder angerichtet werden!

Die Chemiker, die Sprengstoffe untersuchen; der Ingenieur, der neue Maschinen baut; der Geograph und der Seefahrer, der sich in unerforschte Regionen wagt; der Aeronaut, der über bekannte Grenzen hinaus das Geheimnis der Abgründe der Lüfte sucht; der Physiologe, der Bakterien und Gifte studiert, alle haben sie ebenso gut wie der Berufssoldat, Proben des Mutes abzulegen. War er nicht einer der größten friedlichen Eroberer unserer Zeit, dieser heldenmütige Nansen, der ohne ein einziges Menschenleben zu opfern, Beweise von Unermüdlichkeit und Energie gegeben, wie es keiner der stolzesten Generale aller Zeiten ihm gleichgetan?

Es hieße den Begriff des Wortes „Mut“ eigentümlich beschränken, wenn man es bloß denen zugestehen wollte, die Uniform tragen. Helden gibt es in jedem Berufe und ihr Heldenmut ist deshalb nicht minderwertig, weil er oft ein verborgener ist.

Der Eigentümer einer Fischerbarke, der nach Neufundland fährt, befehligt ungefähr 40 tapfere Männer, die die schwierigsten Tugenden zu üben haben. Geduld, Disziplin, Geschicklichkeit: bedürfen sie deren nicht, wenn es sich darum handelt, in einer Nußschale mit den entfesselten Seestürmen zu ringen? Den Ärzten, die tuberkulöse oder Blatternkranke behandeln, unterstehen Kranken-

wärter, unscheinbare Heilgehilfen, die jeden Augenblick einer möglichen Ansteckungsgefahr Trotz bieten. Der Ingenieur, der im Innern der Schachte nach Steinkohlen sucht, läßt Hunderte von Begleitern arbeiten, die durch einen Grubenbrand oder durch einen Erdsturz, wie von einem Hauch, weggeblasen werden können.

Auch selbst der Landmann hat in seiner Weise Proben von Heroismus abzulegen; er bedarf eines seltenen seelischen Gleichmutes zu seiner Arbeit, einer Arbeit ohne Rast, Jahre hindurch, um einen Spottlohn trotz Wetterungemach, Hindernissen, Schwierigkeiten und Gefahren aller Art.

Solche Bravourakte haben gegenüber den militärischen den Nachteil, daß sie weniger poetisch sind; aber den unläugbaren Vorteil, daß sie nützlich, statt unfruchtbar sind. Das Ergebnis eines großen Krieges bleibt, wenn man es von noch so günstiger Seite betrachtet, trotz aller Wertschätzung der Soldaten, ohne jeglichen Nutzen für die Menschheit. Der Anlaß des Krim-Krieges z. B. war so geringfügiger Art, daß die gewiegtsten Geschichtsschreiber ihn vergessen haben. 500.000 Menschen starben im Krim-Kriege. Wozu? Man wäre in Verlegenheit, dies erklären zu sollen. Mögen die unvergeßlichen Züge der Tapferkeit während der Belagerung von Sebastopol auch noch so gewissenhaft verzeichnet werden, ich würde mich doch nimmermehr des Gedankens erwehren können, daß all diese Tapferkeit schrecklich übel angebracht war, und ich habe die Kühnheit, jenem blutriefenden Getöse, die zwar weniger glänzenden aber gewiß ebenso verdienstvollen Heldentaten der friedlichen Arbeiter vorzuziehen, die zum Wohl der Menschheit gewirkt haben. Es sei mir gestattet, bei dieser Gelegenheit einen Zug von Tapferkeit anzuführen, der gewiß würdig ist, den kriegerischen Taten des Altertums an die Seite gestellt zu werden. Es handelt sich um die Großtat, welche die Gattin des französischen Konsuls in einer kleinen Stadt Armeniens ausgeführt hat. Eine Bande von türkischen Soldaten hatte bereits, in gewohnter Weise, mehrere Armenier massakriert. Der Pascha hätte auch gerne denen, die noch übrig blieben, das gleiche Schicksal bereitet gesehen. Doch der französische Konsul widersetzte sich, er erreichte es, daß man die Unglücklichen nach einem europäischen Hafen brachte; er kann sie jedoch nicht begleiten, denn er muß auf seinen Posten

bleiben. Was tun? Läßt er sie allein ziehen, so ist das Geschick dieser Unglückseligen nicht zweifelhaft; sie werden bestimmt unterwegs niedergemetzelt. Wohlan denn! Es ist die Frau des Konsuls, Madame Meynier, die sich entschließt, die 300 Ausgewiesenen zu eskortieren. Ihre Stellung als Gattin des Konsuls und als Französin wird vielleicht genügen, sie zu beschützen. Sie hat zwei kleine Kinder, eins davon an der Brust. Gleichviel, sie wird gehen. Die beiden Kleinen bilden die Tête des Zuges und Mme. Meynier die Nachhut, um das Leben derer zu schützen, die zu verteidigen sie sich entschlossen hätte. Während der 14 Tage des Marsches durch Feindesland, versäumt sie nicht ein einzigesmal, dem nachzukommen, was sie für ihre Pflicht hält. Einmal will der Gouverneur einer Provinz dem Trupp der Verbannten den Durchzug verwehren. Daraufhin läßt sie ihre beiden Kinder den Fluß übersetzen und erklärt, sie würden vielleicht nun Hungers sterben, aber sie selbst würde ihnen nicht folgen, ehe nicht der ganze Zug der Armenier vor ihr den Übergang vollführt hätte. Der Pascha, eingeschüchtert, mußte nachgeben und auf diese Weise wurden 300 Menschenleben durch den Mut einer Frau gerettet. Wenn das auch kein militärisches Heldenstück ist, so wird man doch zugeben, daß es auf der Höhe der herrlichsten Waffentaten steht.

Die Bravour des Kriegers auf dem Schlachtfelde gibt ein edles Beispiel. Aber diese Bravour kann nicht anders vollbracht werden, als über Blut und Tränen hinweg, unter Plünderung, Raub, Zerstörung und Feuersbrünsten. Vielleicht hat dies einstmals so sein müssen. Doch wir hoffen, daß es in Zukunft überflüssig sein wird.

Sind einmal die Kriege aufgehoben, so werden die Quellen des Mutes und der Ehre deshalb doch nicht versiegen. Es bleiben noch andere große Taten zu vollbringen übrig. Anstatt die männlichen Tugenden für Krieg und Todeswerk auszunützen, werden wir sie zu Werken des Friedens verwerten.

Der Mensch, dieses schwache Geschöpf, ist mitten in die unendliche geheimnisvolle Natur hineingestellt, die ihn zu zermalmen strebt. Er lebt in einem Ozean des Nebelhaften, er hat noch nichts von allden fremdartigen Gebilden begriffen, die einander vor seinen getrübbten Blicken folgen. Eine unbekante Welt umgibt ihn und

er versucht es, tastend, ihre Geheimnisse zu durchdringen. Doch die entgeltige Befreiung der Menschheit wird nur um den Preis der möglichsten Erkenntnis der Dinge erreicht werden. Um der neidischen Natur ihre Geheimnisse zu entreißen, die sie uns zu verbergen sucht, werden Schätze von Tatkraft, Mut und Intelligenz, von allen Seiten aufgewendet werden müssen! Alle Anstrengungen werden nicht genug miteinander wetteifern können, damit dies riesenhafte Werk gelinge. Es wird Raum da sein für die Hingebung der Stärksten, wie für den Eifer der Schwächsten.

Zeigen wir der Jugend, daß es ein Ideal zu erringen gilt: der individuelle Mut, der weder Gefahr noch Tod fürchtet; der Geist der Opferfähigkeit, der Großmut, der Gerechtigkeit. Unser Held wird allerdings nicht einer von denen sein, die man in der Weltgeschichte unablässig preist: ein Despot, der aus Liebe zu sich selbst, zu sich allein, brave Menschen zwingt, einander zu zerfleischen wie die Raubtiere, während sie da sind, um einander zu lieben. Es ist ein anderes Vorbild, das wir unseren Söhnen vorschlagen. Wir wollen sie lehren, daß die Todesverachtung das Ideal ist, nach welchem sie unter der Bedingung streben sollen, daß diese Aufopferung einiges Menschenelend erleichtern könne. Und da die Eroberungskämpfe einen unwiderstehlichen Reiz auf sie ausüben, wollen wir sie lehren, daß es solche zu vollbringen gibt, zwar nicht gegen Menschen, sondern gegen Dinge. Ja, der Geist soll die Materie bändigen. Die Unabhängigkeit der menschlichen Geschöpfe, unserer Brüder, wird der Preis dieses nützlichen Kampfes sein. Wagen wirs, ihn zu unternehmen. Setzen wir fortan den ganzen Mut, dessen wir bisher bedurften, um die Menschen zu töten, dafür ein, sie aufzuklären.

Eine neue Zeit wird wirklich gekommen sein, an dem Tage, da diese bewunderungswürdige Summe von Kräften, von Tugend und Talent, die der Mensch den Zerstörungswerken gewidmet hat, dem moralischen und materiellen Fortschritt dienen wird. Dieser Tag wird weder Lethargie noch Korruption bedeuten, sondern das Morgenrot einer bessern Welt als die unsere gegenwärtig ist.

Millet ist so weit gegangen, dem Frieden vorzuwerfen, daß er in die menschlichen Angelegenheiten eine langweilige Monotonie hineinbringt. Mir scheint aber, daß Millet da doch etwas

rückständig ist. Er hätte im Jahre 1845 schreiben sollen, zur Zeit jener obskuren Zeitungsschmierer, die den friedliebenden Louis Philipp den Vorwurf machten, daß er uns nicht den Zeitvertreib eines schönen Krieges gewähren wolle. „Frankreich langweilt sich,“ sagte man damals. Einige Jahre später, dank dem II. Napoleon, ward diese Langweile durch große Kriege abgekürzt. Wir bekamen den Krimkrieg, den Krieg in Italien, das wahnwitzige Abenteuer mit Mexiko, eine greuliche Invasion, das Verderben des Landes, beinahe sein Ruin. Damals war jede Monotonie verschwunden, und man langweilte sich nicht mehr in den dunklen Jännertagen von 1871.

Man muß wohl recht beschränkt veranlagt sein, um nur die Katastrophen oder den Ruhm des Krieges interessant zu finden. Zu finden, daß ein Meisterwerk der Kunst oder eine wissenschaftliche Entdeckung, uninteressante Dinge seien, die das Leben farblos und eintönig gestalten, unwert gelebt zu werden, das gibt Zeugnis einer höchst minderwertigen Intelligenz. Gibt es Schriftsteller, die ähnlich denken (oder schreiben), so ist dagegen der größere Teil unserer Offiziere weniger borniert, denn diese nehmen ebenso lebhaften Anteil an den Ergebnissen der Wissenschaft und der Kunst, als an militärischen Dingen.

Und die Nation selbst, die leidet ebensowenig unter der Monotonie des Friedens, als ein gesunder Mensch unter der Monotonie des Wohlbefindens.

Wäre der Krieg dazu da, um den individuellen Mannesmut zu entwickeln, dann sehe ich nicht ein, weshalb nicht auch von Zeit zu Zeit Epidemien entfesselt werden sollten, oder Feuersbrünste, damit Ärzte und Feuerwehr Gelegenheit zu großen Taten bekommen. Welch bewunderungswürdige Schulung des Mutes wäre solch eine Stadt, in der man täglich großes Feuer anlegte, Frauen und Kinder den Flamen preisgebend, um auf diese Art zahlreiche Opfer zu schaffen, damit die Feuerwehr sich in der Tapferkeit übe. Ich lade alle Verfechter des Krieges dazu ein, diese Frage ernstlich zu studieren; sie können keine Einwendungen dagegen machen, da sie um den Krieg zu verteidigen, das merkwürdige Motiv anführen, er sei die Schule des Heldenmutes.

Um die Moral des Krieges zu prüfen, hat man sich auch an die Geschichte gehalten, und hat gemeint, darin die Verurteilung

der friedlichen Völker zu finden. Man verglich die kriegliebenden Römer den friedliebenden Chinesen, welche Feinde des Krieges sind. Muß man noch auf derartige Argumente erwidern? Die Rasse der Chinesen unterscheidet sich von unserer weißen Rasse so gründlich, daß man mit Berechtigung diese beiden Arten der Zivilisation nicht vergleichen kann, die in allem verschieden ist: Religion, Nahrung, Kleidung, Schädelbildung. Zu sagen, die Chinesen seien korrupt und verdummt, weil sie friedliebend sind, ist eine ebenso kindische Behauptung, als wollte man ihre Korruption von ihren Zöpfen und ihren Schlitzaugen ableiten. Die Wahrheit ist vielmehr, daß, so friedlich die Chinesen auch sind, so beweisen sie doch eine Todesverachtung, die die europäischen Soldaten in Erstaunen setzt. Und das ist unter vielen anderen wieder ein Beweis, daß man nicht kriegerisch und militaristisch gesinnt zu sein braucht, um den Tod zu verachten.

Die Römer waren ein kriegerisches Volk und Roms Größe war auf Kriege begründet. Es sei mir jedoch gestattet, den römischen Geist nicht vorbehaltlos zu bewundern. Ferner waren es andere Tugenden der Römer als die militärischen (Administration, Justiz), die zur Oberherrschaft Roms beitrugen. Es wäre doch, scheint mir, moralischer Anachronismus, wollte man uns in die Zeiten des Horatius Cocles oder Mutius Scävola zurückführen. Seitdem hat sich die menschliche Gesellschaft nach aufwärts hin entwickelt und haben wir Besseres zu tun als den blutrünstigen, harten und hab-süchtigen Geist der Bürger des alten Rom wieder auferstehen zu lassen. Die Eroberung der ganzen Welt, die Unterwerfung des Erdballs unter unsere Institutionen und unsere Sprache nach blutigen Kriegen an all unseren Grenzen: das könnte Frankreichs Ideal nur unter Alkoholikern und Tollhäuslern sein; das war aber der Traum der Römer; ein Traum, der fast Wirklichkeit geworden ist. Denn sie haben es schließlich durch Ströme vergossenen Blutes erreicht, daß nach vier Jahrhunderten die Oberherrschaft Roms zur Tatsache geworden war.

Der Friede des römischen Reiches, allerdings; aber ein Friede der auf Ruinen aufgebaut war: **ubi solitudinem faciunt, pacem appellant**. Mögen der Schuljugend die Beispiele römischer Stärke zu literarischen Aufsätzen zwecks Erlernung der schönen lateinischen Sprache gegeben werden, jedoch unter der Bedingung, daß man

sie nicht als Lebensregel aufstelle. Unsere moderne Gesellschaft ist komplizierter, toleranter und menschenfreundlicher; die Nationen, die uns umgeben, sind keine Barbaren mehr wie es die Dačier, die Germanen, die Parther waren, sie sind Schwesternationen, sind unseresgleichen, nach Zivilisation und Humanität strebend wie wir. Wer weiß, bis zu welchem Punkte jene lateinischen Aufsätze und Deklamationen die Männer der französischen Revolution und des Kaiserreiches beeinflußt haben, indem sie ihnen die Hoffnung auf eine Art von universalen Kaiserstaat vorgegaukelt haben: **Regere imperio populos.**

Wolte man Vergleiche zwischen krieg- und friedliebenden Völkern anstellen, so müßte man zwischen solchen Nationen eine Parallele ziehen, deren Zivilisation auf gleicher Höhe steht. Da ist z. B. die Schweiz, deren Bewohner weder kriegerischen noch aggressiven Geistes sind. Sie besitzen kein stehendes Heer, und die ewig drohende Gefahr eines Zukunftskrieges lastet nicht auf ihnen. Trotzdem herrscht bei ihnen keine größere Korruption als bei ihren beiden Grenznachbarn, Franzosen und Deutschen, die Beide das sie schwer belastende Gesetz der allgemeinen Wehrpflicht, erdrückende Steuern und die Aussicht auf große und schreckliche Kriege haben. Es scheint nicht, daß trotz dieses mächtigen Apparates die Moralität in Frankreich und Deutschland eine besonders hochstehende und die der Schweiz eine besonders tiefstehende ist. Obgleich es schier unmöglich ist, die Moralität eines Volkes richtig zu beurteilen und dieser oder jener Nation den Tugendpreis zuzusprechen, so scheint es doch, daß zwischen den Bürgern der Schweiz einerseits und denen Deutschlands und Frankreich anderseits, der Vorteil nicht gerade bei den kriegsbereiten Nationen gelegen sei.

F. Brunetièrre belehrt uns darüber, daß, wenn wir weder Krieg zu befürchten noch militärischen Geist zu pflegen hätten, dann würde uns Krämersinn und Habsucht unumschränkt beherrschen und das Ideal des Bürgers würde bloß darin bestehen, die Lebensmittel und andere Waaren unter den vorteilhaftesten Bedingungen anzubringen. Ich gestehe zu, daß dies kein besonders idealer Standpunkt wäre und es ist zu bedauern, daß die Lebensbedingungen es nicht jedem gestatten, die Forschung nach Wahrheit, den Kultus der Kunst, die Bewunderung des Schönen und mora-

lische Selbstentäußerung in der Praxis zu pflegen. Leider ist das nicht tunlich, wir müssen leben und arbeiten, um leben zu können. Seit Adams Vertreibung aus dem Paradies mußten Adams Söhne sich der harten Notwendigkeit beugen, ihr Brot im Schweiße ihres Angesichts zu erwerben. Nun, zwischen den kriegerischen und den friedlichen Nationen ist der Unterschied, daß die Kriegsbereiten, statt zu arbeiten sich schlagen, um den Arbeitsertrag der andern zu rauben. Die einen treiben Handel mit Lebensmitteln, bebauen die Felder, treiben Gewerbe, setzen Bergwerke in Betrieb; die andern schaffen mächtige Armeen, um die Lebensmittel, die Felder, die Gewerbe, die Bergwerke zu vernichten und zu plündern, welche die Arbeitenden erworben haben. Der Bauer, der seinen Acker bestellt, und auf Ernte hofft, durch die er sich und die Seinen ernähren kann, ist wohl nicht der Typus eines höherstehenden Wesens mit besonders erhabener Moralität. Er ist ein einfacher Landmann, gewinnsüchtig und in seinen Anschauungen beschränkt, aber fleißig und ehrlich in seiner Weise. Sein Verstand ist eng und sein Horizont begrenzt. Aber gewiß ist er moralisch weniger tiefstehend als der Straßenräuber. Dieser verachtet die Arbeit als ein serviles Handwerk und zieht es vor, die Reisenden zu berauben und auf die Gendarmen zu feuern. Es war ein sozialer Fortschritt, diese Art von Erwerb zu unterdrücken und den Beruf des Wegelagerers durch den weniger gefährlichen des Bauern und Landarbeiters zu ersetzen. Vielleicht wird es späterhin möglich sein, dem Menschen weiter reichende Bestrebungen zu eröffnen, als die Ansammlung kleiner Ersparnisse oder der Ankauf einer Erdscholle. Jedenfalls ist aber die Bemühung um Gewinn durch die Arbeit nicht beschämender als die des Gewinnes durch Plünderung oder Krieg. Ja ich muß sogar sagen — auf die Gefahr hin Brunetières Mißfallen zu erregen — daß mir die Arbeit keineswegs unmoralisch, noch erniedrigend erscheint. Ein Großmeister des Schrifttums kann leicht den armen Schlucker verhöhnen, der sich um sein tägliches Brot rackert, und ihm klar machen wollen, daß es viel vornehmer wäre, mit schwerer Rüstung und langem Säbel bewaffnet, hinter einem ruhmreichen Feldherrn herzulaufen. Aber ich möchte solchen Rat nicht geben; und Moral für Moral, Vornehmheit für Vornehmheit, Mut für Mut, ich für meinen Teil gebe der schweren nützlichen Arbeit der pflügenden

Bauern den Vorzug gegenüber allen Reiterstücken des Soldaten, der bloß zerstört.

Eine vollständige literarische Schule, die Nietzsche zu verstehen meint, hat sich gierig auf die Suche nach neuen Idealen gestürzt: die Bejahung des „Ich“, die Entfaltung der eigenen Kraft. Man hat darin das leitende Prinzip, den Antrieb zu eifrigeren Tätigkeit zu entdecken gemeint. Paul Bourget, Barrés und andere abgeblaßte Nachahmer Stendhal's und Nietzsche's haben uns den Kultus der rohen Kraft und der Herrnmoral vorgeschlagen. Mir scheint dies nur ein Spiel mit geistreichen Worten zu sein, und zwar kein ungefährliches. Die Kraft steht weder im Gegensatz zum Recht, noch stimmt sie mit ihm überein; sie ist ohne Zusammenhang mit dem Recht. Die rohe Kraft ist weder moralisch noch unmoralisch, sondern „amoralisch“. Ein Messer ist weder schuldig noch schuldlos. Es kann zum Werkzeug des Heils oder des Unheils werden, je nach dem Willen dessen, der es handhabt. Ebenso kann die Kraft vortreffliche oder abscheuliche Wirkungen ausüben. Stark sein und sich selbst durchsetzen können, ist gut, wenn es im Sinne des Rechtes und der Wahrheit geschieht. Geschieht dies jedoch auf Kosten der Ehre, des Lebens und Glückes anderer, so ist dieser Triumph des „Ich“ nur die Entwicklung des Verbrechens und bedingt des Einschreiten der Gendarmen.

Wenn ich die Apologien lese, die zur Rechtfertigung der rohen Kraft gegen das Recht vorgebracht werden, von diesen geistreichen Romanschreibern, diesen gelehrten Kritikern, diesen feinen Stilisten, die über ihren Büchern grau geworden sind, da erfaßt mich die unehrerbietige Lust, plötzlich bis an die Zähne bewaffnet (um der Stärkere zu sein) bei ihnen einzudringen und ihnen in ihrer geistigen Überlegenheit eine Tracht Prügel zu versetzen. Dieses ad hominem angewandte Argument würde sie vielleicht doch überzeugen, daß die rohe Kraft ohne Gerechtigkeit einige Unzukömmlichkeiten für die Schwachen mit sich bringt.

Glücklicherweise bleiben diese Reformatoren der Moral bei ihren Predigten und Ratschlägen stehen; in ihrem Privatleben aber halten sie sich an die einfachen polizeilichen Vorschriften und an die Strafgesetze; denn diese maßlose Aufgeblasenheit des „Ich“, die sie verkünden, hat die Mißachtung der Rechte des Nebenmenschen

zur notwendigen Folge; eine Mißachtung gegen die andern zu schützen die Aufgabe der Gerichtsbarkeit ist.

Es ist doch ganz klar, daß diese Kraftmenschen einfach Anarchisten sind; denn den eigenen Willen für den einzig geltenden anzuerkennen, ist gemeiner Anarchismus. Napoleon war der größte Anarchist, denn er anerkannte keinen anderen Führer, als den eigenen Willen, die eigene Laune. Die „Déracinés“ (die Entwurzelten) von Barrés, die auf dem Grabe des großen Imperators schwören, Paris zu erobern, sind Anarchisten in Frack. Bekanntlich wimmelt es in den untersten Schichten der Großstädte von einem ganzen Volk von Rebellen, die diese seltsame Moraltheorie praktisch durchführt: die Apachen, Kneipenbrüder, abgestrafte Individuen, Deserteure und andere Strolche ähnlicher Sorte.

Individuelle Initiative soll sich entwickeln können; die Tapferkeit soll gelehrt werden; jedoch so, daß dieser Mut die Rechte des Nächsten achte, denn sonst gründet man eine Schule des Verbrechens und Räuberwesens. Will man ein Beispiel hehrer moralischer Kraft und Energie in den Lehren eines Kaisers suchen, so ist es Març-Aurel und nicht Napoleon, den man wählen sollte. Weder einer noch der andere ist weibisch, beide sind Vertreter der Tatkraft; aber bei dem einen dient diese Energie der Befriedigung des Egoismus und der Eitelkeit, bei dem andern ist ihr Ziel das Glück des Nebenmenschen.

Es hieße mich falsch verstehen, zu glauben, daß ich den Wert der Kraft geringschätze. Die Kraft ist notwendig; das Recht ohne Kraft ist etwas mehr oder weniger lächerlich Trübseliges. Aber die Kraft soll bloß die Dienerin des Rechtes sein. Das Ideal einer Gemeinschaft ist der allgemeine und unbedingte Triumph des Rechtes, das so mächtig sein soll, daß jede Auflehnung dagegen unmöglich ist. Von der Kraft gilt in noch höherem Maße dasselbe wie vom Gelde: „Als Dienerin vortrefflich, als Herrin abscheulich“.

Und wenn den Pazifisten ein Vorwurf gemacht werden kann, so wäre es nicht der, daß sie niedrigerweise an materiellen Dingen hängen, sondern eher, daß sie Idealisten sind; denn — sie betrachten das materielle Wohl nur als ein Mittel, um zu geistiger Entwicklung zu gelangen. Unsere Gegner anerkennen, daß es ohne Kriege mehr Luxus, mehr Wohlleben, demzufolge größere Entsitt-

lichung geben würde. Doch indem sie so sprechen, beweisen sie eine fast sträfliche Unkenntnis der Lebensbedingungen der meisten unserer Zeitgenossen im Jahre 1907. Unter tausend Menschen sind es 900, die im Elend leben und unter diesen 900 können wieder an die 200 ihren Hunger nicht stillen. Und die Verteidiger des Krieges, die Anhänger vergangener Zustände, zögern noch immer, all dieses Elend in Wohlleben zu verwandeln aus Furcht, diese unglückliche Bevölkerung könnte sofort durch die Wonnen einer morgenländischen Üppigkeit in Sittenlosigkeit versinken! Die Behauptung, die Menschheit ersticke im Reichtum und es bedürfe eines heilsamen Krieges um sie durch Verarmung sittlich zu heben, ist eine Posse von solchem „hautgout“, daß man darüber lachen muß — um nicht zu weinen.

Man meint die Deklamationen des älteren Cato zu vernehmen über den Verfall der strengen Sitten Roms durch den Luxus. Diese Salbadereien waren schon zur Zeit des alten Cato nicht zeitgemäß. Sie haben wohl auch heute keine Frische mehr.

Es ist erwiesen, daß die physische Kraft mit dem Wohlstande zunimmt. (C. Nicephoro, *Les classes pauvres*.) Es ist nachgewiesen, daß Dürftigkeit und Elend die Entsittlichung und Niedergang der Rassen nach sich ziehen. Ebenso ist nachgewiesen, daß die geistige Entwicklung mit dem Reichtum eines Volkes wächst. Weshalb also, allem gesunden Menschenverstand entgegen, erklären, daß den Krieg bekämpfen, den physischen und intellektuellen Fortschritt bekämpfen hieße?

Übrigens sind wir sehr erfreut darüber, daß unsere Gegner offen anerkennen, der Krieg sei ein Werkzeug des Ruins; denn es würde ihnen etwas schwer gelingen, der elenden Menschheit begreiflich zu machen, sie litte durch einen Überfluß an Reichtum, durch übertriebenen Wohlstand, und daß wir tüchtige, blutige, kostspielige Kriege benötigen, um diesen Überfluß an Glückselichkeit einzuschränken.

Doch, indem wir von Mut reden, prüfen wir die Frage bloß einseitig. Es handelt sich darum zu untersuchen, ob der Krieg auf dem Gebiete individueller Moral nicht große Verwirrungen anrichtet.

Er entwickelt den persönlichen Mut, das ist richtig. Aber wieviel schlechte Triebe entfesselt er nicht, neben dieser Tugend

die er erzeugt! De Maistre sagt, „daß der junge Held auch im ärgsten Gemetzel der Schlachten immer human bleibe.“ Eine schöne Phrase — aber doch nur Phrase. Wollte man die Berichte aller militärischen Grausamkeiten aufzählen, die die Geschichte von der ältesten Zeit an bis zum heutigen Tage gesammelt hat, so wäre das eine einförmige Serie namenloser Abscheulichkeiten. Wir haben weiter oben einen allerdings nur schwachen Auszug hievon gegeben.

Hat nicht erst kürzlich anläßlich des Krieges mit China der deutsche Kaiser zu seinen Soldaten gesagt: „Pardon wird nicht gegeben!“ Und wurde dieser Befehl nicht befolgt? Wieviele Chinesen hat man da zu Gefangenen gemacht? Niemals wurden sie gezählt, aus dem einfachen Grunde, „weil Gefangene nicht gemacht wurden.“ Die russischen Soldaten unterhielten sich damit, die Chinesen mit ihren langen Zöpfen aneinander zu binden und so je zwei und zwei in die Wellen des Amur zu stürzen und den schönen Anblick einer interessanten Ersäufung zu genießen. Das sind notorische Tatsachen, die man nicht einmal zu dementieren versucht hat, weil man darin nichts Tadelnswertes erblickte.

So wird ein ehrlicher, harmloser Bauer, der in den Krieg ziehen muß und dem man ein ordentliches Gewehr in die Hände gibt, zum Barbaren, der nur die rohe Kraft hoch hält, der stets bereit ist, sie zu mißbrauchen, ja selbst Stolz in diesen Mißbrauch setzt. Die Seele des Krieges hat ihn erfüllt, eine Seele der Gewalttätigkeit und Roheit.

Die geistige Beschaffenheit des Soldaten im Felde ist in diesem Punkt ganz eigentümlich.

Er ist tapfer und setzt sein Leben auf's Spiel. Das ist Soldatenpflicht. Aber menschlich sein, oder Achtung vor fremden Eigentum empfinden, das ist etwas ganz anderes. Mag es sich um die Heere Cäsar's oder Napoleon's, Gustav Adolf's oder Cortez handeln; die Beispiele wilder Grausamkeit sind so zahlreich, daß man mir erlassen wird, sie nochmals aufzuzählen. Der bewaffnete Mensch wird zum reißenden Tier. „Wehe den Besiegten!“ sprach schon der alte Brennus, unser Vorfahre, zu den entsetzten römischen Senatoren. Wehe den Besiegten! Das ist das unerbittliche Gesetz des Krieges, und dieses unmenschenwürdige Empfinden durchbebt die Reihen aller Armeen mit dem Stolz des Siegesbewußtseins.

Es wird auch Ausnahmen geben. Man könnte diesbezüglich manches erhabene Beispiel zitieren. Aber diese Ausnahmen bestätigen nur die offensichtlichen Tatsachen, anstatt sie zu widerlegen: daß der wahrhaft militärische Geist darin besteht, gegen Schmerz und Unglück der anderen unempfindlich zu werden.

Es wird auch oftmals auf den Geist der Solidarität hingewiesen, der die Kampfgenossen verbindet; und ich zweifle nicht daran, daß es manch rührende Geschichte von schönen und edlen Beispielen zu erzählen gäbe. Aber welche ungeheuerliche Fakten könnte man auch erbringen! Welche große Gleichgiltigkeit dem Schmerz und Tod gegenüber! Ohne Ergriffenheit, ohne Mitgefühl ist man Zeuge der ärgsten Leiden und denkt dabei nur an sich selbst. Denn man hätte zu viel zu tun, wollte man alle jene beklagen, die gefallen sind. Hie und da treten Fälle von Selbstverleugnung, von Hingebung hervor, doch die Summe von unversöhnlicher Selbstsucht trägt über Hingebung und Selbstverleugnung einen furchtbaren Sieg davon.

Man kommt gar bald zu dieser Überzeugung, wenn man zu Zeiten großer Manöver im vollsten Frieden gesehen hat, wie der Soldat lebt und denkt. Jeder für sich selbst, das ist das erste Gebot. Und wo sich manchmal Anzeichen von Mitgefühl und Erbarmen schüchtern hervorwagen, werden sie erstickt in endlosen Strömen hartherziger Unbekümmertheit, die alles überfluten.

In Kriegszeiten verschwindet jegliche Disziplin, das ist eine nicht zu leugnende Tatsache. Man kann sich vorstellen, was waffentragende Männer, ob Sieger oder Besiegte, alles anrichten, die keine Mannszucht mehr zurückhält.

Alle blutrünstigen und tierischen Triebe sind da losgelassen. Das ganze alte Erbe von Barbarei, das uns von unseren Ahnen überkommen, tritt wieder hervor. Besonders den Schwachen gegenüber. Ein Trupp trefflich bewaffneter Soldaten wird sich den nur mit Bambus und Assagayes ausgerüsteten Eingeborenen gegenüber nicht humaner benehmen, als seinerzeit die wilden Genossen der Cortez und Pizarro. Alle Kolonialkriege sind die fürchterliche Entwicklung jenes psychologischen Gesetzes, daß der sich selbst überlassene Mensch die Gewalt mißbraucht, die er besitzt.

Zieht man vergleichsweise die Bilanz der Empfindungen, die der Krieg hervorbringt, so erblickt man neben wirklichen Tugenden

(wie die Verachtung der Gefahr des Todes, Stärkung der eigenen Würde und Ehrbegriffe) die Entfaltung der schlimmsten menschlichen Triebe (Gewalt, Wildheit, Lüsternheit und Selbstsucht).

Der Hang zu Raub und Plünderung artet aus. Die Anlage zum Betrug nimmt ihren schönsten Aufschwung. Jeder Begriff von mein und dein verschwindet. Zu Kriegszeiten plündert ein Heer, das auf dem Marsche ist, ohne jeden Skrupel. Ist es nicht in der Ordnung, daß in Freundesland, die, welche sich schlagen müssen, für ihre Mühe entschädigt werden und daß die Nichtkombattanten für diejenigen aufkommen, die ihr Leben für sie hingeben sollen? In Feindesland wird man noch weniger skrupulös. Selbst die gebildeten, rechtlich denkenden und einsichtsvollen Offiziere kostet es Mühe zu begreifen, wenn sie im Feldzug sind, daß alles, was Eigentum des Feindes ist, nicht ihnen gehört. In Peking hat man in Jahre 1861 wie 1899 den Sommerpalast gebrandschatzt; und in allen europäischen Heeren würde man kaum zehn Offiziere finden, die sich darüber gewundert oder davon zurückgehalten hätten.

Wir glauben sogar, daß sich einige selbst im Schriftwerken damit gebrüstet haben und sie erzählten mit dem Raffinement sachverständiger Amateure, wie im diesem merkwürdigen Feldzuge die kostbarsten Bibelots durch sie erbeutet worden sind.

Zu allen Zeiten hat man die Seeräuber gerühmt, die sich auf den Meeren heruntertrieben und die Handels-Schiffe der feindlichen Länder plünderten. Und man entrüstete sich nicht besonders darüber, als in den Jahren 1870—71 die Preußen aus den französischen Häusern die Pendulen fortnahmen, weil in den deutschen Häusern die französischen Soldaten ehemals dasselbe getan hatten, wenn nicht noch Schlimmeres, und weil sie es in Zukunft wohl auch wieder tun würden. Das Handwerk verlangt es so. Der Tornister des siegreichen Soldaten ist stets gefüllt. Bezüglich der Bagage der Offiziere müssen wir an Voltaire's Ausspruch erinnern: „Der Eroberer geht vor allem auf den Geldschrank los.“

Man plündert vor der Schlacht, man plündert nach der Schlacht, und es sind nicht die tapfersten Soldaten, die am wenigsten plündern.

Was man Requisition nennt, ist bloß Diebstahl in anderer Form. Es ist, wenn man will, der wohlorganisierte und kodifizierte

Diebstahl, aber nichtsdestoweniger doch — Diebstahl, d. h. die Besitzergreifung fremden Gutes ohne anderes Recht als das des Stärkeren.

Die Kriegesentschädigung, die sich der Sieger nach dem Kriege bezahlen läßt, ist nichts anderes als Erpressung. Mit welchem Recht haben die siegreichen Preußen Frankreich zwingen können, ihnen fünf Milliarden zu zahlen? Einzig und allein, weil sie die Stärkeren waren. Die Japaner haben von den Russen eine Kriegesentschädigung verlangt, weil sie die Sieger gewesen sind. Das war der einzige Grund, den sie anführen konnten. Vergeblich verbirgt man diese Beraubung unter beschönigenden Namen wie Requisition, Kriegsindemnität, Kriegskontribution, Kriegskosten. Nur ein Name wäre der richtige: Diebstahl. Somit ist es begreiflich, wenn wir uns für berechtigt halten, unsere europäischen Kriege den Razzias der afrikanischen Volksstämme gleich zu stellen. Nur ist der Unterschied der glücklichen Beute ein großer. In Afrika erhält der Sieger einige Schafe, ein Paar Sklaven, einen Ballen Stoffes oder an besonders glücklichen Tagen zwei oder drei Fässer verfälschten Branntweins.

Das ist Alles. Während bei den zivilisierten Völkern die Beute des Siegers Millionen und Milliarden ausmacht. Manchmal kommt, wie im 1871, die Unterwerfung eines ganzen Volkes hinzu. Zu lehren, daß dies schön, edel und patriotisch sei, heißt nicht die Moralität eines Volkes zu heben, wie wir meinen. Nicht daß etwa der Begriff des Eigentums, der ja nach Zeit und Ort dem Wechsel unterworfen ist, ein derartig geheiligter wäre, daß man ihm göttliche Verehrung zollen sollte; aber die gegenwärtige Gesellschaftsordnung ist hauptsächlich auf das Prinzip persönlichen Eigentums gegründet. Provisorisch muß diese Basis anerkannt werden. Der Geist des Krieges jedoch ist die absolute Verneinung des Eigentumsrechtes. Welchen Namen soll man dem Vorgehen Napoleons beilegen, der damit anfang, sobald er dieser oder jener Nation den Krieg erklärt hatte, Millionen falscher Banknoten des feindlichen Landes anfertigen zu lassen um dessen Finanzen zu ruinieren? Ist das eine geschickte Kriegslist oder ein Verbrechen an fremden Besitztum?

Was man den Codex des Krieges nennt, das Völkerrecht zu Kriegszeiten, das ist ein prachtvolles Denkmal menschlicher Tor-

heit. Wenn die Gelegenheit sich bietet, dieses seltsame Gesetz zu übertreten, wird übrigens gar kein Wesen daraus gemacht. Ein Heerführer kümmert sich ausschließlich um den Sieg; die Rechte der Besiegten interessieren ihn weiter nicht. Und eigentlich hat er recht. Wenn er sich einfach nach der reinen Vernunft richten würde und wenn die Besiegten ein Recht besäßen, so wäre ihr erstes Recht, nicht massakriert, nicht gefangen, nicht geplündert zu werden. Im Grunde bleibt es sich gleich, ob man massakriert, gefangen und geplündert wird nach den Regeln oder gegen die Regeln.

Ruskin sagt irgendwo: „Es gibt für eine Nation keine wahre Größe, als diejenige, welche auf den Schlachtfeldern gegründet wurde. Die banale Idee, daß Friede und Tugend im Zusammenhang stehen, ist im Grunde nicht aufrecht zu erhalten. Tatsächlich ist es der Friede und das Laster, die sich vertragen. Man spricht von Frieden und Wissen, Frieden und Wohlergehen, Frieden und Zivilisation, aber die Muse der Geschichte bringt diese Worte nicht miteinander in Einklang.“

Tatsächlich kann die Muse der Geschichte, wenn sie wahrhaftig ist, uns keine Berichte über ein langes Menschenalter ohne Kämpfe und Schlachten geben. Es hat Wissenschaft, Wohlstand und Zivilisation auch neben Schlachten und Kämpfen gegeben, weil die Menschheit eben inmitten von Kampf und Krieg gelebt hat und wir noch immer auf das Reich des Friedens warten. Die Annahme, ohne auch nur einen Schein von Beweisen zu liefern, daß ohne jener blutigen Orgien und Zerstörungen, denen sich die Menschen hingeben, es bloß Korruption und Verfall in der Welt gäbe, das ist eine Wahnidee, die wir von Moltke überlassen wollen.

Übrigens scheut Ruskin nicht die Inkonsequenz; er hat an mehreren Stellen mit bewundernswerter Beredsamkeit den Krieg geschmäht, so daß man ihm wegen seiner gelegentlichen Paradoxen keinen Vorwurf machen kann. In manchen seiner Bücher klagt er darüber, daß man Eisenbahnen, Tunels, Brücken und Schiffe gebaut, lauter Unternehmungen, die Opfer an Menschenleben gefordert haben. Er gelangt also zu einer Schlußfolgerung, die das Höchste des Paradoxen ist: daß man kein menschliches Wesen opfern sollte um Bauwerke zu konstruieren, die der ganzen Menschheit zum Nutzen gereichen, während er es gut heißt,

daß Tausende von Menschen hingeopfert werden, eines unfruchtbaren Hazardspieles wegen, wie es der Krieg ist. Sollte man ernstlich eine Anschauung zu bekämpfen suchen, daß ein Ding um so berechtigter sei, als es unnütz ist?

Befürchtet man wirklich, daß der persönliche Mut verloren gehe durch die Abschaffung der Kriege, weshalb denn nicht das Prinzip des Duells verteidigen? Gewiß, ich möchte dem Duell kein Loblied singen. Dennoch, so unsinnig das Duell auch ist, so finde ich es tausendmal weniger sinnlos, als den Krieg. Zwei Männer, die sich hassen, kämpfen mit den Waffen gegeneinander; das ist nicht ganz ungereimt, denn es gibt da gewiß eine Ursache, ob leichtfertig oder nicht, um in solcher Weise sein Leben auf Spiel zu setzen. Jeder der Beteiligten mag Freude, oder Interesse daran haben, den Gegner zu töten. Im Kriege dagegen setzen Tausende ihr Leben aufs Spiel, ohne jeglichen Grund des Hasses. **Man tötet einander, ohne sich zu hassen**, was doch im höchsten Grade Unsinn ist. Ich möchte also denen, die den Krieg als eine Schule der Tapferkeit verherrlichen, zurufen: „Erlaßt Gesetze zu Gunsten des Zweikampfes! Wenn der persönliche Mut die höchste Tugend ist, setzt Belohnung aus für die Duellanten. Hunderttausende von Duellen selbst mit ernstem Ausgang werden weniger Opfer fordern als eine einzige Schlacht und den persönlichen Mut viel besser fördern. Aber erlegt nicht ganzen Bevölkerungen die unsinnige Verpflichtung auf, einander totzuschlagen um einer Sache wegen, die sie nicht einmal verstehen.“

Ich habe da leicht reden, weil niemand die Sitte des Zweikampfes unterstützen wollen wird. Welche sonderbare Geistesverfassung bei unseren Zeitgenossen! Sie verurteilen das Duell, das doch wenigstens logisch und stimmen der Kriegssitte zu, die absurd ist.

Das kommt daher, daß sie nicht ehrlich sind gegen sich selbst, wenn sie behaupten, der Krieg sei eine Schule der Tapferkeit; sie haben über die Frage nicht weiter nachgedacht und wiederholen einfach mit den Lippen die Lehre, welche man ihnen von Kindheit auf über die Schönheit des militärischen Regimes beigebracht hat.

Es bleibt also von jenen Scheingründen des Einwandes, daß es ohne Kriege weder Mut noch Tugend gebe, weiter nichts mehr

übrig. Wir glauben im Gegenteil bewiesen zu haben, daß gesellschaftliche Einrichtungen, die sich auf Krieg basieren, wie dies in unserer modernen Gesellschaft der Fall ist, nicht nur unheilvoll, sondern im höchsten Grade moralwidrig sind.

5. Patriotische Einwände.

Diese Einwände werden uns am häufigsten entgegengehalten. Ihre Häufigkeit macht sie gewiß nicht richtiger, aber darum müssen wir sie um so gründlicher widerlegen.

Unsere Gegner behaupten „die Friedensfreunde seien Feinde des Vaterlandes,“ daß man kein Vaterland haben könne ohne Armee, daß der Weltfriede den Internationalismus und das Ende der Nationalitäten bedeutete, daß unsere Vaterländer durch Kriege groß geworden sind, daß man diese glorreiche Vergangenheit nicht unterschätzen dürfe, daß es hiemit unsere strengste Pflicht sei, diese edlen, militärischen Traditionen weiter zu pflegen und zu erhalten, ohne die es kein Vaterland gibt.

Das sind gefährliche Sophismen; denn man wendet sich damit an die Einfalt der großen Masse, die das Heer mit dem Begriff Vaterland identifiziert und sich also kein anderes Bild der Vaterlandsliebe machen kann, als der sich um die Fahne scharenden, bewaffneten Soldaten. Der ganze Irrtum beruht in der Verwechslung dieser beiden naiverweise mit einander verknüpften Begriffe: der Begriff „Heer“ und der Begriff „Vaterland“.

Verweilen wir hierbei: denn diese Verwechslung ist verhängnisvoll.

Vor allem ist es falsch zu behaupten, daß das Vaterland nur durch die Armee bestehe.

Die Bürger eines Landes, welches keine Armee besitzt, können deshalb doch sehr patriotisch empfinden. Die Schweizer, ein kleines, zwischen drei großen Nationen eingebettetes Volk, haben kein stehendes Heer. Aber sie haben mit ihrer Liebe zum Vaterlande nicht gewartet bis zur Organisation ihrer Miliz (übrigens einer vorzüglichen Organisation). Die Vereinigten Staaten von Amerika haben kein stehendes Heer. Dürfte man ihnen deshalb Mangel an Patriotismus vorwerfen? Wieviele kleine Völkerschaften könnte

man nicht anführen, wo die Armee nicht vorwiegend ist, wie Schweden, Norwegen, Dänemark, die Niederlande? Unglücklicherweise haben sie nicht genügend moralischen Mut, um auf die Ausgaben für einen minimalen Heeresstand zu verzichten, der ihnen durchaus nutzlos wäre im Falle eines Angriffes durch eine der militärischen Großmächte. Jedenfalls ist ihre Armee zu unbedeutend, um etwas anderes darzustellen, als einen kostspieligen Mißgriff. Trotzdem, daß ihre Armeen fast niemals Kriege mitgemacht haben, so lieben doch die Belgier, Schweizer, Dänen, Schweden und Norweger ihr Vaterland.

Der Begriff Vaterland ist von der Idee des Kriegführens ganz und gar unabhängig. Mein Vaterland ist das Land, dessen Sprache die meiner Kindheit und meines ganzen Lebens ist; es ist das Land meiner Vorfahren, in dem ich gelebt habe von meiner Jugend an bis in mein spätes Alter; das Land, wo ich zuerst meine Lehrer, später meine Schüler gefunden habe; das Land, das mich nach seinen Bräuchen, seiner Sprache, seinen Gesetzen großgezogen hat; wo ich meinen bescheidenen Einfluß als Wähler ausübte. Mein Vaterland ist das meines Großvaters, meines Vaters, meiner Kinder; das von Männern, die die gleichen Überlieferungen, die gleiche Ausdrucksweise, die gleichen Rechte und Pflichten haben wie ich selbst. Mit einem Wort: das ist mein Land, meine Heimat. Der Mensch, der seine Heimat nicht liebt, ist eben so unbegreiflich wie das Kind, das seine Mutter nicht liebt.

Doch weshalb mit dem Begriff des Vaterlandes, der so einfach, so einleuchtend und rein ist, den unseligen Gedanken von Krieg und Schlachten vermengen?

Man bringe es dahin, jeden Krieg unmöglich zu machen und eine europäische Föderation herzustellen, und es wird nicht nötig sein, auch nur eines der liebevollen Worte, mit denen ich eben aus der Tiefe meines Herzens von meinem lieben Vaterland gesprochen habe, zu verändern.

Die Eroberungssucht, die Überfälle, die Ungerechtigkeiten, die man selbst zu erdulden hat oder andere erdulden läßt, zu verabscheuen, das heißt nicht, ein Vaterlandsloser sein, das heißt im Gegenteil, sein Vaterland glühend lieben.

Nicht mehr wollen, daß Frankreich sich in tolle Abenteuer stürze, wie unter Franz I., Ludwig XIV. oder Napoleon, bedeutet

nicht, den Begriff „Frankreich“ zu vernichten, bedeutet im Gegenteil ihn zu vergrößern. Ich wage zu behaupten, daß wir Pazifisten, die wir weder Einfluß- noch Gleichgewichts-, noch Eroberungskriege mehr haben wollen, unser Vaterland weit mehr lieben, als es die kühnsten Eroberer lieben können.

Vor einigen Jahren befand ich mich — aus welchem Anlaß, das ist hier Nebensache — in einer kleinen Stadt in Sachsen, deren fleißige Bewohner durch die Handweberei ihr kümmerliches Dasein fristen. Der Älteste des Städtchens, ein sehr braver Mann, hatte mich in sein Herz geschlossen und wir machten öfter recht interessante Exkursionen durch das Tal. Eines Tages fand ich auf einem niederen Erdhügel folgende Inschrift angebracht: „Hier starben 300 sächsische Bürger, von den Franzosen getötet, im Kampfe für ihr Vaterland.“ Ich konnte mich nicht enthalten, ihm daraufhin zu sagen: „Ihr müßt uns wohl sehr hassen?“ Statt aller Antwort zog er eine kleine Medaille hervor, die er um den Hals trug und sagte: „Sehen Sie einmal her, wir alle tragen dieses Bild auf unseren Herzen.“

Es war das Bildnis unseres großen Jacquard, des genialen Erfinders des Webstuhls. Wer hatte mehr für sein Vaterland getan: Jacquard oder Napoleon?

Eine sonderbare Liebe zum Vaterland, die darin besteht, dessen Kinder hinzuopfern! Um Frankreich zu lieben, müßte man dann eigentlich recht viele Franzosen vertilgen. In dieser Hinsicht wären die beiden Napoleone die besten Patrioten gewesen, denn beide zusammen haben durch ihre unseligen Kriege den Tod von fast 4 Millionen Franzosen herbeigeführt.

Es sei mir gestattet, diesen Gegensatz in einer weniger ernsten Form darzustellen.

Cléon war nur kurze Zeit hindurch Soldat, denn er hatte bloß wenige Monate in einer Hilfsarmee gedient. Das hindert ihn nicht, eine große Vorliebe für alles, was militärisch und kriegerisch ist, zu bekunden. Er will, daß der Landmann seinen Pflug, der Handwerker seine Werkstätte verlasse, um wenigstens 5 Jahre lang das Exerzieren und Schießen zu lernen. Er spricht mit Begeisterung von unserem nationalen Ruhm, und vom reichlich vergossenen Blute großer französischer Männer, von Cadix bis

Moskau. Aber das genügt ihm keineswegs; er möchte damit wieder anfangen und es ist nicht bloß eine Revanche, die er fordert, sondern mehrfache und allgemeine Revanchen. Ihn düstert nach dem Blute des Ausländers, und mit aller Macht ruft er nach dem starken Schwert und dem Kolossalkrieg, die unseren Demütigungen ein Ende bereiten sollen. Freilich könnte uns dieser Krieg möglicherweise zwei Provinzen kosten und das Ende unserer Nation herbeiführen, die Niedermetzlung von einer halben Million Franzosen nicht gerechnet. Was liegt daran? Cléon liebt sein Vaterland, er ist ein guter Bürger, ein großer Patriot.

Lycias meint, daß der Bauer frei und glücklich an seinem Herde leben solle. Er will die Integrität Frankreichs; der Gedanke an einen neuen Überfall macht ihn erbeben. Er ist weichmütig genug, die arme Mutter zu beklagen, deren Sohn mit kugeldurchbohrtem Leibe und zertrümmertem Schädel liegen bleibt. Er ist bei dem Gedanken empört, daß man unschuldige Landeskinder vor die Kanonen stellt, einer ihnen unbekanntem Ursache wegen. Es sind seine Mitbürger, seine Freunde, seine Brüder und tiefes Mitleid erfaßt ihn, wenn er an den nutzlosen Schmerz so vieler französischer Familien denkt. Gleichviel. Lycias ist ein Feind seines Vaterlandes, ein schlechter Bürger, ein vaterlandsloser Geselle.

Porphyre ist klein und schwächling, seine Journalistenhände sind zu schwach um den Säbel zu führen, seine schmalen Schultern haben niemals auch nur den leichtesten Tornister getragen. Doch hat er von jeher die robusten Kerle beneidet, die mit keck aufgewirbeltem Schnurbart, kräftigen Muskeln und mächtigem Körperbau sich in den Hüften wiegend durch die Straßen schleudern. Diese körperliche Stärke, die ihm mangelt, blendet ihn so sehr, daß er sich von der Kraft nur ein solches Bild machen kann. Ein Artillerist mit seinen glänzend gewichsten Stiefeln, ein Kürassier mit blendendem Metallharnisch, ein Dragoner mit dem flatternden Roßbusch auf dem Helm, flößen ihm beinahe andächtige Bewunderung ein. Er weiß es nicht, daß diese wackeren, in ihr Kostüm eingezwängten Burschen nach ihrem Pfluge seufzen und die Tage zählen bis zum letzten, der sie aus diesem Geschirr erlösen soll. Darum kümmert sich Porphyre nicht weiter, der in seinem Enthusiasmus das Leben dieser Unschuldigen zum Stoff für neue nationale Heldengedichte braucht. Weil keine Ursachen

zum Kriege da sind, erfindet er solche. Er scheut vor gar nichts zurück, weder vor Lügen, noch Verleumdungen, noch Beschimpfungen. Unglücklicherweise leitet er ein Blatt, in dem er jeden Morgen großartige Säbelhiebe austeilt. Er beschimpft England, lästert Deutschland, begeistert Italien. Er korrigiert die Weltgeschichte in seiner Weise und wirft Frankreich alle noch nicht gerächten Niederlagen vor — seit Azincourt bis auf Fachoda. Nach ihm müßte sich gleich morgen die ganze Nation bewaffnet an die Grenze begeben, und da er selbst sich nicht schlagen kann, so hat er wenigstens die Befriedigung, die anderen zu zwingen, sich an seiner statt zu schlagen!

Ich kann mich nicht genug über solche Kriegsbegeisterung wundern, die diese politischen Journalisten entflammt, deren Patriotismus zum Beruf wird, und nicht darin besteht, die Franzosen zu lieben, sondern die Ausländer zu hassen. Sie nehmen die Possen eines de Vogué ernst, nach welchem das Ideal eines Volkes darin besteht, dem Nachbar den Pelz auszuklopfen und erachten es als höchste Ehre und höchstes Glück, die fremden Nationen ausrotten zu können. Der Haß des Vaterlandes anderer ist die Basis für ihren Patriotismus.

Diese lärmschlagenden Patrioten begreifen es nicht, daß das Aufblühen der Nachbarstaaten unserem eigenen Staate Nutzen bringt und daß Frankreichs Wohl nicht im Erdrücken und im Unglück der uns umgebenden Länder besteht. Sie haben allerdings die harte Sprache des alten Cato beibehalten, aber ohne die Strenge seiner Sitten. *Delenda est Anglia, oder Delenda Borussia.* Durch solche Vernichtung ihrer Nachbarländer bilden sie sich ein, ihre Liebe zum eigenen Lande glänzend zu bekunden.

Ist es nötig, auf die Naivität solcher Auffassung hinzuweisen? Seit wann macht das Unglück des Nebenmenschen unser eigenes Glück aus? Gibt es nicht im Gegenteil vielmehr eine enge, stets zunehmende Solidarität zwischen den Völkern, wie sie zwischen den einzelnen Individuen besteht? Ist unser Reichtum nicht die Folge des Reichtums des Nachbarstaates, mit dem wir in Handelsverbindungen stehen? Nehmen wir an, ein Industrieller will ein Vermögen erwerben. Er wird dann nicht daran denken — außer er wäre verrückt — sich in einem Lande niederzulassen, das Pest,

Cholera, Dürre und Feuersbrünste verwüstet haben. Er wird ein wohlhabendes Land wählen; denn ein ruiniertes Land könnte ihm als Kunden nur Hungerleiden bieten. Ebenso muß eine Nation, die wirtschaftlichen Aufschwung nehmen will, von wohlhabenden Nationen umgeben sein. Wir haben das größte Interesse daran, den Reichtum in unseren Nachbarstaaten aufblühen zu sehen, denn ihr Reichtum wird den unseren heben.

Das sind einfache und banale Wahrheiten. Doch man darf das Banale nicht scheuen; denn die Geistesverfassung jener Professions-Patrioten verschließt sich den einfachsten Ideen.

Es gibt keine gründlich falschere Ansicht als jene, daß der Wohlstand eines Volkes von Niedergang des Nachbarvolkes abhängig sei. Deutschlands Wohlstand hebt sich, also müßte Frankreich herabkommen. Ein Franzose erfindet die Photographie, also müßten es die andere Nation büßen. Ein Italiener erfindet die drahtlose Telegraphie — das wäre also ein Unglück für andere Länder. Möge Pasteur die Impfung gegen die Wutkrankheit einführen, um so schlimmer für unsere Nachbarn. Röntgen entdeckt die X Strahlen, Grund genug für gute Franzosen, darüber empört zu sein.

Gerechte Götter! Welch' verkehrte Folgerungen! Jeder wissenschaftliche und industrielle Fortschritt greift sofort vom Lande, wo er entstanden, auf alle anderen Länder über und ein Land, dessen Reichtum sich hebt, hebt damit gerade alle anderen. Alles, was den Wohlstand, den Luxus, die Moralität und das Glück der Nachbarnation fördert, ist dazu bestimmt, auf uns zurückzuwirken und wir werden dazu gezwungen, daraus Nutzen zu ziehen. Die Menschen von heute sind noch viel mehr, als zu Zeiten Seneca's *membra corporis magni*. (Glieder eines großen Körpers). Also nicht bloß von hohem Standpunkte der Moral, sondern auch im wohlverstandenen Interesse einer Nation liegt es, daß sie nicht das Elend, sondern den Wohlstand der anderen wünschen soll.

Man würde es vielleicht begreifen, daß der Anblick des Ruins im Nachbarstaate etwas Erfreuliches sein könnte, wenn die zu verteilenden Güter begrenzt wären. In Wahrheit aber liegen die Dinge anders. Es herrscht kein allgemeiner Mangel an Getreide, Vieh, Reis, Kaffee, Früchten, Wein, Kohle, Erzeugnissen der

Handarbeit, es herrscht im Gegenteil allgemeine Überproduktion, so daß der höhere Wohlstand der Einen dem Wohlstand der Andern keineswegs schaden wird. Wenn Deutsche und Engländer im Überfluß leben, werden die Franzosen dabei gewinnen. Altruismus und Egoismus verschmelzen sich hier und führen zu den gleichen Folgerungen.

Es verhält sich mit den Ländern, wie mit den Familien. Der Wohlstand der Nachbarfamilie, weit entfernt meiner eigenen Familie zu schaden, bringt ihr vielmehr Nutzen und ich gewinne nur dabei, wenn diejenigen gedeihen, die um mich herum wohnen. Bin ich Geschäftsmann und sind sie reich, so werden sie mit mir in Geschäftsverbindung treten, was mein eigenes Vermögen heben wird. Dasgleiche gilt von den Völkern. Je reicher England ist, um so geneigter wird es sein, auf dem Kontinent Handelsbeziehungen anzuknüpfen und folglich die Bevölkerung des Kontinents zu bereichern.

Ich liebe meine Familie. Ist das ein Grund um mein Vaterland nicht zu lieben? Ich liebe mein Vaterland. Ist das ein Grund um die Vaterländer der Nachbarn mit Krieg zu überziehen? Ich gehe noch weiter. Ich meine, daß diese drei Arten von Liebe, weitentfernt davon, einander zu widersprechen, ineinanderfließen. Indem ich meine Familie liebe, liebe ich einen Teil meines Vaterlandes und indem ich mein Vaterland liebe, liebe ich einen Teil der ganzen Menschheit.

Derjenige, welcher beim Untergang eines englischen Schiffes in den Ruf ausbräche: „Vortrefflich! Wieder um 200 Engländer weniger!“ wäre ein schlechter Patriot, abgesehen davon, daß er ein böser Mensch wäre und blödsinnig nebenbei. Erbärmlicher Tor! Sind denn diese Menschen nicht auch deine Brüder? Hätten sie dir nicht eines Tages vielleicht nützlich sein können?

Hätte sich unter den Schiffbrüchigen nicht ein Jenner, ein Shakespeare, ein Whatt befinden können und hättest dann nicht auch du mitgelitten an einer solchen, schweren Schädigung der Menschheit?

Die falsche Vaterlandsliebe tritt noch in einer anderen Form auf, gegen die man im Namen der heiligen Gerechtigkeit protestieren muß: das ist, daß alles, was ein Landsmann tut, schön und ehrenhaft, was aber ein Ausländer tut, hassenswert und perfid ist.

Hört man gewisse Reden und liest gewisse Zeitungen, so müßte man glauben, daß es Pflicht jedes guten Franzosen sei, den Nicht-Franzosen zu verachten und nur das als recht und billig anzusehen, was von Landsleuten getan wurde. Für solche sonderbare Freunde Frankreichs gibt es kein internationales Recht und ist den Fremden gegenüber alles erlaubt.¹⁾

In den Tagen des alten Griechenland galt jeder Fremde als Barbar. Unsere Schulbücher sorgen auch heute noch in Frankreich für die Erhaltung dieser Tradition.

Dieser Irrtum muß energisch bekämpft werden. Schon Schopenhauer machte die Bemerkung, daß es die dümmste Eitelkeit ist, die es gibt, darauf stolz zu sein, dieser oder jener Nation anzugehören. Es ist weder glorreich noch verdienstvoll, Franzose oder Engländer, Italiener oder Deutscher zu sein; ebenso wenig als es innerhalb des Heeres besonders ruhmvoll oder verdienstlich ist, bei den Husaren, der Artillerie, den Voltigeurs oder den Zuaven zu dienen. Wollte Napoleon von seinen Soldaten irgend ein schweres Opfer der Hingebung erreichen, so sagte er ihnen: „Denkt daran, daß ihr im 4ten, oder 5ten, oder 6ten (je nach dem) Linienregimente dient.“ Ebenso heißt es, wenn man die Völker gegeneinander hetzen will, auf einer Seite des Rheins: „Denkt daran, daß ihr Deutsche seid“ und auf der anderen: „Denkt daran, daß ihr Franzosen seid!“

Die europäischen Rassen sind heutigen Tages so sehr vermischt, daß es unmöglich ist, irgendeiner den Vorrang zuzuerkennen. Die zivilisierte Menschheit bildet heute eine große, kompakte Masse, die man nur zu ihrem größten Schaden von einander trennen könnte.

Man schließe die Wohltaten aus, welche die Engländer über die ganze Welt verbreitet haben, wie Shakespeare, Newton, Stephenson, und die ganze Menschheit würde benachteiligt; ebenso

¹⁾ In den Gesetzen eines jeden Landes findet man noch einen Rest jenes elenden Rechtsbegriffes vor. Ein Ausländer kann als „unliebsam“ landesverwiesen werden ohne Verurteilung, ohne Berufung, ohne Verteidigung, bloß auf eine einfache polizeiliche Verfügung. In unseren zivilisierten Ländern wird ein Fremder nicht vom Gesetz geschützt, das ist die Weisheit unserer Zeitgenossen. Und in keinem Parlament protestiert man gegen eine solche Ungeheuerlichkeit, sie erscheint ganz selbstverständlich.

und Kunst uns Schiller, Goethe, Lessing, Leibnitz, Beethoven und Wagner vergessen lassen könnte.

Auch ist es bekannt, daß auf dem Gebiete der Literatur, Kunst und Wissenschaft keine Zeitepoche so arm an Ergebnissen war, wie die Napoleonische. Unsere Gegner sagen allerdings, die Ehre einer Nation läge weder in der Industrie, noch in dem Volkswohlstand, dem Schrifttum, der Wissenschaft. Gut. Aber worin liegt sie denn? Etwa in militärischen Mut? Aber jede europäische Nation hat dafür Beweise glänzender Art genug erbracht, lange historische Zeitläufe hindurch, daß es unnötig erscheint, die ganze Reihe vorhergegangener Metzeleien noch fortzusetzen, um neue Beweise als Zeugen ihres Wertes vorzubringen, wie die Gladiatoren im Zirkus oder die Torréadors in der Arena. — Etwa in der Ausbreitung der Kolonien? Aber zur Stunde, in 1905, gibt es keine freien Ländergebiete mehr; und bezüglich neu zu schaffender Kolonien bleibt nichts übrig, als die Kolonien anderer zu erobern und solche Eingriffe im fremden Besitz entsprechen keineswegs dem Begriffe von Ehre.

Ehemals hat Clemenceau von der kriegerischen Würde der Nation wirkungsvoll gesprochen; doch geschah dies mehr vom Standpunkte des Duellanten als des Denkers und er vergaß zu sagen, worin eigentlich diese Würde bestehe? Er redete sehr energisch, das ist nicht zu leugnen, doch worauf bezog sich diese Energie? Denn, wenn „Würde einer Nation“ auch ein großes Wort ist, so muß man es doch auch klarlegen können. Schöne Empfindungen sind der Gemeinsamkeit eben so nötig, wie dem Einzelnen. Menschen, wie Völker, können nicht ohne Würde und Ehre sein. Aber ich möchte doch wissen, was diese hochtönenden Worte im gegenwärtigen Falle bedeutet haben.

Der Kultus der Ehre besteht nicht im Trockenhalten des Pulvers, wie derselbe Clemenceau sagt, sondern in der Achtung vor dem Recht. Es gibt keinen, sich der eigenen Würde bewußten Menschen, der das Recht nicht hochhielte und übte. Die Völker müssen empfinden, wie die Einzel-Individuen: jedes Volk müßte wie jeder einzelne Mensch sagen: „Meine Ehre besteht in der Achtung der Rechte meines Nächsten, was die Achtung vor meinem eigenen Recht zur Folge hat.“ Das ist Würde, das ist Ehre.

Demnach müssen alle, die wirklich das Vaterland und seine Ehre lieben, für den Frieden sein, der die Achtung vor allem Recht bedeutet.

Man kann uns wohl nicht als Feinde des Vaterlandes betrachten, denn wir begehren dessen Ehre, Ruhm und Wohlstand. Und nachdem Ehre, Ruhm und Wohlstand untrennbar vom Recht und Gerechtigkeit sind, so wollen wir den Frieden, ohne welchen es kein Recht gibt. Was jedoch die Mißbilligung unserer Widersacher erregt, das ist, daß wir es für möglich und wünschenswert halten, daß der Begriff „Vaterland“ erweitert werde. Anstatt unser Vaterland nur innerhalb der gegenwärtig 1907 angenommenen Grenzen verstehen zu wollen, hoffen wir, es werde der Tag erscheinen, da unser Vaterland an Ausdehnung gewonnen und unsere wahren Landsleute, unsere Mitbürger, auch noch andere Menschen sein werden, als die Bewohner der heutigen Frankreich.

Der Begriff des Vaterlandes erweitert sich in dem Maße, als die Intelligenz der Menschheit zunimmt.

Vor zwanzig Jahrhunderten zerfleischten Athen, Sparta und Theben einander durch Kriege. Von diesen berühmten Schlachten blieb nichts anderes, als die Erinnerung an unglückliche und fruchtlose Kämpfe übrig. Und doch waren sie im Namen der Vaterlandsliebe geführt worden. Sie haben heldenmütige Hingebung ausgelöst. Sie wurden von großen Dichtern besungen, von gewaltigen Geschichtsschreibern verzeichnet. Aber dennoch glaube ich, daß die heutigen guten Spartaner, Thebaner und Athener sich höchlichst wundern würden, wollte man ihnen den ehemaligen gegenseitigen Haß zumuten. Vor vierhundert Jahren war in Italien Pisa das Vaterland der Pisaner und Lucca das der Luccanesen. Der Gasconer hatte nicht dasselbe Vaterland wie der Eingeborene der Normandie. Baiern und Schlesien waren aus so ganz getrennten Ländern, daß sie einander nicht kannten.

Heutigen Tags ist das alles anders; es gibt ein Frankreich und ein französisches, ein Deutschland und ein deutsches, ein Italien und ein italienisches Vaterland. Weshalb sollten wir dabei stehen bleiben? Sollte etwa das vaterländische Gefühl erlöschen, wenn das Vaterland an Ausdehnung gewinnt? Warum sollte ein Mensch weniger imstande sein, seine europäische Heimat zu lieben als seine französische?

Ich weiß wohl, daß, wenn man vor vierhundert Jahren zu den Pisanern gesagt hätte: „Die Bewohner Lucca's werden nicht mehr euere Feinde sein und euch nicht weniger nahestehen als Euere Mitbürger“, so würden die Leute von Pisa das als eine Entweihung, den Verlust aller Moralbegriffe, als Schande über Schande, als Umsturz alles Bestehenden, Vernichtung der edelsten und ruhmvollsten Traditionen der Stadt ausgerufen haben. Dasselbe gilt heute, wollte man gewissen Franzosen, Deutschen und Italienern sagen: „Euere Nachbarn, die ihr heute so grimmig haßt, werden in vierhundert Jahren euere Mitbürger sein, dieselben Gesetze befolgen, vielleicht dieselbe Sprache sprechen und es wird euere Pflicht sein, sie zu lieben, zu schützen“ – im welches Wehgeschrei würden sie da ausbrechen, diese Pseudo-Patrioten!

Man muß ihnen verzeihen, denn sie begreifen nicht. Einer der größten Historiker der Gegenwart, Viktor Duruy, schrieb uns eines Tages, daß er ganz der unsere sei, denn er sei überzeugt, daß die Einigung Europas kommen werde, wie die Einigung Frankreichs gekommen ist.

Hatten im XV. Jahrhundert die Provençalen, Lothringer, Gascogner, Bretonen und Flamländer den Begriff eines gemeinschaftlichen französischen Vaterlandes? Es wäre ersprießlich, diejenigen in die Vorbereitungsschule zurückzuweisen, die uns in den Ohren liegen mit der Behauptung der Unwandelbarkeit und Unveränderlichkeit des Vaterlandes.

Doch die wenigsten Menschen können begreifen, daß das Leben der Völker einer unausgesetzten Evolution unterworfen ist. Sie leben so tief versunken in der Gegenwart, daß sie jeglichen Wechsel für unmöglich halten. Sie bilden sich ein, die Menschen von 1950 werden dieselben allgemeinen Ideen haben, wie die von 1907 und daß die Gesellschaft auf derselben sozialen Basis stehen wird. Sie können sich gar nicht vorstellen, daß im Jahre 1950 und 2000 alles durchaus verändert sein wird.

Aber ebensowenig können sie sich von der Vergangenheit ein klares Bild machen. Sie können sich nicht denken, daß es vor zwei- oder dreihundert Jahren Kriege gegeben hat, zwischen Ländern, die heute geeint und föderiert sind. Die Bretagne, Lothringen und Burgund standen nicht immer unter derselben Herrschaft. Sie be-

fehdeten einander auf das Heftigste, sowie vor 2000 Jahren Athen und Sparta, wie vor kaum fünfzig Jahren Toskana und Sizilien, wie Bayern und Preußen. Nach und nach haben sich Gruppierungen größeren oder geringeren Umfanges gebildet. Die Ära der Pazifizierung ist von Jahrhundert zu Jahrhundert gewachsen; Deutschland, Italien und Frankreich haben sich geeinigt und doch bestanden diese Länder aus streng von einander unterschiedenen Völkern, die einander durch Kriege vernichteten und aufrieben. Es ist sicher, daß diese Konzentrations-Bewegung sich fortsetzen und daß die bis jetzt noch nicht zusammengehörenden Nationen sich vereinigen werden, um eine friedliche Föderation zu bilden; in derselben Weise, wie es im Verlaufe von 300 Jahren mit den französischen Provinzen ergangen ist, die ehemals ihre eigene Autonomie, ihre Unabhängigkeit, ihre eigenen Kriege hatten und sich schließlich zu einem französischen Gesamtstaat zusammenfanden, in dem es unter den einzelnen Provinzen keine Konflikte mehr gibt.

Jedoch unter der Mehrheit der Menschen ist die Unfähigkeit der Vorstellung vergangener oder zukünftiger Zeiten so groß, daß sie der tyrannischen Gewalt des gegenwärtig herrschenden Zustandes unterliegen, und nur dasjenige für möglich halten, was gerade besteht, in der naiven Überzeugung, daß die Dinge immer so gewesen sind und sein werden, wie sie ihnen zur Stunde erscheinen.

Die Grenzen jedes Vaterlandes sind der Veränderung unterworfen. Wollte ich die Deutschen, die Italiener, die Engländer unter dem Vorwande hassen, daß ihr Vaterland nicht das meine ist, so müßte ich befürchten, in einigen hundert Jahren von unseren Nachkommen verlacht zu werden, für welche Deutsche, Italiener und Franzosen Landsleute geworden sein können, geeinigt durch eine Föderation, die wir heute mit unserer Ohnmacht in die Zukunft zu schauen, törichterweise für ein Hirngespinnst halten.

Doch ich bin mit den Einwänden des falschen Patriotismus noch nicht fertig. Die, welche uns anklagen, schlechte Staatsbürger zu sein, weil wir den Krieg verabscheuen, schleudern uns immer den berühmten Vorwurf ins Gesicht: „Und Elsaß-Lothringen?“

Gut denn! Reden wir von Elsaß-Lothringen, treten wir diesem schrecklichen Einwand kühn entgegen.

Vor allem, wenn die Verfechter des Krieges einiges Schamgefühl besäßen, würden sie nicht vom Elsaß sprechen. Denn die Eroberung dieser Provinzen — und ihre Unterwerfung — sind das Ergebnis des Krieges. Der Krieg ist es vor allem, der dieses furchtbare Unrecht geschaffen hat! Der Krieg ist es, der zwei Millionen unserer Landsleute einer Nation unterworfen hat, die sie nicht lieben! Der Krieg ist es, der es geschehen ließ, daß freie Menschen wie Sklaven verhandelt wurden. Und abermals war es der Krieg, der hier, wie überall und immer, der große Verbrecher war. Wenn ich den Krieg nicht schon haßte, weil er ein blutgieriges, Verwesung verbreitendes Ungetüm ist, so würde ich ihn noch tausendmal stärker hassen, weil er die Ursache einer Kette von Leiden unserer Brüder im Elsaß ist.

Man sagt: „Es ist wahr, der Krieg hat uns Elsaß-Lothringen geraubt; aber der Krieg wird sie uns wieder geben.“

Wohlan, lassen wir diese Hypothese gelten.

Denken wir uns einen großen Krieg, denjenigen, welchen man seit sechsunddreißig Jahren nicht zu erklären wagt. Man wird zugeben, daß es im Reich der Möglichkeit liegt, daß nicht wir die Sieger bleiben und daß durch diesen fürchterlichen Zukunftskrieg Frankreich vollkommen aufgerieben und fast vernichtet werden könnte. Dann würde man eine Entschädigung von 20 Milliarden zahlen müssen, würde die Champagne, Flandern, Algier und Cochinchina abtreten müssen, ohne den Verlust einer Million von tapferen Leuten mitgerechnet. Das würde das Ende Frankreichs bedeuten.

Das ist eine der beiden angenommenen Möglichkeiten, ernst genug um darüber nachzudenken.

Die andere Hypothese ist dafür wohl recht verlockend? Gemach!

Setzen wir den Fall eines Sieges voraus. Und weiter? Wir werden Elsaß und Lothringer zurückerhalten und vielleicht sogar andere und widerrechtlich angeeignete Rheinländische Gebiete.

Und weiter?

Das Weitere wird die Vorbereitung zu einem neuen Kriege sein, möglicherweise noch schrecklicher als der frühere; denn Deutschland, das in weiteren zwanzig Jahren neue Allianzen ge-

schlossen, neue Armeen aufgestellt, Festungen und Kanonen gebaut haben wird, wird von neuem den endlosen Kampf aufnehmen. Es wird ein abermaliges Hazardspiel sein.

Und das wird so weitergehen. Nach einem siegreichen ein verlustreicher Krieg. Dann beginnt man wieder und beginnt abermals. Ohne Hoffnung auf das Ende all des Jammers wird man an dem blutigen Gewebe des Hasses weiter weben, das die Geschichte dieser beiden Staaten darstellt. Und Jahrhunderte hindurch wird die unselige männliche Jugend sich an der Arbeit des Militarismus verbluten, wenn sie nicht schon früher an den beiden Ufern diesseits und jenseits des Rheins zu Tausenden verkommen ist. Das ist das beglückende Ideal, das man uns sehen läßt. Das ist die herrliche, großartige Aussicht der Zukunft, welche die Patrioten an beiden Gestaden des Rheins erträumen. Gäbe es keinen anderen Ausweg, man könnte darüber verzweifeln, ein Mensch zu sein.

Glücklicherweise ist der Traum von endlosen, nutzlosen Metzeleien nicht der einzige mögliche Ausgang. Der Krieg, der die Unterwerfung des Elsaß herbeiführte, wird nicht wieder zu seiner Befreiung dienen. Das Weltgewissen Europas, das sich von Tag zu Tag mächtiger offenbart, wird die richtige Lösung bringen, und das wird die friedliche, die einzig dauernde sein.

Hoffen wir, daß der gegenwärtigen Anarchie ein geordneter Zustand folgen werde; die internationale Gerechtigkeit. Die Besiegten werden ihre Stimme erheben können. Dann wird diese Stimme gehört werden, während heute die Unterdrückten, die die Schwächeren sind und schweigen müssen, um nicht noch stärker unterdrückt zu werden; denn heute haben die Kanonen das Wort — und nicht das Recht.

So ist denn vom Gesichtspunkte Frankreichs, wie vom rein menschlichen — und diese beiden decken einander fast immer — die Einführung einer anderen Gesetzeskraft als der der Anarchie und des Blutvergießens im höchsten Grade wünschenswert.

Elsaß durch Krieg zurückzunehmen, hieße unsere nationale Existenz aufs Spiel setzen, und selbst im Falle eines Erfolges nur einen vorübergehenden Triumph zu erlangen und sich endlose Repressalien zuzuziehen.

Im Gegenteil — und es ist fast naiv es auszusprechen — die Einsetzung des Rechtes wird den Sieg der gerechten Sache sichern.

Da ich der Frage von Elsaß-Lothringen Erwähnung tat, habe ich auch die Pflicht einen Ausspruch von Ch. Renouard anzuführen, den er im Jahre 1872 vor dem Kassationshof getan hat. Den Einfluß, den Ch. Renouard, mein Großvater auf mich ausgeübt hat, war für meine Denkweise so richtungsgebend, daß das vorliegende Buch nach einem Zeitraum von vierzig Jahren in gewisser Hinsicht ein Echo des Gedankenganges meines Ahnen genannt werden kann. Kaum ein Jahr nach Abschluß des Frankfurter Friedens, wagte er es, folgende Worte auszusprechen, die ein Programm für den wahren Patriotismus bilden:

„Wir, die Besiegten von gestern, wagen wir angesichts der ganzen Welt, der Zeugin unserer schmerzlichen Niederlage, hinauszurufen, und möge die Nachempfindung unseres verwundeten Stolzes uns die ewigen Wahrheiten des Verstandes nicht trüben: der Friede ist gut, der Krieg ist Verbrechen. Unser heißgeliebtes Vaterland kann kein besseres Zeugnis seiner Wiedergeburt ablegen, als daß es die Gefühle der Rache der Sache der Zivilisation zum Opfer bringt. Möge es verschmähen, von der Gewalt die erwartete Revanche zu verlangen; seiner viel würdiger ist es, von der Vorherrschaft des Rechtes die Heilung seiner Wunden und die Rückgabe aller seiner Kinder zu erhoffen“.

6. Opportunistische Einwände.

Es bleibt noch ein letzter Einwand der Parteigänger des Krieges, ein Einwand praktischer Art, der es verdient, gehörig beleuchtet zu werden; denn — das müssen wir zugestehen — dieser ist ernster zu nehmen als die vorhergegangenen. Wohl glauben wir, daß auch diese Rechnung am Schluß nicht stimmen werde. Aber wenigstens sind diese letzten Einwände nicht so erbärmlich wie die früheren, bezüglich der zivilisatorischen und moralischen Tugenden des Krieges vorgebracht. Es handelt sich darum zu ergründen, ob wir, indem wir für den Frieden kämpfen, nicht unser Vaterland dem Unheil des Krieges, dem Ruin und dem Zerfall aussetzen. M. Goblet hat dies in gemäßigten und energischen Worten gut ausgeführt. Indem er zugleich seine Liebe zum Frieden bekundet, sagt er:

„Der wahre Patriotismus besteht darin, die Herzen der neuen Generation nicht zu entnerven und zu verweichlichen durch die Behauptung, der Krieg sei in der Zukunft unmöglich, und indem man sie den Pflichten entfremdet, die das Heil des Vaterlandes ihnen auferlegen könnte.“ (Aus der Vorrede zum Buche von Bacquillon: *La crise du patriotisme à l'École*, 1905, XII).

Vor allem — es sei dies noch einmal wiederholt — hatten wir bei der Niederschrift dieses Buches keineswegs die Absicht, ein Werk zeitgenössischer Politik für die Franzosen von 1907 zu veröffentlichen.

Unser vielleicht zu hochfliegender Ehrgeiz ist es, hier auszusprechen, was an sich selbst wahr, an sich selbst gerecht ist. Was hier in französischer Sprache gesagt wird, könnte ebenso gut im Deutschen, Englischen oder Italienischen ausgesprochen werden, ohne daß ein einziger Gedanken beigefügt oder weggelassen zu werden brauchte.

Wir wenden uns nicht bloß an die Franzosen, sondern an alle Zeitgenossen, an alle denkenden Menschen. Wir möchten sogar — wahrscheinlich wird diese Absicht als zu weitgehend befunden werden, allein sie entspricht unseren Hoffnungen — der zeitgenössischen Meinung vorauslaufen und Wahrheiten aussprechen, die, wenn auch heute noch verkannt, morgen anerkannt sein werden.

Mit anderen Worten, wir verfechten einen Gedanken, den wir für wahr halten, ohne uns um praktische, politische oder anderweitige Konsequenzen zu kümmern, die daraus entstehen können. Man erzählt, Fontenelle habe versichert, daß, wenn er auch alle Wahrheiten in seiner Hand hielte, er sich dennoch hüten würde, die Hand zu öffnen. Unser wissenschaftlicher Beruf gestattet uns keine so kühnen Paradoxen. Von dem Augenblicke an, daß eine Sache als wahr erkannt ist, ist sie auch gut. Die Folgen der Wahrheit können nur wohlthätig sein. **Nur die Lüge ist gefährlich.** Das Falsche ist immer schlecht und es gibt keinen Irrtum, dessen Verbreitung und Lehre zum Heil gereichte.

Es handelt sich also darum zu erkennen, nicht ob es gefährlich ist den Krieg zu bekämpfen, sondern vielmehr ob der Krieg widersinnig ist, denn die höchste Gefahr, schrecklicher als jede andere, ist die, als Haupteinschlag in unserem sozialen Leben eine wider-

sinnige Institution aufrecht zu erhalten und die ganze Menschheit der Gegenwart und Zukunft unter das Joch einer Torheit zu beugen. Das ist die wahre, die einzig richtige Frage; eine andere gibt es nicht. Man darf ein philosophisches Buch – wir fürchten uns nicht, diesen Ausdruck zu gebrauchen – nicht mit einem Gesetzesvorschlag verwechseln. Unsere Absicht ist es durchaus nicht, ein Abrüstungsgesetzesvorschlag, das morgen in Kraft treten soll, noch den Kindern in den Vorbereitungsschulen beizubringen, daß es kein Vaterland zu verteidigen gibt und der Militärdienst verweigert werden solle. Mögen Diplomaten, Offiziere, Gesetzgeber, Abgeordnete und Lehrer dieses Werk lesen, wir wünschen es; doch wir brauchen uns darüber keine Sorgen zu machen, welche praktische Folgerungen sie daraus ziehen werden. Wir sagen einfach die nackte Wahrheit, das heißt, daß der Krieg ein Übel ist und daß unsere zivilisierte Gesellschaft das Üble nicht zu ihrer Grundlage machen darf.

Und wir sind davon durchdrungen, daß dieser Satz als Wahrheit gelten müsse in Berlin wie in Paris, in Rom wie in London, in Tokio wie in Petersburg, daß er als Wahrheit gelten müsse im Jahre 1907, wie 1807, und es sein wird in 2007. Volksvertreter, Minister, Generale, Gesandte und Lehrer, sie alle haben praktische Pflichten zu erfüllen und besondere Missionen, die darin bestehen, ihre Taten den gegenwärtigen Zeitverhältnissen anzupassen. Uns kommt es nicht zu, ihnen ihre Pflichten zu diktieren, noch sie darüber zu belehren, was heute zu geschehen habe. Wir haben uns eine andere Mission auferlegt: das auszusprechen, was wir für Wahrheit halten.

Vor allem immer und überall die Wahrheit! Nun denn, es gibt eine Wahrheit, eine glänzende, leuchtende, ihr Licht überall hin versendende Wahrheit, die ist: daß der Krieg widersinnig und barbarisch ist. Und die sollten wir nicht laut hinausrufen? Und man hält es für weise, diese Wahrheit mit großem Schweigen zu umgeben, man verlangt von uns, sie furchtsam zu verhüllen! Unter dem Vorwand, daß diese Wahrheit den Mut schwäche, fordert man uns auf, uns Männer, die wir die Kühnheit haben selbständig zu denken, wir sollen trachten diesen Riesenirrtum aufrecht zu erhalten durch unser mitschuldigendes Schweigen und es nicht versuchen, uns zu befreien aus dieser Hölle von Blut und Tränen, in welcher die Menschheit sich seit Jahrhunderten abquält!

Ein jeder Schriftsteller müßte als recht armseliger Wicht erscheinen, wenn er, aus eingebildeter Vorsicht, seine Gedanken nicht zu Ende denken und nicht von dem, was er für wahr hält, Zeugnis ablegen dürfte.

Nachdem wir dieses ausdrücklich ausgesprochen haben, wollen wir einmal untersuchen, wieso man die Franzosen dem Überfall, der Zerstückelung und den schlimmsten Katastrophen preisgibt, wenn man vom Frieden redet, den Frieden **predigt**.

Das könnte nur der Fall sein, wenn die pazifistische Propaganda sich gerade nur auf Frankreich beschränkte und der internationale Friedens- und Schiedsgerichtsgedanke nicht auch in anderen Ländern gepflegt würde.

Zum größten Glück ist dem jedoch nicht so. Überall wird die pazifistische Bewegung mit unüberwindbarer Energie von hingebungsvollen Männern verbreitet, deren Freund zu sein wir uns glücklich schätzen, und es hieße Deutsche, Engländer, Italiener u. s. w. verleunden, wenn man glauben würde, es gäbe unter ihnen nicht auch, wie unter uns, eifrige Verfechter dieser heiligen Sache.

Möglich, daß diese Propaganda in Frankreich tatkräftiger sei als anderswo, denn allgemeine und großzügige Ideen und Bestrebungen finden in Frankreich allzeit starken Widerhall. Wir Franzosen sind — was auch dagegen gesagt werden möge — Idealisten und Theoretiker. Die Aufnahmefähigkeit für Rechts- und Gerechtigkeitsbegriffe ist in der französischen Volksseele sehr entwickelt, sodaß man sicher sein kann, auf Verständnis zu stoßen, wenn man mit Kraft den Frieden verteidigt. Aber wir haben nicht das Monopol für Gerechtigkeit und es bestehen bloß gewisse Nuancierungen zwischen der Friedensbewegung Frankreichs und der übrigen Staaten. Vielleicht ist es nur eine Illusion zu glauben, sie sei bei uns stärker als anderswo. Auf den Friedenskongressen, die sich alljährlich versammeln, teilen wir die Arbeit. Die Franzosen haben die Aufgabe zu Franzosen vom Frieden zu sprechen, die Deutschen zu Deutschen, die Italiener zu Italienern u. s. f. Und wir haben nicht die törichte Eitelkeit uns einzubilden, daß nur die Franzosen allein pazifistische Propaganda treiben, während unsere deutschen, italienischen und englischen Freunde untätig bleiben. Das liegt uns fern. Wir wissen, daß sie alle arbeiten wie wir, möglicherweise sogar noch mehr; und der Ausweis des internationalen

Friedensbureaus gibt uns jede Woche Rechenschaftsbericht von der Rührigkeit der pazifistischen Bewegung, die eine durchaus universale ist. Ich gehe noch weiter. Wenn auch nachgewiesen würde, daß die Worte internationalen Friedens in Frankreich ein stärkeres Echo weckten als in Deutschland oder England, so würde uns das nicht besorgt machen; denn die Geschichte lehrt, daß die Emanzipations- und Fortschrittsgedanken, die in Frankreich ihren Ursprung haben, schließlich die ganze Welt erobern. Das würde uns beweisen, daß die geistige Evolution Frankreichs jener von Deutschland und England vorausseilt. Das wäre kein Grund, sich darum zu ängstigen oder zu schämen. Man sagt uns: „Würde der deutsche Kaiser den Krieg erklären, so würden alle Deutschen ohne zu zögern gegen uns zu Felde ziehen.“ Das ist ja selbstverständlich. Aber glaubt man denn, daß, wenn Frankreich Deutschland den Krieg erklärte, die französische Armee, in der alle jungen, tauglichen Franzosen dienen, nicht auch mobil gemacht werden würde, sodaß im Falle eines solchen Krieges alle Deutschen gegen Frankreich und alle Franzosen ebenso einmütig gegen Deutschland marschieren würden?

Es ist merkwürdig zu konstatieren, daß während Goblet und andere uns vorwerfen, wir desorganisierten durch unsere pazifistischen Ausführungen die nationale Wehrkraft, Herr von Bülow im Reichstag den Sozialisten vorwirft, daß sie nicht tun wie die Franzosen, die, wenn auch politisch gespalten, sich zu einer kompakten Masse zusammenschlossen im Falle eines Krieges mit dem äußeren Feind.

Demgemäß ist es offensichtlich, daß die pazifistische Propaganda sich nicht allein auf Frankreich beschränkt. Sie ist in anderen Ländern eben so eifrig und erfolgreich und wir geben uns der Hoffnung hin, daß unsere gemeinschaftlichen Bemühungen ihre wohltätigen Einflüsse auf alle Staaten ausüben werden, die der Militarismus zu Grunde richtet.

Wie alle einfachen und gerechten Gedanken, wird der Gedanke der Notwendigkeit des Friedens und der internationalen Gerechtigkeit sich über die ganze Welt verbreiten. Wenn man sich von den Fortschritten überzeugen wollte, die diese edle Bewegung z. B. in Italien und England gemacht hat, dann dürfte man nicht mehr sagen, Frankreich sei das einzige Land, wo der pazifistische Gedanke zu Ehren komme.

Wo findet man übrigens in unseren Schriften, die leider unrichtige Behauptung ausgesprochen, daß jeder Krieg von nun an unmöglich sei? Noch nie haben wir gesagt, daß der Zustand des bewaffneten Friedens zu Ende gehe. Leider sehen wir auf allen Seiten die Zunahme der Rüstungen, das Bestehen des Völkerrasses, das Säen von Zwietracht durch die Tagesblätter, so daß uns der Friede noch sehr ungewiß erscheint, trotz unserem Optimismus. Wir verlangen also nicht die Abrüstung. Wir wollen die Tapferkeit nicht lähmen, noch blaue Wunder vom ewigen Frieden der Menschheit erzählen. Es ist die Zukunft, auf die wir hoffen. Die Gegenwart kann uns nur mit Besorgnis erfüllen. Keiner von uns ist blind genug, um den Völkern zuzurufen: die Waffen nieder! bevor noch ein internationales Staatentribunal errichtet ist.

Bis wir die Herrschaft des Rechtes eingesetzt haben werden, wollen wir rufen: „Die Waffen nieder!“ Wir verkündigen nicht die Abrüstung, sondern das Rechtsverfahren.

Und da will man behaupten, daß diese Liebe zur Gerechtigkeit dahin führen solle, den Mut zu entnerven, die nationale Wehrfähigkeit zu lähmen!

Gerade das Gegenteil davon muß allen Leuten einleuchten, die nicht voreingenommen sind. Eine friedliche Nation, eine Nation, die den Frieden liebt und den Frieden will und ihre Nachbarn nicht attackiert, wird nicht geneigt sein, eine ungerechte Kriegserklärung geduldig hinzunehmen. Erst in jüngster Zeit genossen wir das Schauspiel eines Volkes, das den Frieden über alles liebte und doch kraftvoll einen Krieg durchgeführt hat. Das einfache und arbeitsame Bauernvolk der Boeren hat bewiesen, was eine kleine, friedfertige Bevölkerung von einer halben Million Menschen gegen den Angriff eines großen, hundert Millionen zählenden Volkes vermag. Drei Jahre hindurch haben diese friedlichen, harmlosen Bauern die kolossale englische Großmacht in Schach gehalten. So würden die Franzosen, wenn sie — jeder Wahrscheinlichkeit entgegen angenommen — von deutscher Seite angegriffen würden, im Kriege um so schrecklicher sein, weil bei ihnen die Liebe und der Wille zum Frieden in hohem Maße vorherrschen.

Aber nicht in dieser Weise wird die Frage liegen. Denn es ist gewiß, daß kein Herrscher, ob Kaiser oder König, so wahn-

sinnig waghalsig sein wird, Frankreich in seiner Unabhängigkeit und seiner Existenz zu bedrohen; und es geschieht nur zur Unterstützung ihrer Sache willen, daß die Nationalisten das Gespenst eines Überfalls vorführen.

Was die zweifelhaften Fälle, die Vorwände zum Kriege sein können, betrifft, müssen sie mit allem Mut zurückgewiesen werden. Möge es sich um Fachoda, Mytilène oder Marokko handeln, so darf man darin nichts anderes erblicken, als diplomatische Streitfragen, die geeignet sind, am grünen Tisch diskutiert zu werden und die verschiedenartigsten Lösungen gestatten, von denen eine jede annehmbar sein wird, wenn sie auf friedlicher Grundlage beruht. Einige Quadratkilometer mehr oder weniger, wiegen das Blut eines kleinen französischen Soldaten nicht auf. Die heftige Entrüstung der Freunde Goblets ist wohl darauf zurückzuführen, daß, wenn das pazifistische Empfinden bei der großen Majorität des Volkes vorherrschte, man die patriotischen Gefühle nicht länger so stark wird erregen können, um einen Streit zu provozieren, noch sie für Dinge von geringer Bedeutung aufschäumen lassen.

Auf die Gefahr hin als „Vaterlandsloser“ zu erscheinen, wünschen wir keineswegs, daß Frankreich sich in einen Kampf stürze um das europäische Gleichgewicht aufrecht zu erhalten. Wir glauben nicht, daß es eine glückliche Eingebung gewesen ist zu verhindern, daß ein Hohenzollern König von Spanien werde. Als Deutschland verlangte, daß die marokkanische Frage durch eine internationale Konferenz geregelt werde, hatte es eigentlich tausendmal recht, obwohl dies auf schroffe und unhöfliche Art geschah. Solche internationale Abmachungen sind vorzüglich und es ist erstaunlich, daß man nicht sofort begriffen hat, daß die friedliche Beilegung der strittigen Frage im Interesse aller Beteiligten gelegen sei.

Es heißt nicht die nationale Verteidigung schwächen, wenn man für die Entwicklung des Rechtsgefühls sorgt, und das Schiedsgerichtsverfahren fördert. Denn an jenem Tage, an dem eine ganze Nation, ihrem Rechte vertrauend, das Schiedsgericht verlangte, dieses aber vom Gegner abgelehnt würde, wird eine edle Entrüstung alle Gewissen bewegen und der Antrieb zum Siege wird unüberwindlich sein.

Was jedoch die anrühigen Unternehmungen betrifft, die Schuldforderung Fubini und Jecker, die dynastischen Mitbewerbungen, die Kriege um die Vorherrschaft, die Eroberungs- und Angriffskriege und alle jene elenden Konflikte, die in der Vergangenheit Ursache zu blutigen Kriegen gegeben; diesen gegenüber wird eine wahrhaft friedfertige Nation unempfindlich bleiben. Man wird sie nicht zum Abmarsch bringen, nicht zu dem Rufe: à Berlin! treiben können, wie in den Julitagen von 1870, und wenn man uns vorwirft, eine solche Geistesrichtung herbeigeführt zu haben, rühmen wir Pazifisten uns dessen mit Stolz und nehmen unseren Anteil der Verantwortung dafür in Anspruch.

Und nun nehmen wir noch einmal die verschiedenen Einwände und deren Widerlegung durch:

1. Der Krieg beruht auf wissenschaftlichen Gesetzen, er ist das Bild des Kampfes der Tiere gegeneinander.

Nein; denn zwischen den Tieren gibt es bloß den Kampf der einzelnen Individuen. Nein; denn der Krieg verursacht die umgekehrte Auslese. Nein; denn die Zivilisation hat die Gerechtigkeit geschaffen, den Moralbegriff der eine Spezialität des Menschen und den Tieren unbekannt ist.

2. Der Krieg war ein Werkzeug des Fortschrittes.

Nein; denn jeder Fortschritt hat sich auf friedliche Art vollzogen. Und wo er einmal durch Krieg herbeigeführt wurde, da wars, weil der Krieg ihn bekämpft hatte.

3. Ohne Krieg verliert ein Volk seine Moral, seine Ehre, seinen Mut.

Nein; denn Mut ist keine ausschließlich kriegerische Tugend. Nein; denn ein Mut, der widersinnigen Zwecken dient, ist nicht bewunderungswürdig. Nein; denn der Krieg entwickelt den Blutdurst und die Raubgier. Nein; denn Reichtum, Macht, Einfluß und Größe eines Volkes sind nicht die Ergebnisse seiner militärischen Macht.

4. Ohne Krieg gäbe es den Begriff „Vaterland“ nicht.

Nein; denn die Kriegsgegner wünschen ihrem Vaterland den Frieden, das ist das Glück; die Gerechtigkeit, das ist die Ehre. Nein; denn man kann sein eigenes Vaterland lieben, ohne deshalb das Vaterland anderer zu hassen.

5. Die Entwicklung des pazifistischen Gedankens wird uns ohnmächtig gegen fremde Angriffe machen.

Nein; denn die Wahrheit muß unter allen Umständen verkündet werden. Nein; denn ein friedliebendes Volk wird immer mächtiger, daher mehr zu fürchten sein, wenn es ungerechterweise angegriffen wird. Nein; denn der pazifistische Gedanke findet in allen Ländern, ebenso wie in Frankreich seine Verbreitung.

Folglich ist der Krieg ein Übel. Er ist eine Geißel wie Cholera, Tuberkulose oder Pest. Also ist es unsere Pflicht, ihn zu bekämpfen.



III.

Unterricht und Sitten.

1. Militärischer Geist.

Nichts ist bezeichnender für das Überwiegen des militärischen Geistes als ein Blick auf unser Unterrichtswesen und unsere Sitten.

Was den Unterricht betrifft, so haben wir die römischen Traditionen angenommen. Wir haben hier nicht zu untersuchen, bis zu welchem Grade der Kultus und die Pflege des Lateinischen mit unserer modernen Zivilisation in Einklang zu bringen sind und inwiefern sie als die beste Schule für die Ausbildung der Kindes- und Jünglingsseele betrachtet werden dürfen. Es ist hier nicht der Ort, diese ernste Frage anzuschneiden. Wir wollen bloß bestätigen, daß man durch Erläuterung und Betrachtung der lateinischen Autoren den militärischen Geist in intensivster Weise großzieht.

Es gibt in Titus Livius, Cornelius Nepos, Sallust und Virgil keine öfters wiederholten Gemeinplätze, als das Lob der kriegerischen Dinge. Da gibt es nichts anderes als: Schlachten, Lager, Reiter, Heere, Zersprengung, Belagerung, gelegte Fallen, Feinde. Die Worte, welche sich unablässig wiederholen, sind: castra, insidiae, pugna, avies, oppidum, certantes, hostis, miles vincere. Das Wort bellum kommt auf jeder Seite des de Viris oder des Selectae vor, selbst in der Aeneide. Die Kommentare Cäsars, das Leben Alexanders, von Quintus Curtius; der afrikanische Krieg von Sallust, das ist es, was man der Jugend gibt, um in den jungen Herzen den Gerechtigkeitsgedanken zu wecken.

Dennoch entspricht unserem Gerechtigkeitsideal nichts weniger als der Geist der Römer. In den Zeitepochen vor Augustus, gab es eine Reihe von kühl methodisch ausgeführten Eroberungen,

Metzeleien und Unterwerfungen. Unfähig zur Pflege der Künste, Wissenschaften und Industrien, lebten die alten Römer von den Plünderungen anderer Völkerschaften. Durch List ebenso wie durch Gewalt haben sie zuerst Italien unterjocht, dann kam Karthago an die Reihe, dann Iberien, Gallien, Griechenland; sodann Asien und Ägypten. Sie haben vom Kriege gelebt und alle ihre Einrichtungen waren für den Krieg gemacht. Auch kannten sie keinen andern, edlern Beruf als das Waffenhandwerk. Höchstens zeigten sie ausnahmsweise einige Neigung für den Ackerbau, wenn auch ohne besonderen Eifer. Aber im Grunde waren die alten Römer ein Volk von Soldaten, das geschickt für Plünderungen ausgebildet war.

Später haben sich die Dinge geändert. Unter den Imperatoren sind die Armeen Söldnerheere geworden; die Korruption und der Luxus, diese illegitimen Früchte der Eroberungen, haben die Eroberungen selbst ersetzt.

Aber die ganze lateinische Literatur hat durch die natürliche Reaktion gegen die gelockerten Sitten des Jahrhunderts das Loblied des alten kriegerischen Roms besungen. Die rohen und soldatischen Bräuche von ehemals wurden zu den Wolken erhoben; es sind dies jene Apologien des Krieges und der antiken kriegerischen Strenge, die man unserer Schuljugend zur Betrachtung übergibt.

Der alte Horatius, Mucius Scävola, Coriolan, Decius, Regulus, Cato, Marius Silla, Cäsar — unsere Knaben mit 15 Jahren dürfen über die Heldentaten auch der geringsten dieser Persönlichkeiten nicht in Unkenntnis sein; sie müssen die Zahl der Feinde angeben können, die diese in Stücke gehauen haben, während über gewisse wichtige geschichtliche Fakten eine vollständige Unwissenheit ganz verzeihlich ist. Namen wie Bolivar, Lincoln, Garibaldi, dürfen ihnen unbekannt sein, ebenso Namen wie Jenner, Stephenson, Volta, Parmentier; aber der Heroismus eines Curtius, die Großmut eines Fabritius müssen sie kennen.

Unser ganzer literarischer Unterricht beruht auf der lateinischen Sprache. Und doch wirken alle lateinischen Autoren militärisch und militarisierend, selbst Tacitus und Cicero.¹⁾ Daher die vollkommen

¹⁾ Man muß hier selbstredend Lukrez ausnehmen. Horaz und Sueton wirken erziehlich unbedeutend.

militärische Richtung, welche zuerst die sich entwickelnde Intelligenz erhält.

Eigentlich — und das ist kein Trost für uns — herrscht allenthalben dieselbe lateinische **Bellomanie**, in Italien wie in Deutschland, in England wie in Frankreich. Glücklicherweise besitzt sie auch ein Correctif, das ist, daß der Freiheitsgedanke sich vielfach dem Gedanken von Krieg und Eroberung zugesellt. Jedoch sind die hochtönenden römischen Freiheitsphrasen einigermassen im Wert gesunken, seit dem Mißbrauch, den Robespierre damit getrieben hat: „Tyrrannen, steigt hinab in den Sarg!“ und sie erscheinen nicht recht zweckentsprechend, um in der Jugend liberale und republikanische Ideen zu wecken. Im Grunde ist also der leitende Gedanke, der die Welt beherrscht, der Kriegsgedanke und es ist unmöglich, daß er im Gedächtnis der Kinder, die durch römische Meister denken lernen, nicht tiefe Spuren zurücklasse.

Das Studium der griechischen Welt würde ganz andere Gesichtspunkte eröffnen. Nicht, daß etwa hier die militärischen Dinge nicht auch in hohem Ansehen stünden. Aber der Reichtum der griechischen Literatur ist so groß, daß sich eine reiche Auslese treffen ließe, ohne die lästige lateinische Monotonie zur Verherrlichung der Kriege befürchten zu müssen. Sicherlich ist Homer der erste Sänger des Krieges; aber es ist Poesie, die machtvollste und fruchtbringendste Poesie, die von Menschen je gesungen wurde und die Kämpfe um Troja stehen unseren Sitten zu fern, um tatsächliche Kriegswut in der Art eines Ajax und Achilles zu entflammen. Da gibt es Sophokles und Aeschilos, Plato, Aristophanes, Epiktet und Herodot und eine solche Fruchtbarkeit in der Dialektik, von Erfindung in Drama, von Tiefe des Gedankens, daß man schlecht beraten wäre, wenn man nicht hier seine Meister suchen wollte. Aber man studiert das Griechische nicht mehr (in Frankreich) und es ist nicht wahrscheinlich, daß man darauf zurückgreifen werde, sodaß aller weiterer Unterricht auf den römischen Geist beschränkt bleibt. Glücklicherweise wird dieses Studium des Römischen durch den Unterricht im Französischen ausgeglichen. Schon das Lesen und Kennenlernen der Schriftsteller des XVIII. Jahrhunderts zeitigen eine ganz andere Gedankenrichtung. Pascal, La Bruyère, Racine und Fénelon, ja selbst Corneille sind wahrhaft moderne Autoren, so römisch sie

sich auch gebärden und dabei ritterlich und großmütig, wie es die Söhne Roms niemals gewesen. Im großen und ganzen gäbe es Raum genug für freiheitliche Gedanken in unserem XVII. Jahrhundert, wollten die Lehrer ernstlich keine römisch denkenden, sondern modern französisch denkende Geschöpfe heranbilden.

In den Vorbereitungsklassen ist nicht das Lateinische die Basis des Unterrichts, sondern die Weltgeschichte. Die vaterländische Geschichte war bis in die jüngste Zeit auch wohl nichts anderes, als die Lobpreisung großer Kriege. Wir wissen zwar, daß bei uns große Fortschritte gemacht worden sind und daß die Erzieher von heute anderes lehren, als die Daten und Aufzählungen großer Schlachten.

Leider ist dem nicht so in anderen Ländern. In Deutschland ist der den Kindern beigebrachte Unterricht in der Schule vorwiegend militaristisch und wird mit dem Namen „patriotisch“ verziert. Da wird für alles Unheil, das seit 200 Jahren über das unglückliche Deutschland hereingebrochen ist, der Erbfeind, der Franzose verantwortlich gemacht und in den Schulaufsätzen verherrlicht man mit Vorliebe die Siege der Hohenzollern, von Roßbach, Waterloo und Sedan.

So ist es auch ehemals in Frankreich gewesen, vielleicht ist auch heute noch dieser militärische Geist nicht ganz aus unseren Schulbüchern verschwunden.

Die Schlachten und Siege werden mit kraftvoller Breite behandelt, der militärische Mut wird auf Kosten anderer Großtaten, die kaum zu Sprache kommen, gepriesen. Denn die Bauernlummel, Rüppel, Handwerksleute gelten nicht, sind nicht würdig in den Annalen der Geschichte verzeichnet zu werden. Der Heroismus der alten Garde bei Waterloo, der Opfermut des Chevalier d'Assas, die Tapferkeit der Jeanne d'Arc, die prunkvollen militärischen Spaziergänge Ludwigs des XIV., die Reiterstücke Franz I. und die kolossalen Massenmorde Napoleons, das war die geistige Nahrung, die man allein der Einbildungskraft der französischen Jugend vor fünfzehn Jahren dargeboten hat.

Man möge recht verstehen, was wir hiermit sagen wollen. Wir wollen nicht aburteilen, wir möchten bloß bestätigen. Wir wollen nur klarlegen, daß unsere Zivilisation, ob mit Recht oder

Unrecht, vorwiegend eine militärische ist. Um den Beweis dafür zu erbringen, haben wir auch gezeigt, daß die kriegerische Geschichte mit größerer Vorliebe und mit mehr Nachdruck gelehrt wird, als alles übrige der Geschichte. Die Züge von Soldatenmut sind als die schönsten und nachahmenswertesten hingestellt. Niemals wird auch nur durch ein einziges Wort dem Kinde klar gemacht, daß diese Züge kriegerischen Mutes, so bewundernswert sie auch sein mögen, aus einer namenlosen Begriffsverwirrung der Menschen hervorgegangen sind.

Es sei uns ferne, Bravour und Mut in Verruf bringen zu wollen, aber sagen und lehren muß man, daß diese Gattung von Mut und Bravour einer unhumanen Auffassung entspringt.

Wenn man es öffentlich zu erklären wagte, daß der Mensch des Menschen Feind sei, und der Kampf gegen den Menschen das hervorragendste Gesetz jeder Gesellschaftsordnung — dann ist nichts dagegen einzuwenden. Dann muß die ganze Intelligenz und moralische Kraft darauf gerichtet sein, den Menschen zu bekämpfen. Es gäbe dann keine zwingendere Pflicht, kein edleres Beispiel. Aber — sobald der Begriff vom Bekämpfen der Menschen untereinander als unbedingt widersinnig erkannt wird, so werden wir richtig folgern müssen, daß solcher, an sich schöne Opfermut auf der falschen Grundansicht des Hassens und Bekriegens der Menschenbrüder untereinander beruht.

Ich möchte ein Beispiel anführen, das meine Gedanken noch klarer zum Ausdruck bringen soll. Man ist darüber einig — und zwar mit Berechtigung — daß der Bürgerkrieg besonders schrecklich und verabscheuungswürdig ist. Dennoch haben sich auch in den Bürgerkriegen wunderbare Beispiele von Mut, von Hingabe und herrliche Waffentaten zugetragen (wie z. B. in der Vendée). Indem der Historiker von diesen Heldentaten berichtet, unterläßt er es gewöhnlich nicht, sie als wahres Mißgeschick zu beklagen. Brüder, die ihre Brüder hinschlachten! Welch ein Jammer! Und er klagt und entrüstet sich. Gewiß mit vollem Recht.

Aber wo ist die Grenze zwischen dem Bürgerkrieg und dem Krieg gegen den äußeren Feind? Als Sparta Athen bekämpfte, war das Bürgerkrieg? Und die Schlacht bei Cheronea, da König Philipp, fast selbst ein Grieche, Griechenland vernichtet hat, war

das Krieg gegen den äußeren Feind oder Bürgerkrieg? Ist der Krieg zwischen Chili und Peru ein Krieg gegen den äußeren Feind zu nennen, wenn der zwischen den Nord- und Südstaaten Amerikas Bürgerkrieg heißt? Bayern und Sachsen zogen im Jahre 1866 gegen Preußen zu Felde: Bürgerkrieg oder Krieg gegen den äußeren Feind?

Man wird mir antworten, daß die Zeiten sich ändern, daß das, was im Jahre 1866 ein Krieg gegen den äußeren Feind gewesen, 1906 Bürgerkrieg wäre; daß, wenn heute Sparta, Athen und Theben einander den Krieg erklärten, dies ein Bürgerkrieg wäre, was auch von Burgund und der Normandie gelten würde, wenn sie gegeneinander kämpften wie im XIV. Jahrhundert.

Wenn man vom Bürgerkrieg spricht, müßte man also sagen: „Heute ist es ein Bürgerkrieg, also verwerflich. Aber vor 30, 100 oder vor 200 Jahren war es ein Krieg gegen den äußeren Feind, folglich geboten.“ Und man sollte noch hinzufügen: „Ein solcher, gegen den äußeren Feind gerichteter Krieg, der also legitim und bewundernswert ist, würde in hundert Jahren als Bürgerkrieg betrachtet, abscheulich und verwerflich sein.“ Das ist kein gar so schwer zu lösendes Rätsel.

Alles, was sich gegen den Bürgerkrieg vorbringen läßt, paßt auch im gleichen Maße auf den Krieg im allgemeinen, den Krieg gegen Fremde; denn man findet keine rechte Erklärung dafür, was den „Fremden“ eigentlich charakterisiert. Ist es die Religion? die Art der Regierung? die Sprache? die Rasse?

Die Theorie der Rassenverschiedenheit kann bezüglich der Völker Europas nicht aufrecht erhalten werden, denn sie sind so gemischt, daß sie ein Großes, Ganzes darstellen von ebenso großer Verschiedenheit, als Gleichartigkeit. Es ist ein stärkerer Unterschied zwischen einem Flamländer und einem Gascogner, als zwischen Flamländer und Holländer; ein stärkerer zwischen einem Piemontesen und Sicilianer, als zwischen Piemontesen und Provençal.

Was die Religion und Regierungsform betrifft, so wäre es, offen gesagt, doch lächerlich, von diesem Gesichtspunkte aus die Verschiedenheit der Nationen zu bestimmen.

Bleibt uns die Sprachenfrage, die allein einigen Anschein von Berechtigung hätte, um ein Charakteristikum der Nationen zu schaffen.

Doch auch das ist nur Schein; denn nichts gibt uns das Recht, diejenigen als Fremdlinge anzusehen, die nicht unsere Sprache sprechen. Die Elsässer, die deutsch reden, betrachten sich als Franzosen; die Schweizer, die zum Teile französisch, zum Teile deutsch reden, wollen Schweizer sein. Also könnten bloß diejenigen Kriege „gegen den äußeren Feind“ genannt werden, die zwischen Völkern von ganz verschiedenen Sprachen stattfinden. Man würde also die Moral nach der Linguistik bemessen.

In Wahrheit beruht der Unterschied, der gewöhnlich zwischen einem „abscheulichen Bürgerkrieg“ und dem geheiligten Krieg gegen „äußere Feinde“ gemacht wird – auf absolut gar nichts.¹⁾

Aber dergleichen wird in den Schulen weder verstanden, noch gelehrt. Vielleicht gibt es unter den Lehrern solche, die ähnlich denken. Aber es gibt keine, die es laut aussprechen würden. So wird denn in den europäischen Schulen von den Lehrern alles, was militärisch ist, in die vorderen Reihen gerückt, in der Weltgeschichte, in der Geographie, im Moralunterricht.

Ich wiederhole es noch einmal: ich maße mir nicht an, den Lehrplan ändern zu wollen, noch eine von der herrschenden verschiedene Unterrichtsmethode einzuführen. Es handelt sich mir bloß hier darum zu konstatieren, daß unsere zivilisierte, menschliche Gesellschaft den kriegerischen Gegenständen einen so breiten Raum gönnt.

Vielleicht sind es die Zeitbedürfnisse, welche unsere pädagogischen Bräuche leiten. Ich glaube es nicht und will weiterhin meine Ansicht mit zahlreichen Demonstrationen belegen. Auf alle

¹⁾ Diese Ausführungen über den Vergleich des Bürgerkrieges mit Krieg gegen Fremde werden vielleicht weniger umstürzlerisch erscheinen, wenn man erfährt, daß sie nicht von mir herrühren, sondern von dem Meister des Gedankens, von Chateaubriand: „Es ist beklagenswert, das Eigentum unseres Nachbarn plündern und verwüsten zu müssen. . . . Aber ist es, ehrlich gestanden, etwa humaner, die Familie des deutschen Bauern niederzumetzeln, der uns fremd ist, der keinerlei Streit mit uns gehabt hat, den wir berauben, den wir reuelos töten, dessen Frau und Töchter wir ohne Gewissensbisse entehren, nur weil es eben Krieg gibt? Die Bürgerkriege sind weniger ungerechtfertigt, weniger empörend, weil sie natürlicher sind als die Kriege gegen Ausländer. Wie wären die zu rechtfertigen? Gewöhnlich fallen zwei Nationen übereinander her, weil ein König Langweile hat, ein Ehrgeiziger emporsteigen möchte, ein Minister den andern zu verdrängen sucht. Es ist höchste Zeit, mit diesen alten Gemeinplätzen aufzuräumen.“

(La Revolution de juillet 1830. Siehe auch Memoires d'outre-tombe.)

Fälle müßte man diesen Kultus militaristischen Geistes, der die Grundlage unseres ganzen Unterrichtswesens bildet, durch die einfache, ernste, unwiderlegliche Beweisführung der Tatsache korrigieren, daß der Krieg die größte aller menschlichen Torheiten ist.

Stellen wir uns einmal vor, die Menschen hätten durch Jahrhunderte ihre ganzen, wissenschaftlichen und erfinderischen Fähigkeiten darauf verwendet, eine kolossale Maschine zu erbauen, die das Wasser aus dem Meere 4 bis 5 Kilometer von der Küste entfernt, ausschöpfte, es dann zu einer beträchtlichen Höhe hinauftrieb, damit es sich wieder 2 Kilometer weit von der Küste über den Erdboden ergieße. Nehmen wir ferner an, daß der Wasserverbrauch in der Minute hunderttausend Liter beträgt. Man wird die riesigen Proportionen dieses Apparates bewundern, in Entzücken geraten über Treibwerk, Kolben und Ventile, über eine so kunstvolle Ausführung staunen und den Ingenieuren, welche die Pläne entworfen, den Regierungen, welche die Mittel dazu bewilligt und den Mechanikern, welche diese ungeheure Maschine in Gang gesetzt haben, wohlverdientes Lob spenden; aber während wir diese schöne Leistung bewundern, und die Anstrengungen würdigen, die sie hervorgebracht haben, werden wir zugeben müssen:

„Die Maschine ist wunderbar, aber offen gesagt, sie ist recht zwecklos.“

Nun, die kriegerische Werkätigkeit unserer heutigen Gesellschaft ist ebenso zwecklos, wie die jener Riesenpumpe.

Ja sie ist mehr als zwecklos, denn sie tut nebenbei böses. Etwa so, als wenn dieses mit großem Aufwand von Kosten und Mühe aus dem Meere geschöpfte Wasser über die Städte niederfiele, um Museen, Paläste, Bibliotheken, Kunstdenkmäler und Wohnhäuser zu überschwemmen. Man würde dann nicht mehr ausrufen: „Welch zweckloses,“ sondern „welch schädliches Werk!“ Und anstatt diese maßlose Arbeitsleistung zu bewundern, würde man den Ingenieuren und Mechanikern zurufen: „Haltet ein, ihr Unglücksmenschen! Ihr seid Zerstörer! Diese Maschine, die so viel Intelligenz, Mut und Arbeit gekostet hat, ist ein Fluch! Denn sie verbreitet nur Trostlosigkeit und Vernichtung!“

Nun also! So unheilvoll sie auch wäre, sie würde doch weniger Schaden anrichten, als es die Kriege taten. Es wäre nicht möglich,

daß ein solcher Mechanismus 500.000 Menschen in einem Monate ums Leben brächte und ganze Provinzen verwüstete. Man kann wohl nur bedauern, daß die Menschen, die ihre ganze Erfindungskunst dazu verwendet haben, um das Gebäude moderner Kriegsinstitutionen zu errichten, nicht lieber anstatt dieses ungeheuren, Unglück bringenden Apparates eine solche Meisterpumpe erbaut haben; denn sie wäre doch weniger absurd und unheilverbreitend, als der Militarismus.

Doch solche Wahrheiten werden vergebens gesagt.

Unsere ganze Unterrichtsweise widerspiegelt die mächtige Vorherrschaft militärischer Dinge innerhalb unserer gegenwärtigen gesellschaftlichen Einrichtung.

Unsere Bräuche geben davon ein noch klareres Bild. In allen Ländern, ohne Ausnahme, wird der Offiziersberuf als ein bevorzugter angesehen. Wir sind darin bei den Traditionen von Rom und dem Mittelalter stehen geblieben. Im alten Rom genossen Handelsleute, Handwerker und Künstler wenig Ansehen. Und niemals treten die Waffen vor der Toga zurück. Im Mittelalter waren zwei gesellschaftliche Gruppen von einander getrennt: auf der einen Seite die Edlen, auf der andern die Gemeinen. Die Edlen führten Krieg, die Gemeinen arbeiteten.

Im Grunde lebt unsere heutige Gesellschaft, so demokratisch sie sich auch gebärdet, nach denselben alten Vourteilen weiter.

In Deutschland sind alle Offiziere (größtenteils wenigstens) adelig und alle Adelligen sind Offiziere. Sie genießen Privilegien, welche, wenn auch nicht in einem Kodex eingetragen, darum doch nicht minder selbtherrlich sind. Daß sie eine Uniform tragen, verschafft ihnen allorts eine Art von Immunität oder doch mindestens eine Bevorzugung. Im Theater oder in der Eisenbahn, auf der Promenade, im Salon, muß das Zivil dem Militär den Vorrang lassen. Die Funktion und die Uniform eines Offiziers schaffen da eine wirkliche Kaste, die ihre Vorrechte besitzt und die sich von den andern Elementen des Volkes fernhält. Fern und über ihnen; denn sie hält sich für erhabener. Übrigens lehnt sich das Zivil nicht einmal gegen diesen gehorsamst hingenommenen Vorrang auf. Der Traum aller jungen Mädchen ist es, einen Offizier oder Unteroffizier, je nach den Standesverhältnissen, zum Manne zu

bekommen. Die Studenten, die nicht Offiziere sind, nehmen doch ähnliche Allüren an; sie haben Uniformen, Rappiere, besitzen militärische Satzungen und pflegen das Duell. Ein Offizier kann es sich gestatten, seine Schulden nicht zu bezahlen, er spricht in der Öffentlichkeit laut und kräftigen Tones. Er läßt sich durch niemand stören. Und wenn er höflich ist, bemüht er sich es merken zu lassen, daß diese Höflichkeit Herablassung ist, zu der er sich bequemt, um seine bevorzugte Stellung in der Gesellschaft zu betonen. Mit einem Wort: der Offizier genießt gesellschaftliche Oberhoheit.

In Frankreich, Italien, Rußland stehen die Dinge nicht viel anders. Das Prestige der Uniform ist unwiderstehlich. Es erzeugt Vorliebe zum militärischen Beruf, denn junge Leute begeistern sich leicht für etwas, das eine Art Oberherrschaft über andere bürgerliche Stellungen bedeutet. In den Lyceen Frankreichs wählen die begabtesten und fleißigsten Schüler die polytechnische Schule, und mit zahlreichen Ausnahmen selbstverständlich, müssen sich die liberalen, wissenschaftlichen, landwirtschaftlichen, kaufmännischen und gewerblichen Berufsarten mit den jungen Leuten begnügen, die nicht bevorzugt genug sind, um in die Ecole polytechnique von St. Cyr einzutreten.

In unserem sozialen Leben strebt alles dahin, das Waffenh Handwerk und den Offiziersstand zu verherrlichen. Die Epauletten sind das Symbol der Loyalität; diejenigen, welche sie tragen, genießen die allgemeine Hochachtung. Von Kindheit auf haben wir vernommen, und wissen es aus Büchern, Reden und Zeitungen, daß der Soldat den Typus der Tapferkeit und des Ehrbegriffes verkörpert. Ihm wird überall geschmeichelt, selbst in England, wo doch das Offizierskorps weniger zahlreich ist; selbst in Belgien, wo die Armee keine besondere Rolle spielt.

Und daher wählt eine Nation, wenn sie sich symbolisieren will, ihre Armee als Symbol. Es gibt keine nationale Feier ohne große Revue und kostspielige Paraden, wo nicht das Auffahren der Kanonen, die Reiterattacken der Kavallerie, das Defilieren der Fußtruppen, die allgemeine Bewunderung hervorriefen. Die Monarchen oder die Präsidenten einer Republik haben einen militärischen Hofstaat und der Luxus und die Manigfaltigkeit der Uniformierung, die da entfaltet wird, erhöht, wie es scheint, das „Prestige“ des

betreffenden Landes. So oft in allen Parlamenten von der nationalen Armee gesprochen wird, geschieht dies mit einer Art von Rührung. Man würde sich sehr unliebsam machen, wollte man fragen: „Wozu?“

Jeder Souverän, der mehr oder minder die Nation verkörpert, deren Oberhaupt er ist, hat sein Wappenschild; und die Art dieses Wappens zeigt den herrschenden Geist der Menschen an. Fast immer ist das Wappentier irrgend ein Raubtier, gewöhnlich der Adler, dieser raubgierige Vogel, der mit Ungeziefer bedeckt ist, in wilden Felsklüften haust und sich auf das Aas herabstürzt, das er aus seiner Höhe erspähet hat. Der Adler ist das beliebteste kaiserliche Wappentier. Und als ob das eine Exemplar noch nicht genügte, führen manche Monarchen Adler mit zwei, wenn ich nicht irre, manchmal sogar mit drei Köpfen im Wappen. England führt den Leoparden, der nicht sanftmütiger ist als der Adler und die friedfertige Schweiz den Bären. Nachdem die Franzosen lange Zeit Napoleons Adler ertragen hatten, wählten sie, diesen schrecklichen Alb glücklich abschüttelnd, um sich zu symbolisieren, den prahlerischen, kampflustigen Hahn, obwohl es so naheliegend gewesen wäre, wollten sie auf die Tradition ihrer Ahnen hinweisen, die friedliche, wachsame Lerche zum Sinnbild zu wählen.

Das erinnert ein wenig an das kindische Gehaben der Chinesen, die auf ihre Fahne ein Drachenungetüm hinmalen, das Schrecken einflößen soll.

Entspringt dies wohl dem gleichen Empfinden, daß man den Panzerschiffen Namen gibt, die Grauen erregen sollen noch ehe die Geschütze gesprochen haben: wie der „Zerschmetterer“, der „Unüberwindliche“, der „Schrecken“ (Terreur)?

Mit einem Wort, unser ganzes soziales Leben besteht in der Verherrlichung militärischen Geistes.

Ich verwahre mich gegen die Anschuldigung, daß aus meinen Worten Haß, Verachtung, Beleidigung der ehrenhaften und tapferen Männer spricht, die Offiziere unseres Heeres sind; möge dies an dieser Stelle ein- für allemal gesagt sein. Ich werde darauf nicht wieder zurückkommen, doch will ich es laut und vernehmlich betonen, um jeden Zweifel zu zerstreuen. Man kann die Offiziere nicht verantwortlich machen für die riesenhaften Anomalie, genannt Krieg, die zu allen Zeiten die Menschheit heimgesucht hat; ebenso

wenig als die Ärzte verantwortlich zu machen sind für Krankheiten und Epidemien, die die Menschheit verheeren. Alle wünschen wir doch, es gäbe keine Krankheiten mehr, und wünschen mit aller Macht jenes goldene Zeitalter herbei, wo der Arzt der menschlichen Gesellschaft nicht mehr nötig sein werde. Gewiß, solch ein Wunsch enthält weder Mißachtung, noch Schmähungen der Ärzte, deren Hingebung im Dienste der Wissenschaft niemand wird leugnen können. Weshalb sollte es bezüglich der Offiziere anders sein?

Im Heer und in allen zu ihm gehörigen Institutionen gibt es ehrenwerte, rechtschaffene, unterrichtete, begabte und hingebungsvolle Männer, die einen Beruf ausüben, den unsere eigene Torheit notwendig gemacht hat. Zu hoffen, daß dieses Amt eines Tages überflüssig sein, und daß die menschliche Verblendung weichen wird, heißt nicht, diesen Männern die Achtung rauben wollen. Wir wissen, daß sie ihrem Beruf mit Treue und Eifer ergeben sind. Doch wir hoffen, daß diese von Menschen eingesetzte Geißel eines Tages verschwinden werde und daß diese ganze kriegerische Institution nichts weiter sein werde als eine dunkle Erinnerung an die barbarischen Zeitalter der Menschheit.

Desgleichen dürfen wir voraussetzen, daß die nicht von Menschen geschaffene Geißel, die Krankheit, eines Tages verschwinden werde, daß die Ärzte keine Daseinsberechtigung mehr haben werden. Ich glaube nicht, daß es die Ärzte verleumden heißt, wenn man wünscht, daß sie nichts mehr zu tun finden.!

Wenn wir, mit einigem Bedauern, konstatieren, daß die Offiziere in allen Ländern die erste und hervorragendste gesellschaftliche Stellung inne haben, so geschieht es nicht, weil wir sie unwert finden geehrt zu werden, sondern weil uns scheint, daß alle diese Ehrungen eine unheilvolle Tradition heiligen, die Tradition des Krieges, diese Quelle des Elends und der Leiden. Auch die Krankheiten führen zahllose Übel herbei. Aber wenigstens sind das ungewollte Geißel, also unvermeidlich, während der Krieg, diese gewollte Geißel ein Übel ist, das der Mensch hinanthalten könnte, wenn nicht ein Jahrhunderte alter Irrtum sein Urteil verdunkelte.

Nach dem dies gesagt und ausdrücklich ausgesprochen ist, fahren wir fort, die Kriegsbilanz unserer ganzen sozialen und individuellen Existenz zu ziehen. Überall finden sich lebendige Spuren unserer sträflichen Liebe zum Krieg.

Vor allem ist es eine offensichtliche Tatsache, daß alle Menschen, wer sie auch sein mögen, ob Barbaren oder Kulturmenschen, Intelligente oder Dumme, dahinneigen, der rohen Kraft Achtung zu zollen. Gleichviel ob sie Achtung verdient oder nicht — sie ist Kraft. Das genügt, um vor ihr das Knie zu beugen. Es liegt im Sinne des Wortes, weil sie Kraft ist, muß ihr gehorcht werden. Die Äußerung ihrer Gebärde erzeugt im Gewissen eine analoge Regung. Pascal hat dies etwa mit folgenden Worten ausgedrückt: „Da man dem Recht nicht immer Kraft verleihen konnte, hat man angenommen, daß Kraft Recht bedeute.“

Der kriegerische Apparat der Heere, ebenso wie der Säbel des Soldaten, ist das Abbild der Stärke, infolgedessen flößt er Respekt ein. Der Löwe, der Leopard, der Adler rufen durch ihre ihnen eigene Kraft eine Art Ehrerbietung hervor — denn zwischen Ehrerbietung und Furcht liegt durchaus kein Widerspruch — im Gegenteil, das Wort Ehrfurcht drückt diese Übereinstimmung deutlich aus.

Wenn wir ein Regiment auf dem Einmarsch, oder eine militärische Revue bewundern, so geschieht das mit aller Naivität; wir denken dabei nicht, was eine solche Parade kostet, nicht an die drei Jahre der Langweile des Kasernenlebens und Exerzierens, die sie darstellt. Es geschieht hauptsächlich, weil dies das Bild verkörperter Kraft ist.

Und fügen wir ehrlich hinzu: ein Bild der Ordnung. In diesen bunten Reihen, dieser Einheitlichkeit der Kleidung, diesem Gehorchen, den Befehlen liegt eine Quelle ästhetischen Vergnügens. Dieser Rhythmus befriedigt das Wohlgefallen an intellektueller Harmonie. Da ist aber auch alles so geschickt kombiniert: Musik, Fahnen und Farbenspiel erhöhen die Schönheit des Schauspiels. Denn wahrlich, es ist ein so schöner Anblick, der mich tief ergreift, trotz allen Reflexionen und allem Raisonieren, die ich hinterher in der Einsamkeit anstellen möge.

Was Wunder, daß die große Menge, die allen instinktiven Empfindungen weit zugänglicher ist, davon erschüttert und bewegt wird? Besonders da man von Kindheit auf daran gewöhnt ist, alles was Krieg und Soldaten heißt, als ein Ding höherer Ordnung zu betrachten. Wie soll man sich gegen die allgemeine Ver-

schwörung wehren, zu welcher sich Maler, Dichter, Journalisten und Frauen, Romanschriftsteller, Geschichtschreiber, Politiker und Proletarier vereinigen? Man nimmt ohne Überlegung das Hergebrachte an, man fügt sich gehorsam der herrschende Anschauung. Denn nur Wenigen ist es gegeben, mehr zu sein als Nachbeter.

Wer wird denn so viel moralischen Mut und so viel analysierenden Scharfblick haben, zu erkennen, was dieser ganze, große, vergötterte Kriegsmechanismus eigentlich darstellt?

Und doch ist das so einfach. Was er darstellt, ist das Ringen des Menschen gegen den Menschen, mit andern Worten ein beklagenswerter Irrtum. Ich versuche es nicht, hier darüber entscheiden zu wollen, ob wir unserer Zeitepoche 1907 gemäß, kriegerische oder pazifistische Ideen haben sollen: ich sage nur, daß in 1907, wie 1607 oder 2207 es gleich widersinnig ist, daß die Menschen einander bekämpfen statt sich gegenseitig beizustehen, einander zerfleischen statt sich gegenseitig zu unterstützen. Sicherlich bedarf es einer Obrigkeit, einer Ordnung, einer Organisation. Aber diese Organisation, die sich auf Recht und Gerechtigkeit gründen soll, ist das gerade Gegenteil vom Kriege, der auf roher Kraft und Gewalt beruht. Den Gesetzen der Ordnung gemäß, läge die menschliche Gesellschaft niemals mit einander im Kriege; die Konflikte – denn ein Aufhören von Konflikten kann niemals angenommen werden – würden gerichtlich ausgetragen, u. zw. mit wenig Kostenaufwand und fast mit der Gewißheit, daß der, welcher im Recht ist, seine Sache gewinnen würde; während heute, im Falle eines Konfliktes, es der Gott der Schlachten ist, der entscheidet und die stärkere militärische Macht, die zum Siegen führt.

Wir können uns mithin ganz gut gesellschaftliche Einrichtungen vorstellen, die auf einer anderen Basis als der kriegerischen aufgebaut sind. Diese war vom Anbeginn, mit geringen Unterschieden, die Form der sich bildenden menschlichen Gesellschaften und wir haben diese Überlieferung andächtig beibehalten, glücklich sie noch zu vervollständigen durch alle Komplikationen eines kostspieligen und verfeinerten Rüstzeugs. Wir sind von den gleichen Gefühlen beseelt, wie die Wilden Afrikas, die Razzias unternehmen, wenn ihre Ernte schlecht gewesen, oder wenn sie Sklaven brauchen. Bezüglich des Rechtsbegriffes haben wir keine bedeutenden Fort-

schritte gemacht von der Zeit der behauenen oder polierten Streitaxt an, als jeder unserer Altvordern in seiner Höhle dem andern mit Zähnen und Nägeln das Weib oder ein Stück des erlegten Wildes streitig machte. Gewiß hat der Luxus bei Angriff und Verteidigung maßlose Proportionen angenommen; es sind jetzt Millionen von Menschen, die einander töten, Milliarden an Geld, die dafür ausgegeben werden. Aber im Grunde — es ist die gleiche Barbarei.

Allerdings gestatten wir — und das ist ein halber Fortschritt — den Gebrauch der Ausdrücke Recht und Justiz, um dieses Zufluchtnehmen zur rohen Kraft, der einzigen Macht, an die wir wirklich glauben, zu verschleiern. Aber in Wahrheit, wenn die Worte Recht und Gerechtigkeit auch auf unseren Lippen schweben, in unserem Wollen und Tun ist nichts davon. Gewiß, das ist bedenklich. Denn selbst, wenn unsere kriegerischen Einrichtungen durch friedliche ersetzt würden, wie ich es zuversichtlich glaube, so wären durch diese Umgestaltung die Sitten doch nicht sofort verändert. Es wird noch vieler Jahre bedürfen — vielleicht sogar Jahrhunderte — bis das kriegerische Prestige vernichtet sein wird. Der Kriegsgeist ist dem Menschen tief innewohnend. Er ist einer der Elemente unseres Intellekts und es ist traurig zu konstatieren, daß in dieser Hinsicht die Fortschritte gleich Null sind.

Selbst Männer von bewunderungswerten Geistesgaben, deren edle Absichten zu verdächtigen niemand das Recht hat, wie z. B. Roosevelt oder Clemenceau, haben bisher die wahnwitzige Ungeheuerlichkeit des heutigen kriegerischen Gesellschafts-Zustandes nicht erkannt. Es ist wahr, sie sind durch die Politik gebunden. Politik und Weltweisheit stimmen nicht immer überein und der Staatsmann hat vielleicht nicht das Recht, etwas als menschliche Verirrung zu betrachten, was eine allgemeine Verirrung der ganzen Menschheit ist.

Man durchwandere eine Hauptstadt und lese da die Namen der Straßen, Plätze, Avenuen und Boulevards: man wird vor allem militärische Erinnerungen finden. In Paris z. B. gibt es überall Anklänge an die Siege von ehemals: Rue de Rivoli, de la Moskova, de Castiglione, Avenue d'Eylau, de Friedland, d'Jena, de Malakoff, de Wagram, sogar de Bouvines. Die längeren Straßen und breiteren Avenuen werden den Namen von Feldherren gewidmet: Rue Lecourbe,

rue Lepic, rue Cambronne, Avenue Daumenil, Boulevard Kellermann, Brunue, Suchet, Niel, Gourgaud de Tour Mabourg, de Lauriston. Diese wenig gastfreundliche Sitte wird auch im Ausland sorgfältig geübt: das Zentrum von London bildet Trafalgar Square, die Sedan- und Königgrätzerstraßen sind Hauptstraßen Berlins. Anstatt den alten Haß zu begraben, scheint man bemüht, ihn zu erhalten. Das Losungswort scheint zu lauten: „Vergessen wir nicht, daß wir unsere Feinde zermalmt haben.“

Wenn wir einen Blick in die Literatur werfen wollten, so finden wir auch allenthalben Zeugnisse dieser militärischen Vorherrschaft.

Auf der Bühne verkörpert der Offizier den loyalen, ritterlichen, selbstlosen Geist. Und es erscheint beinahe wie eine Kühnheit, einem Hüttenbesitzer ganz militärische Tugenden beizulegen. Ist Maitre Guèrin ein Spitzbube, so ist sein Sohn Oberst Guèrin ein Heros. (Guèrin v. Valtaneuse.) In „Abbé Constantin“ ist der Soldat der Typus makelloser Ehrenhaftigkeit, er geht Hand in Hand mit dem Priester, welcher der Typus der Tugend und Nachsicht ist. M. de Montaignin, der Seeoffizier, ist ein Halbgott. Der Oberst in den Komödien von Scribe, der alte Sergeant von Béranger, das ist die Art, wie harmlose Gemüter die Soldaten auffassen. Mit einem Wort, die Dichtkunst, der Roman, das Schrifttum, haben in allen Ländern Offiziere wie Soldaten mit einem Heiligenschein umgeben. Wie viele Proben solch militärischen Kultus könnte man noch anführen! Orden werden in der Armee in Überfluß ausgeteilt, sie bilden einen Hauptbestandteil dieses Berufes. In vielen Ländern gibt es keine oder fast keine Ordensverleihung an Zivilpersonen.

Wie die Erwachsenen, so spielen auch schon die Kinder Soldaten, sobald sich ihr Verständnis einigermaßen entwickelt hat. Man gibt ihnen bleierne Männchen, die in die verschiedenartigsten Uniformen gekleidet sind. Bekommt das kleine Mädchen eine Puppe, so muß der Knabe einen Soldaten haben. Das sind eben die bevorzugtesten Spielsachen. Selbst an Faschingstagen bezeugen Eltern ihren patriotischen Eifer und geben dem armen Kinde einen Küräß aus Pappe und einen Säbel aus Holz.

J. de Maistre bemerkt, was für den Zivilisten herabwürdigend sei, das ist es für den Soldaten nicht. Der Scharfrichter in seiner

Amtstracht wird verabscheut, während man dem Scharfrichter in Uniform mit Hochachtung begegnet; wir meinen den Offizier und die Mitglieder des Exekutiv-Pelotons, die einen Soldaten erschießen sollen. Ja, man hält es für weniger schimpflich, zwölf Kugeln in den Leib zu kriegen, nach Art des zum Tode verurteilten Soldaten, als daß einem durch die Guillotine das Haupt vom Rumpfe getrennt werde, eine für Zivilpersonen vorbehaltene Todesart.

Kurz gesagt, mit allem, was Krieg und Kriegshandwerk heißt, treibt man in der Gesellschaft der alten und neuen Zeit einen wahren Kultus und läßt ihm einen besonderen Vorzug zuteil werden. Der militärische Gedanke nimmt den ersten Rang ein.

Es wäre vergeblich, sich gegen derlei Empfindungen aufzuheben. Man kämpft nicht gegen allgemein herrschende Sitten, die eine langjährige Tradition und die Zustimmung der großen Masse für sich haben. Dennoch hat der Philosoph das Recht, darüber nachzudenken, zu urteilen und die Gründe dafür zu untersuchen.

Wo unser unüberlegter Kriegskultus in seiner ganzen Macht in die Erscheinung tritt, das ist die knechtische Vergötterung, die wir den Kriegern und Eroberern angedeihen lassen. Diesen gegenüber besitzt der Historiker die naive Seele des Volkes, er verliert sein nüchternes Urteil und läßt sich von der Bewunderung hinreißen. Es scheint sogar, daß die Bewunderung steigt, je näher die Kriege unserer Zeit stehen. Alexander wird weniger gepriesen als Cäsar, Cäsar weniger als Napoleon.

Alle Urheber der Kriege und Eroberungen sind Gegenstand überschwänglichen Lobes. Die wahnsinnigen Abenteuer eines Carl XII. und Carl VIII; die unheilvollen Massakres – vielleicht die unheilvollsten der Geschichte, was viel sagen will – unter Anführung von Cortez und Pizarro, werden ohne Empörung, sogar mit Sympathie erzählt. Hanibal ruft grenzenlose Bewunderung hervor und wenn die Geschichtschreiber gegen den armen Xerxes streng sind, geschieht dies einfach, weil er der Besiegte war. Ein siegreicher Xerxes hätte die enthusiastische Verhimmelung aller Historiker wachgerufen.

Man wird mir, denke ich, wohl nicht die lächerliche Absicht unterschieben, daß ich aus der Weltgeschichte die Kriegsschilderungen und Großtaten der Eroberer ausschalten möchte. Leider

haben sie in der Menschheitsgeschichte so viel Raum eingenommen, daß es einer unparteiischen Berichterstattung unmöglich wäre, ihnen den Löwenanteil nicht zu überlassen. Sie haben ihn eingenommen und haben ein Recht dazu. Was mir aber überflüssig erscheint, das ist deren Lobpreisung. Wenigstens sollte es der moderne Geschichtschreiber machen wie Plutarch, der mit einem einzigen Wort andeutet, indem er die Großtaten Alexanders schildert, daß es nicht nötig sei, ihn unumschränkt zu bewundern: „Ephestion erkrankte und starb. Alexander ertrug diesen Verlust nicht in maßvoller Weise: er ließ als Zeichen der Trauer zuerst allen Rossen des Heeres die Mähne abschneiden, der unglückliche Arzt wurde gekreuzigt. Alexander befahl, dem Ephestion zu opfern wie einem Halbgott. Endlich, um Zerstreuung in seinem Schmerz zu suchen, zog er in den Krieg wie zu einer Menschenjagd. Und nachdem er das Volk der Cosséer niedergeworfen, ließ er alle ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes über die Klinge springen. Er nannte diese **abscheuliche** Schlächterei ein Leichenopfer zum Begräbnis Ephestions.“

Unsere Zeitgenossen besitzen nicht das gleiche Schamgefühl wie der ehrliche Plutarch. Auch setzten mich die entrüsteten Proteste gewisser Journalisten gar nicht in Erstaunen, die sie vorbringen zu müssen glaubten, als ich mir erlaubt hatte, Alexander den Großen „einen großen Verbrecher“ zu nennen.

Fast alle Schriftsteller, die großen wie die kleinen, zollen Kriegen und Königen eine Verehrung, über die sie die gewöhnlichsten Moralgesetze vergessen. Wir leben in den knechtseligen Vorurteilen unserer Vorfahren, denen gegenüber, die ein Schwert tragen und es gebrauchen. Und darum können wir sie nicht mehr nach gewöhnlichem menschlichem Maße beurteilen. Wegen der Tatsache allein, daß Alexander eine ungeheure Truppe Bewaffneter befehligt, darf er sich alles erlauben, seinen besten Freund in einem Anfall von Zorn umbringen, sich betrinken wie ein Vieh, sich im Kostüm eines Bacchus beim Schalle der Zimbeln unter den unterjochten Völkern umhertragen lassen, mit eigener Hand diejenigen ermorden, die vor ihm nicht das Knie beugen wollten, ungestraft lügen und betrügen, je nach seiner Laune Städte niederbrennen, die unschuldigen Bewohner erdrosseln lassen, Zerstörung und Trauer verbreiten und ein Denkmal errichten, so absurd und zerbrechlich,

daß ein Jahr nach seinem Tode nichts mehr davon übrig war. Das ist schön! Das ist großartig! Das liebe Volk findet alle diese Zerstörungen nicht nur gerecht, sondern sogar bewundernswert. Es gerät außer sich über diese Heldentaten, deren erstes Opfer es ist. Und in späteren Zeitepochen begreifen Geschichtschreiber und Journalisten nicht, daß sich dagegen eine Stimme des Tadels zu erheben wagt.

Wir sind so sehr eingeschworene Bewunderer kriegerischer Dinge, daß wir allen Eroberern für die begangenen Verbrechen Absolution erteilen.

Und dennoch — wären die Geschichtschreiber sich ihrer Mission voll bewußt, dann würden die großen Menschenschlächter Attila, Alexander, Cäsar, Napoleon, nach der Menge vergossenen Blutes abgeschätzt und nicht nach den Siegeskränzen, die ihnen eine Nachwelt von Lakaien ums Haupt geflochten hat.

Da ich eben Napoleons Namen genannt, scheint es billig, ihm unter den Göttern der Stärke, welche die Menge anbetet, den ersten Platz einzuräumen.

Napoleon gegenüber berechtigt nichts zu dieser Vergötterung. Als Korse, und nachdem er lange gezögert hatte zwischen Frankreich und dem aufständischen Korsika, um nach einer Seite Partei zu ergreifen, gelang es ihm durch niedrige Intriguen, rasch emporzusteigen. Die Gunst Robespierres hatte ihn zum General gemacht, die Gunst Barras übergibt ihm das Kommando der italienischen Armee. Glänzende, weithin hallende Siege machen ihn berühmt. Dann geht er nach Ägypten, unternimmt jenen wahn sinnigen Kriegszug, bei dem sein Heer zugrunde geht, von wo er selbst aber heil und gesund wiederkehrt, um die Republik zu verraten und für Frankreich ein Regime von Schrecken und Elend zu schaffen, das fünfzehn Jahre währte. Fünfzehn Jahre hindurch beschwört er Krieg auf Krieg herauf, Massaker über Massaker, Wahnsinn über Wahnsinn, je nach dem Zufall seiner herrischen Laune. Anfangs feiert er überall Triumphe, dank seinem militärischen Genie, dank auch der unfaßbaren Langmut Frankreichs, das ihm ohne Zögern sein Geld und Blut entgegenbringt. Dann faßt er den schimärenhaften Plan einer Gesamtmonarchie. Nachdem er Deutschland und Italien erobert, will er Herr werden über

Spanien und Rußland. Schließlich unterliegt er, besiegt durch den Wahwitz seines Traumes und läßt Frankreich zurück, verstümmelt, verarmt, verheert, gedemütigt durch zwei Überfälle. Er hat den Haß gegen Frankreich gesäet und acht Millionen Menschen hingeschlachtet, ohne anderen zwingenden Grund als seine persönliche Eitelkeit und seinen unersättlichen Ehrgeiz. Nichts Berückendes ist sonst an ihm; er war brutal, arrogant, lügnerisch bis zur Frechheit, sodaß man nicht sagen kann, was bei ihm stärker entwickelt war, die Gewalttätigkeit oder die Schurkerei; er war ein wilder Egoist und liebte niemand, ertrug keinen Widerspruch, war unfähig auch nur die geringsten Regungen des Zornes zu unterdrücken, ein Abenteurer ohne Skrupel, den ein ungewöhnliches Genie zur höchsten Macht erhoben hat, zum größten Unglück der ganzen Menschheit.

Und dennoch war dieser unselige Mensch, diese Geißel Frankreichs und der ganzen Welt, Gegenstand eines maßlosen Kultus und ist es auch heute noch. Geistig hervorragende und ehrenhafte Männer stehen nicht an, seine Verbrechen zu rechtfertigen und finden Worte der Beschönigung, der Entschuldigung ja fast des Lobes für seine unheilvollen Torheiten, die Kriege mit Ägypten, Spanien und Rußland. Sie vergessen alles Übel, das er angerichtet hat, ein Übel, das fast ohne Grenzen ist und sehen nur das, was sie Ruhm — „Gloire“ nennen.

Daß der Ungebildete so denkt, mag noch hingehen. Aber Männer, die behaupten selbständig zu denken! Ist das möglich?

Sobald der militärische Ruhm wahnsinnigen und verbrecherischen Taten geweiht ist, ist er kein Ruhm mehr oder das Wort ist sinnlos. Möge ein Pirat ein Schiff bemannen und mit kühnen Gefährten die Meere durchkreuzen, die Fischerboote angreifen, die Dörfer an der Küste plündern, ihre Bewohner zu Sklaven machen und alles niedermetzeln was erreichbar ist; dabei möge er sich noch so kühn den größten Gefahren aussetzen, wir haben doch kein Recht mehr seinen Taten den Titel „ruhmreich“, „glorreich“ beizulegen. Man müßte denn auch den Räuber hochschätzen, der an der Spitze eines Trupps von Gaunern die Postwagén plünderte, die Reisenden überfiel, die ihrer Straße zogen.

Gewiß, See- und Straßenräuber riskieren jeden Augenblick ihre Haut und vom Gesichtspunkt persönlichen Mutes betrachtet,

sind sie und ihre ganzen Banden Helden. Aber das sind doch keine Ruhmestaten.

Indem Napoleon Rußland überfiel, weil Moskau die einzige europäische Hauptstadt gewesen, wo er noch nicht als Triumphator eingezogen war, ist er auch nicht minder zu mißachten als solche Banditen; der in solcher Weise errungene Ruhm gehört zur gleichen Gattung. Zu dem hat Napoleon viel weniger gewagt als ein solcher Räuberhauptmann, der jeden Augenblick sein eigenes Leben riskiert und sobald er gefangen, auch gehenkt wird.

Nur da kann von militärischem Ruhm die Rede sein, wo es sich darum handelt, das bedrohte Vaterland zu verteidigen. Die Hingebung der Soldaten, die ihr Leben dieser heiligen Sache opfern, ist rühmlich, und ihre erhabene Tugend soll allen als Beispiel hingestellt werden. Aber nur das Edle an der Sache ist das Ruhmvolle. Wenn jedoch der Zweck ein verwerflicher ist, wie im Kriege mit Spanien z. B., wo 300.000 Franzosen (und 500.000 Spanier) ihr Leben lassen mußten, damit der spanische Thron einem Josef Bonaparte zufalle, dann sind alle Menschenopfer, die der Blutgier eines Elenden in diesen unfruchtbaren Feldzügen gebracht worden seid, für ihn, der sie herbeigeführt, eine um so größere Schmach.

Doch, so einleuchtend diese Wahrheit auch sei, ist unsere, 20 Jahrhunderte lang durch kriegerische Lobhudeleien korrumpierte Geistesrichtung noch nicht dafür empfänglich. Und ich fürchte mit Grund, daß angesichts der Seelenverfassung unserer Zeitgenossen, der Vergleich eines Bandenführers mit einem Staatsoberhaupt umstürzlerisch erscheinen wird. Denn man ist geblendet durch den ganzen Apparat kaiserlicher Majestät, durch den Zauber unwiderstehlicher Machtentfaltung. Unsere Zeitgenossen beurteilen nicht in gleicher Weise einen armen Teufel, der dreißig in Lumpen gehüllte Spitzbuben kommandiert, und einen Herrscher, der 500.000 prächtig gekleidete Männer marschbereit machen kann. In dem einem wie im anderen Falle ist das bloß Räuberwesen. Doch hervorragende Männer, die in den Akademien reden, in Zeitungen schreiben und Geschichtswerke verfassen, haben für den Räuber im großen Stil eine Nachsicht, die fast an Religion grenzt.

In dem Ausdruck „militärischer Ruhm“ liegt eben etwas Berauschendes. Die Selbstaufopferung, Hingabe der Persönlichkeit,

Verachtung der Gefahr sind edle Begriffe, edle Taten, die unsere Bewunderung erregen. Man vergißt dann, daß diese Tugenden einer guten Sache geweiht sein sollen; denn, wenn es einfach gilt, einen Reisewagen auszurauben, da hört unsere Bewunderung auf. Handelt es sich jedoch darum, Polen sein Existenzrecht zu nehmen, ein ganzes Land fremder Herrschaft zu unterwerfen, Jahrhunderte hindurch, soll man das ruhmvoll nennen? Wie läßt sich diese Mischung von Ruhm und Niedertracht erklären?

Der Kultus militärischen Ruhmes ist der Kultus der Stärke. Die großen Massen, ebenso wie die Auserlesenen, sind durch die Stärke verblendet. Der Stier, der in die Arena stürzt und den Pikador in die Flucht jagt; die mächtigen von weißen Schaumkämmen gekrönten Wasserwogen, die ein Schiff überfluten; der Riesenhammer, der mit Wucht auf das glühende Metall niederfällt, das er schmiedet, der Blitzstrahl, der aus der Wolke zuckt und auf seinem Wege alles niederbrennt und vernichtet; alle diese Bilder der Kraft flößen Achtung und Furcht zugleich ein.

So zwingen ein Napoleon oder ein Alexander, auch da, wo sie Gewalt und Kraft mit Schlechtigkeit vereinen, zum Respekt durch ihre Machtstellung, und man beugt vor ihnen das Knie, eben weil sie stark und mächtig sind. Wie vieler Zeit wird es noch bedürfen, damit die Menschen nur dort die Kraft verehren, wo sie Gerechtigkeit bedeutet?

2. Der Geist des Friedens.

Glücklicherweise gibt es nicht allein einen militärischen Geist, es gibt auch einen friedliebenden.

Weiter oben habe ich es klar genug ausgesprochen, um nicht nochmals darauf zurückkommen zu müssen, daß der Friedensgedanke ebensowenig mit Feigheit, wie der Kriegsgedanke mit Mut gleichbedeutend ist. Die Lehre zu verbreiten, daß man weder lügen noch rauben wird, heißt nicht Feigheit beweisen. Auch haben die Großmeister der menschlichen Moral zu allen Zeiten in der Verwerfung des Krieges übereingestimmt. Nicht darüber kann man sich wundern. Das Erstaunliche ist, daß man auf sie nicht hören wollte.

Aber wir **werden** auf sie hören: und wollen der militärischen Erziehung eine pazifistische gegenüberstellen. Auf unserer Seite haben wir Christus, haben Cicero und Seneca, Marc Aurel, Fenelon und Voltaire, Montesquieu und Leibnitz, Viktor Hugo, Lamartine und Kant; daß dies Verfechter der Feigheit seien, wird niemand sagen können.

Also spricht Seneca:

„Man bestraft die Morde, welche die Einzelnen begehen. Was sollte man da von den Kriegen sagen und den Massakern, die wir ruhmvoll nennen, weil sie ganze Nationen vernichten? Diese Eroberungssucht ist eine Tollheit, die Eroberer sind furchtbarere Geißeln für die Menschheit, als Sintflut und Erdbeben. Alexander, der von Kindheit an ein Räuber war, ein Zerstörer der Völker, hielt es für das Höchste, der Schrecken der Menschheit zu sein.“

An anderer Stelle findet er Worte bewundernswerter Beredsamkeit, die ich durch die Übersetzung nur mangelhaft wiedergebe; er sagt, „daß die Menschen sich nicht schämen, daran Gefallen zu finden, Menschenblut zu vergießen, Kriege zu führen und ihren Söhnen das Kriegführen zu vererben, während wilde Tiere miteinander in Frieden leben. Der Mensch, der dem Menschen geheiligt sein sollte, wird einem Spiel geopfert . . . und dennoch -- sind wir nicht alle Glieder einer großen Familie?“ ¹⁾

Leonardo da Vinci sagt:

„Überall auf der Erde trifft man eine Tiergattung, die einander ohne Unterlaß bekämpft und das mit solcher Heftigkeit, daß die beiderseitigen Gegner sterben. Diese kraftbegabten Tiere säen Tod, Schmerz und Zerstörung mit fürchterlicher Wut. Nichts ist vor ihren Schlägen geschützt. O Weltall! Weßhalb öffnest du nicht deine Abgründe, um diese Ungetüme zu verschlingen, die die Schönheit des Himmels beleidigen, diese grausamen, entsetzlichen Ungetüme -- die Menschen!“

¹⁾ „Non privatim solum, sed publice furimus. Quid bella et diversarum gloriosum scelus? Non avaritia, not crudelitas modum novit. Et ista, quamdiu furtim et a singulis fiunt, minus noxia, minus monstrosa sunt. Ex senatus consultis plebiscitisque sacra exercentur, et publice jubentur vetita privatim. Quae clam commissa capite luerent, jam quia paludati fecere, laudamus. Non pudet homines . . . gaudere sanguini alterno, et belle gerere gerendaque liberis tradere quum inter se etiam mutis ac feris pax sit. Homo, sacra res homini, jam per lusum ed jocum occiditur . . . membra sumus corporis magni“. (Epistel 95).

Alle großen Denker sind über die Niedertracht des Krieges einig, so Montaigne, Pascal, Montesquieu, Fenelon, Bossuet, la Bruyère, Voltaire. Es ist herrlich, sie zu vernehmen.

Pascal sagte: „Freund, wohnst du nicht drüber jenseits des Wassers? Dann töte ich dich, und das ist gerecht.“

Auch Bossuet erhebt energisch seine Stimme gegen die Eroberer:

„Nach der Sintflut geschah es, daß diese Länderverwüster, die man Eroberer benannt hat, durch die Herrlichkeit der Gewaltherrschaft angetrieben, so viele Unschuldige vernichtet haben. Seit jener Zeit hat der Ehrgeiz unbehindert sein Spiel mit Menschenleben fortgetrieben. Sie brachten es so weit, sich ohne Haß einander zu töten. Der Höhepunkt des Ruhmes und die allerschönste Heldentat war, sich gegenseitig zu töten.“

Ist dieser Ausspruch Bossuets nicht bemerkenswert und bietet er nicht Gelegenheit zu schwerwiegenden Kommentaren? „Einander töten ohne Haß.“ Ihr armen Soldaten! Arme, ungekannte Märtyrer, die ihr so viele andere Märtyrer hingeschlachtet habt! Haßtet ihr eure Opfer? Und ist das nicht der größte Schandfleck der Menschheit, diese ungeheuerliche Erfindung, „einander zu töten, ohne einander zu hassen?“

Ein anderer wahrhaft christlicher Mann redet wie Bossuet, mit der gleichen Energie:

„Also,“ sagt Fenelon, „opfert ein einzelner, der Welt im Zorne der Gottheit geschenkter Mensch, so viele andere seiner Eitelkeit in brutaler Weise! Alles muß zugrunde gehen, alles in Blut schwimmen, durch die Flammen verzehrt werden, nichts dem Feuer und dem Schwerte entrinnen, oder noch grausamer, dem Hungertode preisgegeben werden, damit solch ein Mensch, der die ganze Menschheit zum Spielball seiner Laune macht, in dieser allgemeinen Zerstörung sein Vergnügen und seinen Ruhm finde. Welch schauderhafter Ruhm! Können Geschöpfe, die ihr Menschentum so weit vergessen, genugsam verabscheut und verachtet werden? O nein, nein! Weit entfernt von Halbgöttern, sind sie nicht einmal Menschen!“

Montesquieu drückt sich prophetisch folgendermaßen aus:

„Europa wird durch die Anhänger des Krieges zugrunde gehen... Ich zittere fortwährend, daß man schließlich noch eine geheimnisvolle Erfindung machen wird, die es möglich macht, alle Menschen umkommen zu lassen, ganze Völkerschaften und Nationen zu vernichten.“

Voltaire hat wiederholt vom Kriege gesprochen: „Der Krieg ist Raub, Vergewaltigung, Plünderung und Mord.“

Das Weitere in dem Artikel: Anthropophages in Dictionnaire philosophique:

„Es gab unter ihnen (den Wilden vom Mississippi, die nach Fontainebleau gebracht wurden), eine Dame jenes Landes, welche ich frug, ob sie Menschen gegessen habe. Sie antwortete mir höchst naiv, das sei allerdings der Fall. Ich zeigte mich entrüstet; sie entschuldigte sich, indem sie meinte, daß es doch besser wäre, den toten Feind zu verspeisen, als ihn den Tieren zum Fraße zu überlassen und daß die Sieger diesen Vorzug genössen. Wir aber töten unsere Nachbarn in geordneten oder ungeordneten Schlachtenreihen und um des elendsten Lohnes willen arbeiten wir daran, für Raben und Würmer den Tisch zu decken. Das ist das Abscheuliche, das ist das Verbrechen; ist man einmal tot, was liegt daran, ob man von Soldaten, Raben oder Hunden gefressen wird?“

Dann, indem er die Nichtswürdigkeit des Krieges verspottet, läßt er Micromégas sagen:

„O Ihr geistbegabten Atome,“ spricht Micromégas, „Ihr genießt auf Eurem Erdballe gewiß die reinsten Freuden; denn da Ihr so wenig Materie besitzt, verbringt Ihr wohl Euer Dasein mit Denken und Lieben?“ Bei diesen Worten schüttelten alle Philosophen die Köpfe und einer, der ehrlicher war als die andern, versicherte mit vollster Überzeugung, daß, eine geringe Anzahl von angesehenen Erdenbewohnern ausgenommen, alle ein Gemenge von Narren, Bösewichtern und Unglücklichen seien. „Weißt Du wohl z. B., daß zur Stunde, da ich zu Dir spreche, es 100.000 Narren unserer Gattung gibt, die Hüte tragen und die 100.000 andere totschiagen, die Turbans tragen oder von diesen massakriert werden, und daß man fast überall auf der Welt seit undenklichen Zeiten dergleichen treibt?“

Der Bewohner des Sirius erbebte und frug, was wohl der Grund sein könne zu so entsetzlichen Kämpfen unter diesen schwachen Tierchen. „Es handelt sich,“ spricht der Weltweise, „um einige Häuflein Erde, so groß wie Deine Ferse. Nicht, daß etwa diese Million Menschen, die sich abschlachten, Anspruch machen würden auf einen Strohalm dieses Häufleins Lehm. Die Frage ist nur, zu wissen, ob es einem gewissen Manne zugehören soll, den man Sultan, oder einem andern, den man — weshalb, weiß ich nicht — Kaiser nennt. Weder der eine noch der andere von ihnen wird jemals oder hat je dieses kleine Fleckchen Erde gesehen, um das es sich dreht und keiner jener Tiere, die sich gegenseitig umbringen, hat jemals das Tier erschaut, um dessen Willen sie einander erwürgen.“

„Ach die Unseligen!“ rief der Siriusbewohner mit Entrüstung, „kann man solchen Anfall von Tollwut begreifen? Mich gelüftet,

drei Schritte zu tun, um mit drei Fußtritten diesen ganzen Ameisenhaufen von lächerlichen Mördern zu zermalmen.“

„Gib Dir keine Mühe,“ war die Antwort; „sie arbeiten ja selbst an ihrem eigenen Verderben. Wisse, daß nach Verlauf von zehn Jahren kaum der hundertste Teil dieser Elenden mehr übrig bleibt; wisse, daß, wenn sie auch nicht gegen einander das Schwert gezückt hätten, der Hunger, die Unmäßigkeit, die Erschöpfung sie beinahe alle dahinrafft. Übrigens nicht sie sind es, die bestraft werden sollten, sondern jene erbgewessenen Barbaren, die aus dem Innern ihrer Gemächer während ihrer Verdauungszeit diese Metzereien von Millionen Menschen anordnen und die dafür feierlichst Gott danken.“

(Micromégas, 1750. Kap. VII.)

„Die Kriege,“ sagt Condorcet, „werden wie der Meuchelmord, zu den außergewöhnlichen Verruchtheiten gezählt werden, die die Natur schänden und den Ländern, deren Geschichte durch sie befleckt worden ist, eine langwährende Schmach aufbürden.“

Es ist also nur Unwissenheit und Verleumdung, wenn man uns anklagt, uns, die wir den Frieden lieben, daß wir dem französischen Geiste untreu werden. Welche Dreistigkeit! Wenn die französische Volksseele nach Raub und Blut dürstete, dann würde ich mich nicht scheuen, diesen hassenswerten Geist von mir zu weisen. Aber dem ist nicht so. Die französische Seele lebt in den Schriften jener großen Männer, die unsere Lehrer sind und die Lehrer der ganzen Menschheit. Wir befinden uns mit Montaigne und Pascal, Bossuet und Fenelon, Montesquieu und Voltaire in zu guter Gesellschaft und brauchen nicht zu erröten, daß wir wie sie und nach ihnen denken.

Was die modernen Autoren betrifft, die gegen den Krieg schreiben, so sind sie nicht zu zählen. Eine vortreffliche Bücherei könnte mit Werken eingerichtet werden, in denen der heilige Gedanke der Gerechtigkeit in beredter oder geistreicher Weise vertreten wird. Es will sogar scheinen, daß die Autoren entgegengesetzter Richtung schon selten sind; ihre Namensliste wäre bald zusammengestellt, denn wenig Philosophen, Moralisten, Romanschriftsteller und Dichter haben es versucht, die kriegerischen Gefühle zu verteidigen. Alle oder fast alle gehen mit uns.

Es sind eigentlich bloß die Historiker, die wir gegen uns haben. Diese sind Feuer und Flamme für die großen Massakern, die ihnen Gelegenheit bieten, ein paar aufregende Seiten zu schreiben.

Sie entbrennen in grenzenloser Bewunderung für die Eroberer, im Gegensatz zu Bossuet und Fenelon. Vornehmlich widmet A. Thiers dem Napoleon lange Dithyramben der Extase in zwanzig Bänden, gerät in Entzücken über die Blutbäder und verbirgt seine Bewunderung nicht für all das vergossene Blut.

„Auf den Schlachtfeldern,“ sagt er, da er vom Kaiser spricht, „hatte er sich eine, man könnte sagen fürchterliche Unempfindlichkeit angeeignet, sodaß er ungerührt den Boden betrachten konnte, der von hunderttausend Leichen bedeckt war. Noch niemals hat das Genie des Krieges die Verschwendung mit Menschenblut so weit getrieben. Aber diese Empfindungslosigkeit war eine berufsmäßige, wenn ich so sagen darf.“

Ja, ich gebe das zu, es ist eine berufsmäßige Empfindungslosigkeit. Doch welch ein sonderbarer Beruf, der des Eroberers! Er deckt den Erdboden mit Leichen, bringt Trauer über 100.000 Familien und bleibt unempfindlich dabei, denn so verlangt es sein Beruf. Er muß ohne Herzklopfen, ohne Seufzer, ohne eine Träne, ohne Reue und Bedauern 100.000 arme Teufel ansehen können, die er seiner Eitelkeit zum Opfer gebracht hat!

„Am folgenden Tage (nach der Schlacht bei Eylau) entdeckte man im Morgengrauen dieses entsetzliche Schlachtfeld und **selbst Napoleon** wurde davon bewegt. Tausende von Toten und Sterbenden, grausam zugerichtet, zertrümmerte Wagen, zusammengebrochene Pferde, brennende Weiler... Dies Schauspiel, rief Napoleon aus, ist dazu angetan, um den Fürsten Liebe zum Frieden und Abscheu vor dem Kriege einzulößen.“

Und Thiers fügt hinzu, diesmal militärischer als der Eroberer selbst:

„An jenem verhängnisvollen Tage wurden also 40.000 Mann auf beiden Seiten durch Feuer und Schwert vertilgt. Das ist die Vernichtung der Bevölkerung einer großen Stadt, an einem einzigen Tage! Eine traurige Folge der Volksleidenschaft. Eine schreckliche Leidenschaft, die man bemüht sein muß richtig zu lenken und nicht versuchen sollte, auszulöschen.“

Und weshalb soll man nicht trachten, sie auszulöschen? Welcher Vorteil liegt darin, diese braven Burschen einen gegen den andern zu hetzen, diese blau uniformierten französischen und rot uniformierten russischen Bauernjungen? Welchen Nutzen bringt dieser dumme Haß, diese barbarische Leidenschaft? Weshalb diese Leute, die einander gar nicht kennen, die gar keinen Grund haben, ein-

nander zu hassen, so weit treiben, daß sie sich gegenseitig zusammenhauen wie betrunkene Sklaven? Welche Entschuldigung sollen wir für den Geschichtschreiber, den sogenannten Philosophen finden, der diese unsinnige Leidenschaft samt den Resten der alten Barbarei nicht verlöschen lassen will?

Man könnte eine reiche Auslese von biedermännisch und barbarenhaft zugleich lautenden Sätzen zusammenstellen, die Thiers wahrscheinlich zur Erziehung der Jugend ausgesprochen hat.

„Diese schreckenerrregenden Mengen von Metzereien (bei Leipzig) verdunkelten Napoleons Antlitz keineswegs. Welche Feierlichkeit in blutiger Schlacht, die in der Geschichte ihresgleichen sucht! Denn drei Tage lang schon stritten 500.000 Mann auf der Ebene von Leipzig um die Weltherrschaft. Binnen 3 Tagen wurden durch das Feuer der Geschütze 40.000 Franzosen und mehr als 60.000 Deutsche und Russen vernichtet! Oh! rufen wirs nur laut hinaus bei Betrachtung dieses entsetzlichen, abscheulichen Blutvergießens; wenn der Krieg nicht **unbedingt notwendig** ist, dann ist er verbrecherischer Wahnsinn!“

Vielleicht stellt man eines Tages noch eine Liste von notwendigen Kriegen zusammen. Aber bis zum heutigen Tage ist das noch unmöglich gewesen und die Bücher, in denen solche heilige Kriege eingezeichnet werden könnten, was beiderseits geschehen müßte, weisen uns noch unbeschriebene Blätter auf.

„Das Geschrei der Flüchtenden, welche die Stadt (Jena) durchzogen, der Lärm der Murat'schen Kavallerie, die im Galopp durch die Straßen sauste, und alles niedersäbelte, was nicht schnell genug die Waffen fortwarf; der Ruf: „Vive l'Empereur!“ der sich unter das Stöhnen der Sterbenden mischte. Das sind Schreckensszenen, deren Anblick unerträglich wäre, wenn die Entfaltung des Heroismus das Entsetzen nicht wettmachte und wenn der Ruhmesglanz, dieses Licht, das alles verschönt, sie nicht durch seine blendenden Strahlen verklärte.“

Nein! wahrlich nein! Ich rufe das Menschheitsgewissen zum Zeugen: die Strahlen solchen Ruhmesglanzes verblenden, aber sie verklären nicht.

Es wäre höchste Zeit, daß man der Jugend statt dieses grausenerrregenden Sammelwerkes die Memoires d'Ontre-Tombe zu lesen gäbe, wo in wundervollem Stil einer der größten französischen Schriftsteller die wahrheitsgetreue Geschichte der napoleonischen Epopöe verzeichnet hat.

Châteaubriand, Michelet, Victor Hugo, Lamartine, das sind unter den Historikern die Meister pazifistischen Geistes.

Allerdings muß man den Geist des Friedens mit dem Geist der Gerechtigkeit vereinen. Überall, wo ein Schriftsteller sich über die elenden Vorurteile – die persönlichen wie die seiner Zeitgenossen – erhebt, diese Götzenbilder, welche schon Bacon zerstört hat, die *idola temporis*, *idola loci*, *idola personae* – wird er zum Verfechter des Friedens, der allein das Werkzeug der Gerechtigkeit ist.

Man muß sich davor hüten, zu glauben, der Friedensgeist sei der Geist verweichlichender Ruhe, voll zerfließender Rührseligkeit. Unsere pazifistischen Ausführungen sind nicht dem Blöken der Lämmlein zu vergleichen, was auch Clémenceau darüber bemerkt haben möge. Die lammfrommen Seelen sind vielmehr die armen Ausgelosten, die, wenn man sie zur Schlachtbank führt, noch immer rufen: „Vive l'armée!“ Lammfromm sind diejenigen aus der unwissenden Menge – *servum pecus* – welche, ohne daran rütteln zu wollen, die albernen Institutionen hinnehmen und die weder den Mut haben, noch dazu imstande sind, einen selbständigen Gedanken zu fassen. Die lammfromme Seele liegt in der Unterwürfigkeit, im Denken und Handeln. Wir, die wir den Frieden suchen, wollen ihn laut genug hinaus-„blöken“, um beweisen zu können, daß auch wir Apostel der Stärke sind.

Wir gestehen zu, daß es Kriegshelden gibt. Wir kennen sie zur Genüge. Seit unserer frühen Kindheit singt man uns von ihren Taten: Sesostris, Agamemnon, Hannibal, Marius, Sylla, Cäsar, Attila, Carl XII., Ferdinand Cortez, Ludwig XIV., Friedrich II., Gustav Adolf, Wallenstein, Napoleon. Gewiß, sie haben schöne Augenblicke energievoller Größe gehabt! Aber die Gerechtigkeit und die Wahrheit, die nicht weniger heilig ist als die Gerechtigkeit, auch sie haben ihre Helden gehabt, Helden, welche verdienen, als nachahmenswürdige Beispiele hingestellt zu werden. Ich glaube sogar, daß diese Helden der Gerechtigkeit, die nur allzu oft auch deren Märtyrer geworden sind, sich ganz vortrefflich neben den Helden der Schlachten ausnehmen würden.

Könnte man Sokrates anklagen, daß es ihm an Mut gebrach? Man hatte ihn mit unsinnigen Verdächtigungen überhäuft, und als

ein ihm feindlich gesinnter Gerichtshof ihn bat, selbst zu erklären, welche Strafe er verdient habe, antwortete er: „Ich verdiene auf Staatskosten erhalten zu werden, weil ich die gerechte Sache vertreten habe.“

Wird man Epictet anklagen, daß es ihm an Mut fehlte? Er unterwarf sich klagelos der qualvollen Folter eines langen Sklavendienstes unter einem grausamen Gebieter und er hinterließ ein Schriftwerk, welches neben dem von Marc Aurel das wirksamste Erziehungsmittel zur menschlichen Energie darstellt.

Savonarola, Huß, Etienne Dolet, Michel Servet, sie alle haben auf dem Scheiterhaufen, den ihnen der Fanatismus errichtete, Beispiele wahrer Tapferkeit gegeben, die nicht leicht überboten werden können. Will man den Mut preisen, so muß man von diesen großen Männern sprechen und der Jugend beibringen, wie man für die Wahrheit sterben und den Qualen Trotz bieten kann.

Das Leben der großen schöpferischen Geister ist voll von grausamen Zwischenfällen, die durch unbeugsame Beharrlichkeit überwunden wurden. Sie litten unter Verfolgung, Armut, Spott, vor allem durch Zweifelsucht. Was kümmerte sie Beschimpfung und Hohn, da sie überzeugt waren, im Besitz der Wahrheit zu sein? Doch man ist ja vor dem Irren nicht sicher. Der Zweifel ist die ärgste aller Qualen. Einen Gedanken zu verfolgen, für den man allein eintritt und der **vielleicht auf einem Irrtum beruhen könnte**, dazu gehört fast übermenschlicher Mut. Wieviel Seelenstärke muß man haben, um nicht bloß die Beschimpfungen der andern, sondern die eigenen Zweifel, die man im Busen trägt, zu besiegen?!

Christoph Columbus, Luther, Gutenberg, Galilei, Bernard de Palissy, Cervantes, wieviel des Schönen über friedliche Heldentaten gibt es da zu erzählen.

Columbus verfiht seine Ideen allein, gegenüber vieler Gegner. Ausgerüstet mit ein paar elenden Schiffen, wagt er sich auf unbekannte Meere. Seine Bemannung revoltiert. Er bietet den Meuterern die Stirn. Doch, indem er ihnen scheinbar nachgibt, bleibt er fest bei seinem großartigen Vorhaben. Endlich landet er an einer Küste. Eine neue Welt eröffnet sich der alten Menschheit! Unterdessen verschwören sich einige Schurken gegen ihn und nach Jahren der Haft und Verbannung stirbt er in Elend und Verlassenheit.

Luther, der umstürzlerische Mönch, wagt es, die Bestechlichkeit der Priester und Päpste zu verraten. Von allen Seiten gehetzt, verfolgt von Herrschern und Bischöfen, irrt er durch ganz Deutschland umher, ohne Unterlaß seine rächende Stimme erhebend.

Und Gutenberg! Wieviele Schwierigkeiten gab es zu überwinden, um seinem Werke Geltung zu verschaffen, eines der fruchtbringendsten Werke für den Fortschritt in der Welt! Wieviele Leiden hatte er zu überwinden! Und wie weit zurück blieb die zögernde Dankbarkeit der Völker gegenüber der Größe dieser Wohltat! Und Galilei, einer der höchsten Leuchten der Menschheit, war nicht auch er ein Held der Wahrheit? In hohem Alter und ruhmreich durch den Wert seiner Entdeckungen, noch mehr als durch seinen großen Ruf, ist er gezwungen, vor verblendeten Vorgesetzten zu knien und erblindet, schleppt er seine letzten Lebenstage im Gefängnis dahin, ohne sich zu einem Widerruf herbeilassen zu wollen.

Wieviele andere könnte man noch aufzählen, von Decartes angefangen, jenem geborenen Franzosen, der in Schweden starb, bis auf Lavoisier, der einer ruchlosen Tyrannei zum Opfer fiel! Von Molière, dem man ein christliches Begräbnis verweigerte, bis zu Cervantes, der zum Sklaven der Araber gemacht wurde! Von Michel Angelo und Rembrandt, bis Mickiewicz, Silvio Pelico, Viktor Hugo, Emile Zola. Sie alle haben ihre Werke der Wahrheit und Schönheit vollbracht in Verbannung, Gefangenschaft und Verfolgung.

Und damit wir nicht als Verächter des soldatischen Heldenumutes angeklagt werden, können wir Friedenskämpfer edle Beispiele unter den Kriegern anführen. Es genügt hier, drei zu nennen: Washington, Sherman, Garibaldi.

Diese hatten am Tage nationaler Verteidigung Proben von bürgerlichen wie von militärischen Mut abzulegen. Aber so groß und kühn sie auch als Befehlshaber gewesen sind, sie waren doch keine Kriegsfanatiker.

Garibaldi schrieb: „Milite qualche volte, perche nato in paese schiavo, ma sempre con repugnanza, convinti che sia un delitto doversi macellare reciprocamente per intendersi.“¹⁾

¹⁾ Angeführt durch Moneta: le guerre, le insurrezioni, e la pace. Milano 1905. II. 291.

Und General Sherman schrieb: „Ich bin ermüdet und krank durch den Krieg. Sein Ruhm ist nur wie der Strahl des Mondes. Nur die verlangen noch mehr Blut, mehr Trostlosigkeit, die niemals einen Schuß abgefeuert, die die Klagen Verwundeter vernommen haben. **Der Krieg ist eine Hölle.**“¹⁾)

Washington, ein Held des Friedens, sowohl als des Krieges, sagte sterbend: „Mein letzter Wunsch ist, den Krieg, dieses Wundmal am Körper der Menschheit, von der Erde verschwinden zu sehen.“²⁾)

Es wäre eine Ungerechtigkeit, die Namen jener zu verschweigen, die aus dem Kampf gegen die Leiden des Krieges ein wahres Apostolat gemacht haben. Sie waren und sind nicht bloß Friedensfreunde, sondern Pazifisten.

Diese beiden Bezeichnungen sind nicht synonym.

Der Friedliebende ist ein Mensch, der an Frieden glaubt und ihn liebt.

Der Pazifist ist der Apostel, der mit Energie und Überzeugung für den Sieg des Friedens kämpft. Obwohl das Wort „Pazifist“ jüngsten Datums ist (es wurde 1902 von unserem Freund Arnaud geprägt) gab es schon lange vor dieser Zeit Pazifisten.

Cobden, Henry Richard, Gladstone waren bereits vor einem halben Jahrhundert tatkräftige Pazifisten. Gladstone, als Chef der Regierung, hat zu wiederholten Malen nicht gezögert, friedliche Ausgleiche einem Kriege vorzuziehen; er hat selbst Territorien zurückerstattet, auf die er kein legitimes Recht zu haben glaubte. Es war wohl der einzige unter Staatsmännern der Vergangenheit, der die Eroberung eines schwachen Volkes, das durch ein stärkeres unterjocht wurde, nicht gelten ließ.

Henry Richard, der Begründer und die Seele der ältesten aller Friedensgesellschaften, wagte es ohne Furcht vor den Spötteereien, zu einer Zeit, da man dazu mehr Mut brauchte als heutzutage, die Behauptung aufzustellen, daß der Friede etwas Gutes und Notwendiges sei. Richard Cobden vertrat mit aller Berechtigung im englischen Parlament die Zusammengehörigkeit des Friedensprinzips und der Handelsfreiheit.

¹⁾ Angeführt durch Carnegie „Pour l' arbitrage“, franz. Übersetzung 82,

²⁾ Ibid. p. 89.

Cobden, John Bright, Henry Richard, Gladstone waren lange Zeit hindurch die einzigen Pazifisten der Welt. Und es bleibt der Verdienst der Engländer, durch die Stimme einiger dieser Redner und Staatsmänner die Sache des Friedens aufrecht erhalten zu haben, während im übrigen Europa der Krieg wütete.

In Frankreich gewann der pazifistische Gedanke anfangs nur wenig Anhänger. Mein Großvater, Charles Renouard, war einer von ihnen, dazu gehörten auch Laboulaye, Jules Simon, Ad. Franck, Ch. Lemonnier. Noch könnte ich Pater Gratry anführen; obgleich diese Erinnerung in die Tage meiner Kindheit weit zurückreicht, so entsinne ich mich, daß Père Gratry und mein Großvater, die in vielen Dingen entgegengesetzter Meinung waren, einander jedoch, den Wahnsinn des Krieges betreffend, vollkommen verstanden haben.

In Italien Graf Sclopis, Bonghi; in Rußland J. v. Bloch; in Belgien Laveleye; in Deutschland Franz Wirth; in Schweden Nobel. Ja wohl! Der berühmte Chemiker, der das Dynamit erfand, hatte den großmütigen Einfall, durch Erbschaft einen Teil seines beträchtlichen Vermögens, als Legat für jene zu bestimmen, die sich Verdienste in der Sache des Friedens erworben hatten.

Wenn ich von den zeitgenössischen Pazifisten reden wollte, wieviele Namen wüßte ich da zu nennen! Alle jene, denen es gegönnt war, an den internationalen Friedenskongressen teilzunehmen, werden zugeben, daß man nirgends eine Vereinigung von Leuten von so lebhaften, edelmütigen Empfindungen beseelt, beisammen finden wird. Redegewandt, rechtschaffen, aufrichtig, selbstvergessen, weder die Eitelkeit der Gelehrten, noch den Eigensinn des Erfinders, noch den Routine-Geist des Philisters kennend; der feigen Furcht vor Unpopularität unzugänglich, begehen sie keinen anderen Fehler, als den, die andern Leute für eben so edel und eben so selbstlos zu halten, wie sie es selbst sind.

Da ich sie nicht alle aufzählen kann, werde ich mich damit begnügen, ihre Führer zu nennen.

Vorerst Fréderie Passy, der seit einem halben Jahrhundert sein Leben dieser edlen Sache geweiht hat. Ein machtvoller Redner, gelehrter Nationalökonom, geistvoller und gemühtiefer Schriftsteller und sinniger Dichter, widmet er sich unermüdlich seinem Friedens-Apostolat, ohne sich von der Last seiner Jahre niederbeugen zu

lassen. Er ist vielleicht einer von denen, die am meisten zur Vorbereitung der beiden einfachen und fundamentalen Gedanken beigetragen haben, daß der Frieden ein hohes Gut, der Krieg aber nicht bloß ein Unglück, sondern eine Torheit ist.

Elie Ducommun, Sekretär des internationalen Friedensamtes in Bern. Diese bewundernswerte Institution, die anfänglich nur auf schwankenden Boden stand und mit recht bescheidenen Mitteln arbeitete, ist heute einflußreich geworden, dank der Tatkraft dieses Mannes, den der Tod erst vor kurzem aus unserer Mitte gerissen hat.

Randal Cremer, Mitglied des englischen Parlaments, ein schneidiger Redner, unerschütterlicher Logiker, einer der Begründer der interparlamentarischen Union, neben F. Passy und Jules Simon.

Ch. A. Gobat, ebenfalls Mitglied der interparlamentarischen Konferenz, deren General-Sekretär er seit dem Anfang ihres Bestandes ist.

Bertha v. Suttner, die Seele der Friedensbewegung in Österreich und Deutschland seit bald 20 Jahren. Sie hat für die Sache des Friedens, des internationalen Rechtes und der Gerechtigkeit durch ihre Beredsamkeit und ihr schriftstellerisches Können und Wirken so Großes geleistet, daß unsere dankbare Bewunderung und Anerkennung, so groß sie auch ist, ihren Verdiensten niemals die Wage halten kann.

Hodgson Pratt, den kürzlich der Tod dahingerafft, auch er war ein Veteran des pazifistischen Gedankens. Er besaß eine ebenso große Seele als hohe Intelligenz.

E. T. Moneta, der Führer der pazifistischen Partei in Italien, ist ein geschickter Politiker, ein fruchtbarer Schriftsteller, ein vorzüglicher Redner. Und noch so viele andere, deren Namen ich bloß nennen kann! In Frankreich d'Estournelles de Contant, der Initiator der Schiedsverträge zwischen Frankreich und England; Beauquier, der Vorsitzende der franko-italienischen Liga; Emile Arnaud, eine Autorität in allen juridischen Fragen; Michel Révon, Gaston Moch, André Weiß, L. Le Foyer, J. Dumas, und Mme. Séverine (wenn man sie nicht gehört hat, ahnt man nicht, welche Höhe die Kunst der Beredsamkeit erreichen kann),

und Mme. Flammariön, die sich bemüht, in der Seele der Frau, die sich gegen alle Neuerungen so ablehnend verhält, den Friedensgedanken zu wecken.

Auch darf man den Fürsten Albert von Monaco nicht vergessen, der mit seinem machtvollen Geist und seinem edlen Herzen sich offen als Pazifist bekennt. Er hat das internationale Friedensinstitut gegründet, welches in der zukünftigen Evolution Europas gewiß eine hervorragende Rolle spielen wird.

In England der eifrige und beredsame Stead; Sir Thomas Barclay, Alexander, Evans Darby, Moscheles, Perris, Clarke, diese hatten den größten Mut, im Momente, da der Krieg mit Transvaal ausbrach, sich der allgemeinen Strömung zu widersetzen und gegen diesen Krieg zu protestieren

In Rußland Novikoff, der ebenso geistvolle als gründliche Schriftsteller und Tolstoi einer der leuchtendsten Genies unserer Zeit.

In Deutschland Richter, der tatkräftige Präsident der deutschen Friedensgesellschaften, Quidde, Feldhaus, O. Umfried und Fried, der unermüdliche Kämpfer für die Friedensidee durch Blätter, Bücher und Vorträge. In Italien Giretti, der Marquis Pandolfi, A. Pierantoni, L. Tiberi. In Belgien H. Lafontaine, Verfasser einer bewunderungswürdigen Bibliographie für Frieden und Schiedsgericht, Houzeau de Lehay, Descamps. In den skandinavischen Ländern: Bayer, Arnoldsohn, Ulmann, Nilsson, Lund und der berühmte Björnson.

In den Vereinigten Staaten B. Trueblood, Mrs. Belva Lockwood, in Ungarn Graf Apponyi, General Türr; in Portugal Magalhaes Lima, Mme. Lacombe.

Noch eine Menge könnte ich aufzählen, die nicht minder Beredsamkeit und Hingebung besitzen. Über die Welt zerstreut gibt es 200 Pazifisten, die eine wahrhafte Elite bilden. Das genügt, damit der pazifistische Gedanke fortlebe. Allerdings ein Generalstab ohne Soldaten. Aber die Massen sind es nicht, die die Gedanken leiten. Wir sind zwar nicht sehr zahlreich, doch bilden wir einen festgeschlossenen Ring und haben das Recht, auf einander stolz zu sein. Denn diese Friedenspartei, die von den positiven Leuten und frivolen Geistern so verhöhnt wird, bildet eine der intellektuellen

Großmächte unserer Zeit. Wenn man also wissen will, worin der Geist des Pazifismus besteht, so sind es die Schriften dieser Führer, in denen man es finden kann. Und so lange wir solche Lehrmeister haben, darf uns der Vorwurf nicht gemacht werden, daß wir weibische Gemüter heranbilden.

Wir wollen eine mannhafte Erziehung; wir verlangen, daß die Achtung vor der Gerechtigkeit und der Kultus der Wahrheit bis zum Tode und zum Märtyrertum gehen. Wenn wir uns gegen die Leiden des Krieges auflehnen, so geschieht es nicht, weil es Leiden, sondern weil es überflüssige Leiden sind. Wir stellen nichts höher, als für die Wahrheit sein Leben zu lassen, aber nichts erscheint uns blödsinniger, als um des „europäischen Gleichgewichtes“ willen in den Tod zu gehen.

Wenn es auf mich ankäme, so müßte man auch jener falschen Barmherzigkeit ein Ende machen, wie sie in den Gesellschaften zur Rettung der Verwundeten, dem „roten Kreuz“ und ähnlichen Institutionen, waltet. Denn wahrlich, sie sind fast lächerlich, diese kostspieligen Einrichtungen, welche Anspruch darauf erheben, die Leiden des Krieges zu lindern. Flößt mir auch das Todesgrauen der Verwundeten und das Stöhnen der Sterbenden großes Erbarmen ein, so ziehe ich es vor, statt über ihre Schmerzen in Rührung zu zerfließen, und mich zu bemühen, Verbandstoff und antiseptische Mittel herbeizuschaffen, meine ganze Energie daranzusetzen, daß diese unsinnigen Massakern sich nicht wiederholen.

Schließlich ist es doch besser, nicht verwundet, als nach der Verwundung gut gepflegt zu werden, seien die Chirurgen noch so geschickt und die Ambulanzen noch so vorzüglich eingerichtet.

Man darf also den pazifistischen Geist nicht mit einer humanitären Gefühlsduselei verwechseln, welche über Leiden jammert, denen sie nicht einmal versucht, ein Ende zu bereiten. Die wahre Humanität besteht im Handeln, nicht im Wehklagen. Verwundete pflegen, ist gewiß schön: verhüten, daß Verwundete gemacht werden, ist tausendmal schöner.

Eine andere Eigenschaft des Pazifismus ist, daß er entschieden international ist.

F. Brunetiére sagte einmal, er ziehe den literarischen Unterricht dem wissenschaftlichen vor, weil das Studium der Wissenschaft

nicht im nationalen Sinne statthaben kann. Da hat er tausendmal recht. Die Gesetze, welche die Vereinigung von Sauerstoff und Stickstoff feststellen, haben mit nationalen Grenzen nichts zu tun. Nichts gibt uns im Gegenteil eine richtigere Idee unserer armseiligen nationalen Beschränktheit und Eitelkeit, als die einfache Verkündung eines wissenschaftlichen Gesetzes. Auch sind alle Männer der Wissenschaft gegen ihren eigenen Willen gezwungen, Internationalisten zu sein. Ihr aufrichtiges Bestreben war es von jeher, eine allgemeine Sprache, eine überall gültige Nomenklatur zu finden, die unsere Gebietsabgrenzungen überbrückt und es hat den Anschein, daß man in Geologie, Theologie, Chemie, Botanik auf den Punkt solcher Verständigung gelangt ist, wie dies zu allen Zeiten die Mathematiker gehalten haben.

Es ist also überflüssig, auf dem Gebiete des wissenschaftlichen Unterrichtes von Internationalismus zu sprechen, da das Wort „nationale Wissenschaft“ ein Unding ist.

Die Grundlage aller modernen Erziehungssysteme muß eben das Studium der Wissenschaft sein. Auf diese Art wird sich unfehlbar der Begriff einer erweiterten Menschheit bilden, denn jede große, wissenschaftliche Wahrheit wird Gemeingut aller. Um ein beliebiges Beispiel zu wählen: es sind Italiener, Franzosen, Deutsche, Dänen, Engländer, die die Elektrizität gefunden haben und die dankbare Wissenschaft hat den elektrischen Einheiten die Namen jener großen Männer beigelegt, ohne sich um Nationalität zu bekümmern. Es gibt Volts, Colombs, Amperes, Ohms, Farads, Joules, ein Zugeständnis, das man dem wissenschaftlichen Sprachgebrauch gemacht hat, einem fruchtbringenden Zusammenarbeiten der Gelehrten aller Länder zuliebe.

Der Gedanke an eine nationale Kunst ist ebenso lächerlich. Bedeutende Maler gibt es in jedem Lande: Rembrandt, Velasquez, Raphael; und große Musiker wie Beethoven, Wagner, Verdi, Gounod; berühmte Bildhauer wie Phidias, Michel Angelo, Puget, Thorwaldsen. Man versteht ebenso wenig den Nationalismus eines Museums, wie den eines zoologischen Gartens.

Doch das wird nicht bestritten, nicht einmal von Brunetière. Nun handelt es sich darum zu erfahren, ob die literarische Erziehung einen internationalen Charakter haben soll.

Nun, obwohl ich unsere eigene wunderbare Literatur jeder anderen vorziehe, so scheint es mir doch ein Unrecht, der Jugend die Kenntnis fremder Literatur vorzuenthalten.

Allerdings sind tatsächlich die griechischen und lateinischen Autoren fremde. Spricht man von einem nationalen literarischen Unterricht, so macht man eine einzige Ausnahme mit den Autoren des Altertums.

Aber wie sehr wir auch die klassische Antike hochhalten, so muß man doch zugestehen, daß die zeitgenössischen deutschen oder englischen Schriftwerke in wahrhaft psychologischem Sinne des Wortes uns viel weniger fremd erscheinen müssen, als die Dramen des Aeschilos oder die Oden des Horaz. Auf diese Art ist der klassische Unterricht auf griechischer und lateinischer Basis schon ehrlich international.

Aber das Griechische und Lateinische genügt nicht und dem Studium der englischen, deutschen, italienischen und spanischen Meisterwerke sollte ein größerer Raum in unserer Erziehung und unserer Lektüre gegönnt werden. Warum bekommen die Schüler Werke wie Hamlet, Don Quixote, die göttliche Komödie und Faust nicht zu lesen? (Wenigstens in der Übersetzung.) Ich nenne bloß diese 4 Werke, ich könnte viel andere nennen, doch ist hier deren Aufzählung überflüssig.

Und fragt man: „Zu welchem Zweck?“ so ist es leicht mit einem Argument ad hominem zu antworten. Was würden wir zur Bildung eines Deutschen oder Engländers sagen, der weder den Cid, noch le Misanthrope, les Caractères, la Légende des siècles, noch die Fabeln von Lafontaine gelesen hätte? Wir könnten ihn mit vollem Rechte bedauern.

Wohl gemerkt, es handelt sich hier bloß um die Schüler. Späterhin würde es für jeden Gebildeten eine Notwendigkeit sein, die fremdländische Literatur einigermaßen zu kennen. Berufsmäßig, und um nicht von krasser und unverzeihlicher Unwissenheit zu erscheinen, wird er genötigt sein, die technischen Fachschriften ausländischer Verfasser zu lesen; aber außer den Fachwerken wird er noch andere Bücher lesen und kennen müssen, will er nicht einen besonders beschränkten geistigen Horizont behalten.

Das Lesen dieser fremdsprachigen Bücher: Walter Scott, Ibsen, Tolstoi, Dostojewsky, Kipling, Andersen, D. de Foë, Sterne, Macaulay,

Schiller, Heine, Schopenhauer, Pelico, Wells, Dickens, Manzoni Fogazzaro, Turgenieff, Herbert Spencer, Swift, Lessing – ich zitiere sie, wie sie mir gerade einfallen – wird nicht nur ein großer ästhetischer Genuß, sondern auch eine nützliche Erziehung zum Frieden sein. Indem man in den Geist jener großen Meister des Schrifttums eindringt, wird man in seiner Seele keine nationalen, aber rein menschliche Gefühle wecken.

Die Chinesen haben – mit welchem Nutzen, ist bekannt – gerade das entgegengesetzte System verfolgt. Es ist ein paar tausend Jahre her, da haben sie den schönen Satz ausgesprochen, der die Devise aller Nationalisten ist: China den Chinesen. Dann haben sie, den Worten die Tat folgen lassend, eine hohe Mauer aufgerichtet, damit die Gedanken, Schriften, Sprachen und Ansichten der fremden Teufel ihre unreinen Flutwellen nicht den Gedanken, Schriften, der Sprache und den Anschauungen des heiligen China beimengen.

Dennoch sind die Chinesen ein friedliebendes, ganz erstaunlich friedliebendes Volk; das beweist, daß man zugleich national und pazifistisch denken kann. Aber ein solcher Pazifismus ist mir ein Greuel. Wie warm ich auch der Friedenssache anhänge, so erscheint mir doch jene Exklusivität, die nichts von hohen geistigen Werten wissen will, weil sie außerhalb unseres nationalen Bodens entsprossen, fast noch widerwärtiger als der Krieg.

Hat man einmal die Meisterwerke aller Welt gelesen, so wird man vollkommen davon überzeugt sein, daß es auf unseren Planeten keine Nation gibt, die von Gott auserkoren wäre, richtunggebend für alle Welt zu sein. Ein naiver Dünkel hat die Franzosen glauben lassen, daß sie allen anderen als Führende vorangestellt werden sollen; den Engländern, daß sie allen anderen überlegen seien, den Deutschen, daß sie das Salz der Erde sind. Nun denn – mit nichten! Ihr müßt euch alle bescheiden. Deutsche, Engländer, Italiener, Franzosen, ihr müßt euch drein fügen: eine sogenannte nationale Superiorität ist Unsinn. Eure Verdienste sind, alles in allem mit einigen geringen Verschiedenheiten, von gleichem Wert.

Ist diese Überzeugung einmal gewonnen, so folgt daraus notwendigerweise, daß sich keine Nation mehr das Recht herausnehmen kann, die anderen zu bevormunden. Man wird die großen

europäischen Nationen als Schwestern betrachten, welche die gleichen Verdienste haben. Jeder Vorwand zur Oberherrschaft wird dadurch behoben sein und es wird die vornehmlich pazifistische Anschauung, daß die Nationen einander ebenbürtig sind, zur Geltung gelangen.

Zugleich wird man begreifen, daß das gemeinschaftliche Werk nur durch die Konkurrenz der Arbeiter aller Länder nutzbringend durchgeführt werden kann. Es hieße, sich freiwillig selbst verstümmeln, wollte man auf ausländische Hilfe verzichten. Es wäre ebenso widersinnig, sich auf die engeren nationalen literarischen Produkte beschränken zu wollen, wie es von einem deutschen Gelehrten lächerlich wäre, den Gebrauch üblicher Namensbezeichnungen in der Chemie abzulehnen, weil sie von einem Franzosen eingeführt wurden; oder von einem italienischen Musiker, der Beethovenische Sonaten nicht anhören wollte, weil Beethoven ein Deutscher war.

Dennoch würde die Pflege fremdländischer Geisteswerke die gründliche Erlernung fremder Sprachen nicht unbedingt notwendig machen. Auf jeden Fall dürfte das Latein nicht vernachlässigt werden, vor allem nicht das Französische, das ja so schwer korrekt zu sprechen ist. Ebenso wenig die Weltgeschichte! Und die Wissenschaften, die man um keinen Preis aufgeben dürfte. Es gibt so vieles zu lernen, daß ich mir Vorwürfe machen würde, das Lehrprogramm noch stärker zu belasten. Was wäre also diesfalls zu tun? — Die jungen Leute der Lyzeen und Schulen ein oder zwei Jahre im Ausland studieren zu lassen. Sie würden dann die gleichen Kurse nach gleichem Programm durchmachen wie in der Heimat und zu gleicher Zeit würden sie ohne besondere Mühe eine fremde Sprache erlernen.¹⁾

Die Auslagen würden minimal sein, da die Erziehungs- und Erhaltungskosten in allen Großstädten Europas ungefähr die gleichen sind.

¹⁾ Ein wohlthätiger Mann, M. T. Mathieu, hat eine internationale Gesellschaft zum Austausch von Kindern und jungen Leuten ins Leben gerufen, zum Zweck der Erlernung fremder Sprachen. Die Ergebnisse waren in jeder Hinsicht vortreffliche. Es wäre wichtig, daß derlei Gesellschaften sich mehren, wachsen und gedeihen. Ein ganzes Programm internationalen Unterrichtes wäre hier zu entwerfen. Man beschäftigt sich damit, eine Art internationalen Diploms zu schaffen. Der Gegenstand ist zu weitläufig, um hier, wenn auch nur flüchtig, erörtert zu werden.

Für die allgemeine Geistespflege und die Entwicklung pazifistischer Denkweise wäre der halb nationale, halb ausländische Unterricht sehr fruchtbringend. Er würde vielfach die herrschenden, albernen Vorurteile aufheben. Es würden sich zwischen der Jugend der verschiedenen Nationen freundschaftliche Beziehungen bilden. Sicher würden dann in reiferen Jahren die jungen Leute sich später mit Herzlichkeit der glücklichen Zeiten, der guten Kameraden und vortrefflichen Lehrer erinnern, die ihnen jenseits ihrer Landesgrenzen begegnet sind.

Man wird einwenden, daß es sich hier nur um den kleinen Teil der Bevölkerung, die Mitglieder der höheren Schulen handelt. Gut. Aber das wäre doch der führende Teil der Nation, derselbe, der die Geschicke des Landes zu leiten hat.

Übrigens wer weiß, ob für Arbeiter und Angestellte ein Aufenthalt im Auslande unter solchen Bedingungen nicht auch durchführbar wäre? Warum sollten die Lehrjahre nicht ebensogut anderswo durchgemacht werden als im eigenen Vaterland?

Ich mache keine weiteren Ausführungen: ich weiß, daß die Zeit in dieser Richtung die Sitten umgestalten wird. So ist denn der pazifistische Geist aufrichtig **internationalistisch**. Aber weshalb sollte man dieses Wort scheuen?

Man weiß, daß Worte Verräter sind und daß sie durch den Gebrauch oder Mißbrauch andere Bedeutungen annehmen als die ursprünglich grammatikalische; so hat auch das Wort „Internationalismus“ die Bedeutung einer Lästerung angenommen.

Aber ich fühle mich durch diese Bedeutung ebensowenig eingeschüchtert, als es ein Bretoner wäre, den man Franzosen nennt.

Man kann ein guter Bretoner und dabei ein guter Franzose sein, weil ja die Bretagne einen Teil Frankreichs bildet und wer die Bretagne liebt, der liebt auch aus demselben Grunde Frankreich. Wir haben unser Vaterland; wir müssen es lieben, d. h. ausgesprochen national sein. Wir haben aber auch noch ein anderes Vaterland, das die ganze Menschheit umschließt. Auch dieses müssen wir lieben, d. h. entschieden international sein.

So mächtig der Internationalismus auch sein möge, so wird er doch glücklicherweise niemals die engeren Vaterländer verdrängen — die großen, wie Frankreich, die kleinen, wie die Bretagne —

oder die Auvergne. Verschwinden werden nur die kolossalen Heere, welche die Landesgrenzen bewachen, mit den von Kanonen strotzenden Festungen, mit Kartätschen angefüllte Arsenale und die von Soldaten überquellenden Kasernen. Wenn diese unheilvolle Zeit vorüber ist, dann wird es zwischen Frankreich und Deutschland keine gegnerischen Armeen mehr geben, ebensowenig als es solche zwischen der Bretagne und Normandie gibt. Eine Herrschaft des Friedens wird eintreten, die dem Patriotismus der Franzosen und Deutschen freie Bahn gewähren wird.

Doch anstatt sich auf den Schlachtfeldern zu betätigen durch Verwüstung des Landes, durch Tötung von Menschen, wird dieser Patriotismus nichts anderes mehr sein, als eine Rivalität im Frieden, mit der wehmütigen Erinnerung an ehemals, da die Väter einander in schrecklichen Schlachten bekämpften, die ebenso mörderisch als nutzlos waren: Sparta und Athen, Rom und Albanien, Pisa und Lucca.

Nicht etwa das „goldene Zeitalter“ wird das sein; aber ein Stand der Dinge, der weniger schwer zu tragen sein wird, als der gegenwärtige. Meine Landsleute werden weniger elend dran sein und da die Liebe zu meinem Vaterland mit der Liebe zu meinen Landsleuten zusammenfällt, so antworte ich, wenn man mich fragt, weshalb ich Internationalist bin: weil ich mein Vaterland mit Leidenschaft liebe.

Ich würde auch sagen, man müsse Antimilitarist sein; aber die Bedeutung dieses Wortes hat sich geändert, seit Rasende es durch ihre haßerfüllten Ausfälle gegen die Armee prostituiert haben. Ein verbrecherischer Haß in der Tat! Denn die Armee repräsentiert in ihren Soldaten die ganze Nation, in ihren Offizieren die geistige Elite des Landes. Man darf die Armee weder schmähen, noch verleumden, man muß sie überflüssig machen, was doch ganz etwas anderes ist.

Vor allem muß man die Überzeugung gewinnen, daß der Geist des Friedens nicht an diese oder jene politische Meinung gebunden ist.

Zu den Katholiken sage ich: „Lehrt das Evangelium uns nicht, daß wir alle Brüder sind?“ Heißt es nicht: „Wer das Schwert zieht, wird durch das Schwert umkommen?“ Weshalb macht ihr

nicht mit uns gemeinsame Sache? Wenn das Evangelium vielleicht in euren Augen nicht ganz zeitgemäß erscheint, weßhalb hört ihr nicht auf die Worte der großen Päpste des Mittelalters und der modernen Zeit, wie z. B. Leo XIII., der nicht zögerte, in einem berühmten Hirtenbrief den Krieg zu verurteilen.

(Man gestatte mir, hier eines persönlichen Erlebnisses zu gedenken. Es mag etwa ein Dutzend Jahre her sein, daß ich, den Wünschen eines unserer Freunde nachkommend, einen hervorragenden Prälaten, Msgr. X. . . , besuchte. Ganz ehrfurchtsvoll bat ich ihn, unserer Friedensgesellschaft beizutreten. Er hörte mir mit großem Wohlwollen zu. „Entschuldigen Sie,“ sagte er, als ich mein Anliegen vorgebracht hatte, „gibt es in Ihrer Gesellschaft nicht auch Protestanten?“ — Ja, Monseigneur. — „Auch Juden?“ — Ja, Monseigneur. — „Auch Freidenker?“ — Ja, Monseigneur. „Wie können Sie dann verlangen, daß die Wahrheit neben den Irrtümern Platz haben solle?“ Anfangs war ich etwas verblüfft. „Nun Monseigneur,“ antwortete ich endlich, „ich glaube kein Ketzer zu sein, wenn ich mir einbildete, daß alle Menschen Brüder wären und daß sie einander lieben sollten.“ „Aber liebes Kind, das ist auch keine Ketzerei,“ versetzte er lebhaft, dann schob er mich sanft aus der Tür und damit hatte die Unterredung ein Ende.)

Wie wenig so groß und edel denkende Christen kann ich leider Gottes anführen, wie die Père Gratry, Père Manneus, der Abbé Deguerry und Arthur Desjardins gewesen, die ihrem Glauben ebenso treu ergeben waren, als der Liebe zum Frieden! Die Geistlichkeit und die Katholiken halten sich uns fern; sie sehen es nicht ein, daß der Friedensgeist der wahre Geist des Evangeliums ist.

Zu den Republikanern würde ich sagen: „Eure Sache und die Sache des Pazifismus ist die gleiche. Die Worte, welche ihr im Munde führt — und ohne Zweifel auch im Herzen tragt — diese Worte von Gerechtigkeit und Freiheit können nur Wirksamkeit erlangen durch den Frieden. Denn der Krieg ist die Verneinung aller Gerechtigkeit, er stammt aus Despotismus, er schafft den Despotismus. Was habt ihr von einer vergänglichen Popularität? Ihr trachtet nach dem Beifall der großen Massen und fürchtet für Vaterlandslose gehalten zu werden. Aber kümmert euch nicht um

das Geschrei der Menge. Erhebt euer Gewissen über diese niedrige Ängstlichkeit. Die wahre politische Weisheit ist, in die Zukunft zu schauen. Nun, die Zeit der Herrschaft des internationalen Friedens ist viel näher, als kurzsichtige Politiker vermuten. Wenn ihr der Strömung der mächtigen Friedensbewegung nicht folgt, so wird sie sich ohne euch, trotz euch und gegen euch Bahn brechen.“

Den Sozialisten – die zwar den Friedensgedanken verfechten, aber nicht mit uns gehen wollen, unter dem Vorwande, die Pazifisten seien Stubengelehrte, Schriftsteller, Philosophen, kurz gehörten zu der verhaßten Sekte der Bourgeois – den Sozialisten möchte ich zurufen: „Was kümmern euch die Meinungsverschiedenheiten, die uns trennen? Einen Gedanken gibt es, der uns einigt. Kämpfen wir mit einander für ihn. Da wir eine Sache unterstützen, die ihr als eine gerechte anerkennt, helft uns, damit sie triumphiere. In dieser Gesellschaft, die sich eurer Ansicht nach auf ungerechter Basis aufbaut, ist das allererste Übel – der Krieg. Ihr wißt es so gut wie wir. Also kämpfen wir Schulter an Schulter um diese Parzelle Gerechtigkeit.“

Den Monarchisten Englands, Deutschlands und Italiens würde ich sagen: „Die Geschichte lehrt uns, daß die Throne niemals ernster bedroht waren, als durch Kriege von außen. Damit eine Monarchie gedeihen könne, braucht sie den Frieden. Monarchien, die durch das allgemeine Wahlrecht gestützt, um das Gemeinwohl besorgt sind und welche die Zukunft der Dynastien nicht dem Spiel des Zufalls auf Schlachtfeldern preisgeben, werden unverwüstlich sein. Nehmt die große Emanzipation der Menschheit zugunsten des Friedens an – mehr noch: stellt euch an ihre Spitze, dann werdet ihr weder Aufstände, noch Revolutionen zu befürchten haben.“

Katholiken, Republikaner; Royalisten, Sozialisten, wollt ihr euren Einfluß auf die Völker ausüben, so seid entschiedene Vertreter und Verteidiger dieses einfachen, edlen Gedankens: **daß mit der Kriegsinstitution gebrochen werden muß.**

Es gibt zwei Mächte in der Welt, die einander bekämpfen: Ormuz und Ahriman, das Licht und die Finsternis. Man kann Licht verbreiten helfen, oder die Finsternis.

Die Finsternis, das ist die alte Geschichte: Anbetung der rohen Kraft, Mißachtung des Rechtes, Vernichtung der Persönlichkeit, Verherrlichung der Tyrannen, Eroberer und Henker.

Das Licht ist die Geschichte der Zukunft: der Kultus des souveränen Rechtes, die Achtung vor der Persönlichkeit, die Verherrlichung der Sieger des Geistes, die Anerkennung aller Vaterländer, das Zusammenwirken aller fleißigen Menschen, die eines guten Willens sind.

Und um dem Lichte entgegenzuschreiten, bedarf es der Vollkraft des Willens, des Glaubens an den Richter in der eigenen Brust und der Kühnheit selbständigen Denkens.

Und da der Kampf eine der Existenzbedingungen ist, so muß man, wenn man von wahrhaft pazifistischem Geist durchdrungen ist, sich auch auf den Kampf bereiten.

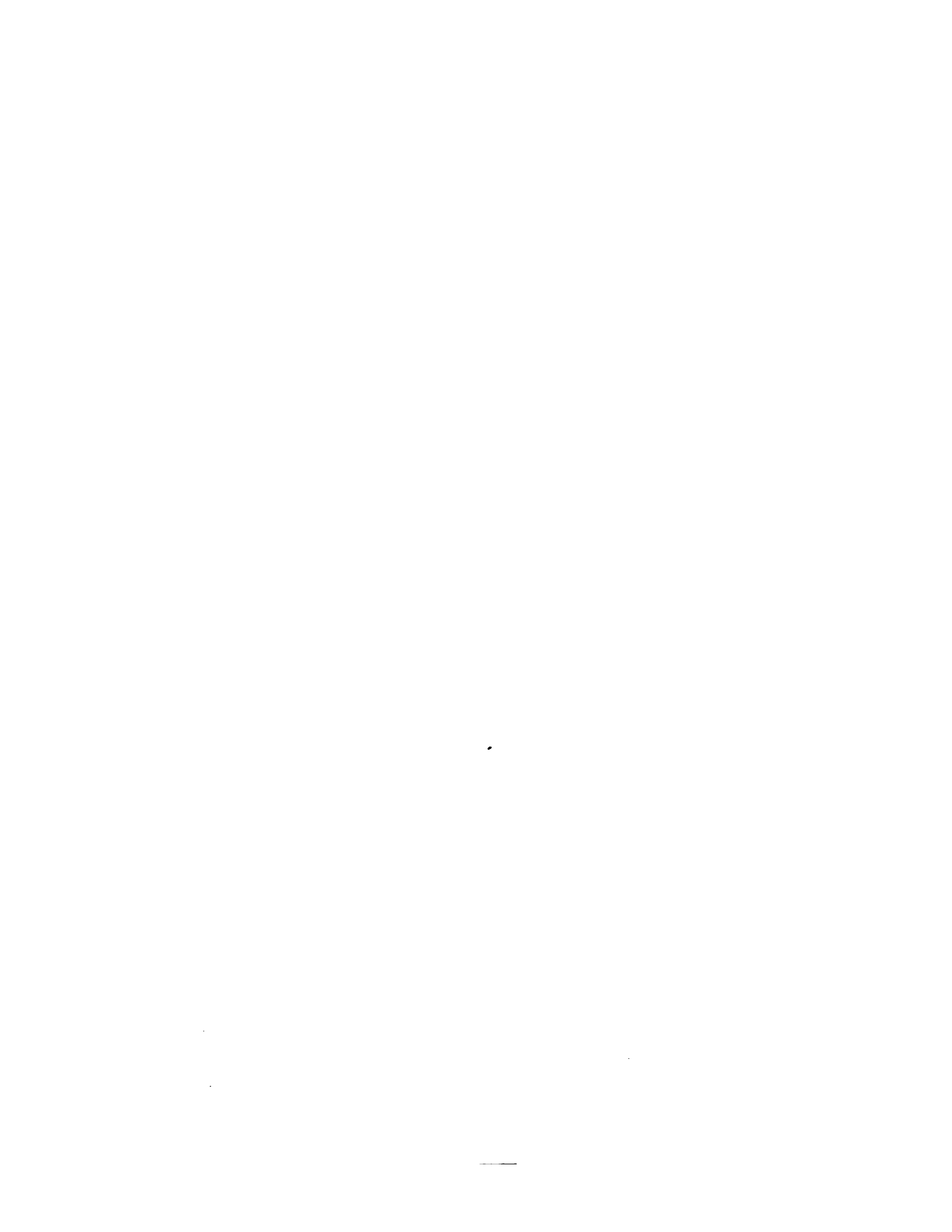
Aber das wird nicht mehr der Kampf und Krieg gegen den Menschen sein, sondern Kampf und Krieg gegen die Dinge.

Wir können die Kämpfe der Menschheit in drei Zeitperioden einteilen.

Zuerst die vorhistorische Epoche. Da der Mensch noch in seinen Höhlen von reißenden Tieren bedroht war und es Bären, Tiger, Schakale und Schlangen zu bewältigen gab. Er hat sie bewältigt. Das ist das erste Zeitalter: der Kampf mit dem Tiere.

Dann folgt eine andere lange Epoche, die historische. Als die Menschen Herr geworden waren über die wilden Tiere, schlossen sie sich zu Gesellschaften zusammen. Und diese haben den großen Irrtum begangen, sich gegenseitig zu bekämpfen. Das ist der zweite Zeitabschnitt: der Kampf des Menschen gegen den Menschen.

Jetzt naht eine neue, lichtbringende Zeitepoche: der Mensch hat endlich begriffen, daß sein Bruder nicht sein Feind ist, daß er die ihn umgebenden Kräfte sich dienstbar machen muß. Das ist das Zeitalter, das jetzt aufdämmern soll und dessen Geburtsstunde wir beschleunigen können: der Kampf gegen die Materie.



Zweites Buch.

Der Frieden ist möglich.



I.

Ist die Abschaffung des Krieges eine Schimäre?

Wir haben die Einwände derjenigen eingehend widerlegt, die sich zu Verteidigern des Krieges aufwerfen. Aber auf diese Einwände zu erwidern, ist nicht das Wichtigste; denn am häufigsten begnügt man sich mit der Bemerkung — und ich habe hundertmal diese elende Behauptung vernommen: — „Zugegeben, der Krieg ist ein Übel — aber ein notwendiges. Ihr macht also vergebliche Versuche, ihn zu bekämpfen. Ihr Pazifisten seid Schwärmer und werdet eure Träume niemals verwirklicht sehen.“

Von allen Mitteln, die man anwendet, um die Meinung der andern zu vernichten, ist das sicherste, diese Meinung als Hirnspinnst, als Schimäre hinzustellen. Das ist eine Bezeichnung, auf die man schwer erwidern kann und man ist ohne alle Diskussion mundtot gemacht. Trotzdem betrachten wir uns nicht so rasch für geschlagen.

Das Wort Schimäre ist sehr bald ausgesprochen; doch vor allem möchten wir wissen, was eine Schimäre von einer Realität unterscheidet. Es ist dies eine Frage der Zeit, sonst nichts.

Die Schimäre von gestern ist Realität von heute, die Schimäre von heute — Wirklichkeit von morgen.

Die Führer der Menschheit, das waren die größten Utopisten aller Zeiten, es waren diejenigen, welche soziale Zustände erdachten, die sich von den augenblicklich herrschenden unterschieden; sie haben sich nicht gescheut, von den Neunmalweisen als Narren bezeichnet zu werden; dennoch sind es diese großen „Narren“, welche die Welt bewegt haben.

Die Klugen, die unfähig zu jeder Erfindung, jeder Veränderung feindlich und Anhänger aller traditionellen Ideen sind, legen sich gern den Titel praktische Geister bei und sie spotten über alles, was den hergebrachten Formen, in die sie eingesponnen sind, entgegensteht. Sie sagen mit Vorliebe: „Ich bin kein Träumer, ich bin ein ernster Mensch; ich lasse nur gediegene Wahrheiten gelten, die eine sofortige praktische Anwendung gestatten.“

Sie sind sich dessen nicht bewußt, daß die Zukunft von Träumern, von Utopisten vorbereitet wird, von Leuten, die Höheres zu erfassen vermögen, als die jämmerliche Wirklichkeit von heute.

Nicht jene praktisch Denkenden sind es, welche die Menschheit lenken, denn sonst bliebe die Menschheit stets an dieselbe Kette geschmiedet. Es sind die Utopisten, die Erfinder, die Neuerer, die Eroberer des Gedankens. Diese sind die wahren Führer der Welt; und die praktischen Männer leisten den Utopisten schließlich doch Gefolgschaft, trotz ihres unaufhörlichen Widerstandes; denn instinktiv dem Fortschritt entgegendrängend, beschreiten die großen Massen doch den Weg, den ihnen die Schwärmer vorgezeichnet haben.

Gab es jemals einen größeren Utopisten als Jesus Christus? Er verkündete in der Bergpredigt Gleichheit, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, in einer Welt, in der es nur Barbarei und Ungerechtigkeit gab. Nachdem noch immer Gewalt und Ungerechtigkeit die Welt beherrschen, hat allerdings die Lehre Christi noch nicht triumphiert, aber wenigstens hat sie das Ansehen eines Triumphes, da derjenige, welcher seiner schimärischen Lehren wegen gekreuzigt wurde, als Gott verehrt wird.

Welch große und unverbesserliche Utopisten waren die Männer der französischen Revolution? Sie haben das Althergebrachte anzutasten gewagt. Wie Christus, wollten auch sie ein neues Régime begründen, ohne sich von der jahrhundertalten Routine aufhalten zu lassen. Sie stifteten auch wirklich eine neue Gesellschaftsordnung, in der alles nach einem abstrakten Ideal eingerichtet war. Sie haben der Theorie in das wirkliche Leben Eingang verschafft. Und wenn auch nicht der ganze Riesenbau vollständig übrig geblieben ist, so ist das Gebäude immer noch sicher genug, um der modernen Gesellschaft provisorisch als Obdach zu dienen. Die sogenannten

positiven Leute sind in Wahrheit die am wenigsten zuverlässigen, denn sie bilden sich ein, die Welt werde endlos in den alten Irrtümern stecken bleiben. Sie wollen es nicht verstehen, daß das Evolutionsgesetz ein für alles Lebende geltendes ist und daß die Entwicklung der Menschheit sich sehr rasch vollzieht.

Man braucht bloß die bedeutenden Eroberungen der Zivilisation aufzuzählen und man hat eine Liste der Dinge, die von unseren Vorfahren für Utopien gehalten wurden. Der Suezkanal galt Jahrhunderte hindurch für ein lächerliches Unternehmen. Welcher Wahnwitz, zwei Meere vereinigen zu wollen, zu zerstören, was die Natur gebaut hat! Vor allem ist das Niveau des Mittelländischen und des Roten Meeres nicht das gleiche. Dann, es wird kein Wasser für die Durchströmung des Kanals geben. Er wird versanden. Die Staaten werden sich den Durchsticharbeiten widersetzen. Und wenn es auch gelänge, diesen unmöglichen Kanal zu graben, wird der Nutzen des Verkehrs unbedeutend sein, die Schiffe werden im Sande stecken bleiben. Die Einwände gegen diese Schimäre wurden in umfangreichen gelehrten Bänden aufgehäuft. Das übrige weiß man. Die energische Willenskraft eines einzigen Mannes hat genügt, das zur Wirklichkeit zu machen, was Fachleute, Gelehrte und Politiker für unausführbar gehalten.

Die Sklaverei hat lange Zeit hindurch für eine der sichersten Grundlagen des Rechtes gegolten. Die allergrößten Geister, selbst Aristoteles, hielten sie für eines der Hauptprinzipien der wirtschaftlichen Ordnung. An der Sklaverei zu rütteln, hieß den ganzen gesellschaftlichen Bau ins Wanken zu bringen. Trotzdem wurde daran gerüttelt und es scheint, daß man damit keinen Fehler, kein Unrecht begangen hat. In Rußland, wie in den Vereinigten Staaten, hat ein Dekret genügt, dieser Ungeheuerlichkeit ein Ende zu bereiten. Und die Gesellschaft ist dennoch nicht zusammengestürzt.

Jeder Fortschritt der Menschheit – sei er ein moralischer oder materieller – wurde in früheren Zeiten für eine Utopie gehalten. Die Gleichberechtigung aller vor dem Gesetz, das allgemeine Wahlrecht, die Aufhebung der Tortur, der Hexenprozesse, das sind lauter Utopien von ehemals – Schimären, an deren Verwirklichung die kühnsten nicht hatten glauben können. Und doch sind sie zur Wahrheit geworden, und wenn wir uns heute über etwas wundern können, so ist es, daß sie unseren Ahnen wahnwitzig vorgekommen sind.

Was dächte ein Zeitgenosse Voltaires, was Voltaire selbst, wenn man ihm sagen würde:

„Alle möglichen Formen jeglicher Bewegung können auf dem Papier festgehalten und ganz genau widergegeben werden. Man kann das Abbild der Münze erhalten die ihr in der Tasche habt, ohne sie aus eurer Tasche herauszunehmen. In dieser kleinen Fiole halten wir den Keim der Tuberkulose eingeschlossen; in jener anderen den Keim der Cholera, in einer dritten den der Pest. Die schmerzvollste chirurgische Operation und die langwierigste entringt dem Patienten nicht einen Schrei des Schmerzes. Der Artikel, den ihr eben schreibt, wird im Verlauf von zwei Stunden unter einer Million von Lesern verteilt sein und in kaum einem Tage werden mehr Exemplare davon gedruckt sein, als der Erdball Einwohner zählt. Wir nennen euch die Metalle, die jeder Stern enthält, trotzdem die Entfernung, die uns von den uns zunächstliegenden trennt, Milliarden und Milliarden von Meilen beträgt.“

Über derartige Zusicherungen hätten auch die geistvollsten und scharfblickendsten Menschen jenes Jahrhunderts hellaufgelacht, und man hätte den seinsollenden Propheten ins Tollhaus gesteckt.

Diese Wunder von dazumal sind heute Tatsachen von einer Banalität und Selbstverständlichkeit, daß nicht einmal Kinder darüber verwundert sind. Alle jene Visionen, welche die abenteuerlichste Phantasie der kühnsten Träumer übertrafen, stehen heute in der vollkommensten industriellen Nutzbarmachung.

Und wie kläglich mögen sich diese schon erreichten Fortschritte neben denen der Zukunft ausnehmen! Es kostet uns große Mühe, uns vorzustellen, daß die Menschheit erst bei den Stammelversuchen der ersten Kindheitsepoche angelangt ist. Ja, sie ist noch weiter zurück. Dem gegenüber, was sie einst sein wird, befindet sie sich noch im embryonalen Zustande. Selbst wenn wir als erste Zeitepoche einer denkenden Menschheit das fernliegendste, geschichtliche Zeitalter annehmen (jenes der ältesten ägyptischen Dynastien), gelangen wir bloß zu einem Alter von kaum 8000 Jahren; das ist eine gar kurze Spanne Zeit. Während 8000 Jahren hat sich unser kleiner Erdenplanet mit menschlichen Geschöpfen bevölkert. Wieviele gab es vor 8000 Jahren? Niemand wird das jemals ergründen; aber es wäre gewiß eine Überschätzung, anzunehmen,

daß damals zehn Millionen Menschen über die Erde zerstreut lebten. Heute gibt es deren sechzehnhundert Millionen.

Was wird einst aus dieser unendlichen, stets vorwärts schreitenden Menschheit geworden sein? Niemand kann das voraussehen. Nur erraten können wir, daß sie etwas ganz anderes als die gegenwärtige sein wird und daß dann vielleicht zwischen einem Menschen von heute und einem aus dem Jahre 10.000 ein gewaltigerer Unterschied sein wird, als gegenwärtig zwischen den Ideen eines Affen und eines Akademikers.

Was die Zukunftsmenschen von unserer heutigen Zivilisation denken werden, ist leicht zu erraten: sie werden die Kriege eines Rhamses, Attila und Napoleon mit der gleichen ignorierenden Verachtung behandeln, als der vorhistorischen Zeit angehörend, da der Mensch mit den wilden Tieren auf gleicher Stufe stand.

Werden sie auch einigen Wert auf unsere mangelhaften wissenschaftlichen Kenntnisse und primitive Industrie legen, sie werden auf unsere Moral doch mit Geringschätzung herabsehen und uns wegen unserer barbarischen sozialen Zustände tief bemitleiden.

Dieser Fortschritt der menschlichen Gesellschaft – wenn nicht irgend ein, übrigens unwahrscheinliches, kosmisches Ereignis eintritt – ist eine ganz sichere Voraussetzung. Man muß geistig recht beschränkt sein, um sich vorzustellen, daß es im Jahre 10.000 noch Festungen geben wird, mit allerdings sehr vervollkommenen Kanonen, am Rhein, in Metz und Belfort und mit Schulmeistern deutscher und französischer Zungen, die den Krieg gegen den Erbfeind predigen werden.

Die Annahme einer Zukunftsmenschheit, die von denselben kleinlichen Sorgen bewegt und von der Art unserer heutigen Geistesverfassung wäre, ist eine Annahme, die vielleicht den antropoiden Affen entspräche, die aber aller denkfähigen menschlichen Wesen unwürdig wäre.

In 8000 Jahren werden neue Wahrheiten aufgetreten sein, von denen wir heute noch gar nichts ahnen, von denen uns unsere Einbildungskraft auch nur den schwächsten Begriff geben kann. Ich bin auch nicht töricht genug, um darüber etwas Voraussichtliches auszusprechen. Denn der Mensch nach achttausend Jahren, wird nicht bloß im Reiche der heute als Hirngespinnste geltenden

Dinge leben, sondern er wird derartige Hirngespinnste zuerst geträumt und dann verwirklicht haben, von denen etwas auch nur zu vermuten wir heute ganz unfähig sind.

Achttausend Jahre! Hunderttausend Jahre! Wieviele es sein mögen, was kümmert uns das? Diese ferne Zukunft soll uns nicht beschäftigen. Es handelt sich nur darum, zu wissen, ob in einigen Jahren die sozialen Zustände andere sein werden, als sie heute sind.

Wo ist die Grenzlinie der Zukunft, an der wir mit unserer Teilnahme halt machen sollen? Der junge Mensch von 20 Jahren hat voraussichtlich eine lange Lebensdauer vor sich, er kann ein Alter von 80 Jahren in den Kreis seiner Erwägung ziehen. Da er eines Tages Kinder und Kindeskinde haben wird, hat er das Recht, deren Glück vorzubereiten, sodaß er ungefähr ein Jahrhundert als den Horizont seines Denkens annehmen kann. Denn in hundert Jahren werden seine Enkel, die ihn kaum mehr kannten, selber Greise geworden sein. Nehmen wir also ein Jahrhundert als Grenze für die Mutmaßungen unserer Zukunft an. Und um beurteilen zu können, was sich im Verlaufe eines Jahrhunderts ereignen kann, betrachten wir einmal, was das vergangene uns gebracht hat.

Hundert Jahre sind es her, daß ganz Amerika von nicht mehr als 8 Millionen Menschen bewohnt war; Kanada war nichts als ein unbekanntes Gefilde; Mexiko und Südamerika waren spanische Kolonien. Das große Australien war nur von Eingeborenen bevölkert. Nur selten erwähnte irgend ein Geograph Neu-Guinea und Neu-Seeland. Was Japan, China und Indo-China betrifft, waren diese Länder den Europäern verschlossen und Afrika blieb das geheimnisvolle Land, unerforscht und unerforschlich. Nun – nach weiteren hundert Jahren war alles anders.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind das größte Land der Welt geworden und Führer der Zivilisation. Heute zählen sie 80 Millionen Einwohner; morgen werden es 100 Millionen sein. Die schneebedeckten Hänge Kanadas sind eine der fruchtbarsten Regionen der Erde geworden. Südamerika ist vom spanischen Joch befreit; es bildet 20 verschiedene Staaten, die sich rasch entwickeln und deren Wohlstand wächst. Australien, dessen Namen kaum genannt wurde, besitzt große Städte, die dem heutigen Paris an Zivilisation ebenbürtig sind und eine größere Bevölkerung haben, als

Paris zu Zeiten Ludwig XVI. Neu-Seeland, das im Jahre 1840 wiederentdeckt worden ist, hat 400.000 Einwohner und obwohl der Krone Englands untertan, hat es eine republikanische Konstitution, nach demokratischem, dem sozialistischen sehr ähnlichem Régime. Japan hat sich den Künsten und Wissenschaften des Okzidents angeschlossen, es ist in wenigen Jahren eine Militärmacht ersten Ranges geworden. Es besitzt einen Senat, ein Parlament, Zeitungen, Eisenbahnen, Akademien, Panzerschiffe, ein Budget und eine Staatsschuld. Afrika ist heute beinahe so erforscht und bekannt wie Europa, von dem es ohne Skrupel aufgeteilt worden ist. Es ist nicht länger geheimnisvoll; große Städte nach europäischem Muster sind erbaut worden, Algier im Norden, Johannesburg im Süden, und bald wird eine Eisenbahn das Rote Meer mit dem Atlantischen verbinden; eine zweite das Mittelländische Meer mit dem Kap der guten Hoffnung. Der Suezkanal wird täglich von zehn Fahrzeugen durchschifft, von denen jedes zehnmal mehr Waren verfrachtet, als jemals eines der größten Segelschiffe aufnehmen konnte.

Hundert Jahre! Zu alledem bedurfte es nur hundert Jahre! Und da hält man uns entgegen, daß die Utopien von heute nicht zu verwirklichen seien! Auf dem Gebiete der Industrie war die friedliche Umwälzung noch großartiger; und die unwahrscheinlichsten Hirngespinnste sind zu Wahrheiten geworden.

Denis Papin hatte bereits 1699 eine Dampfmaschine erfunden, die den Rhein hinabfahren konnte. Unwissende Schiffer hatten sogar dieses Hirngespinnst zerstört. (Denn jede Schimäre ist zugleich ebenso gefährlich als schimärenhaft.) Hundert Jahre nach der Erfindung Papins, führte Fulton dem Napoleon sein Dampfschiff vor und Napoleon, dessen unfehlbarer Scharfblick so sehr gerühmt wird, hat in Fultons Mechanismus bloß ein Spielzeug zu sehen gemeint, zur Belustigung der Pariser. Dieses Spielzeug hat die größte Umwälzung der Welt in der Menschheitsgeschichte hervorgebracht. Dampfschiffahrt und Eisenbahnen haben mehr getan für die Entwicklung der Menschheit als 20.000 Diplomaten und 100.000 Offiziere.

V. Duruy sagte einmal zu mir: „Wenn ich eine allgemeine Weltgeschichte schriebe, würde ich sie in zwei Abschnitte einteilen: in die Geschichte **vor** und **nach** Erfindung der Eisenbahn.“

Die Entfernung, die die Menschen trennte und sie hinderte, einander kennen zu lernen, ist im eigentlichen Sinne aufgehoben. Wir haben unseren kleinen Planeten in seiner Ausdehnung verringert, indem wir die Dauer der Verkehrszeit verkürzten. Man gelangt jetzt rascher, bequemer und billiger von Paris nach Brüssel, als man im Jahre 1805 von Paris nach Versailles gelangte. Es braucht kaum 24 Stunden, um von London nach Turin, von Paris nach London zu kommen. Die Reise um die Welt kann jetzt in 50 Tagen leicht und sicher zurückgelegt werden. Dazu bedurfte man im Jahre 1805, bei günstigem Wind, mindestens ein Jahr und es war mit bedeutenden Kosten und mit Lebensgefahr verbunden.

Die Entwicklung des Automobils ist eine Schimäre, deren Erfüllung die Zeitgenossen miterlebt haben. Noch vor 25 Jahren gab man sehr gewichtige Gründe an, um zu beweisen, daß ein Kraftwagen, der nicht auf Schienen rollt, ganz unpraktisch sei. Trotzdem sehen wir jetzt diese Wagen ohne Schienen bis zu 150 Kilometer in der Stunde zurücklegen; also viel schneller rollen, als die Schwalbe fliegen kann, die in der Fluggeschwindigkeit alle anderen Vögel übertrifft.

Sicherlich wird diese Geschwindigkeit noch überholt werden; aber selbst, wenn die Zunahme keine bedeutende sein sollte, würde das der These, die wir aufgestellt, keinen Eintrag tun: daß nämlich wissenschaftliche und gewerbliche Erfindungen durchgreifen, die man ehemals für Utopien hielt und daß die Neunmalweisen, die in ihrer satten Selbstzufriedenheit behaupten, derartige Unternehmen seien unausführbar — in Wahrheit Dummköpfe sind.

Sollen wir von dem äronautischen Verkehr sprechen? Daß dieser noch zur Wahrheit wird, ist kaum zu bezweifeln. Wer weiß, ob im Augenblick, da ich dieses niederschreibe, der Mechanismus nicht schon fertiggestellt ist? Dann wird dieser wunderbare Apparat vom Grund aus den gegenseitigen Verkehr der Menschen modifizieren, ebenso wie es durch die Eisenbahnen und Dampfschiffe geschah. Diese neuen Maschinen werden leicht 200 Kilometer in der Stunde bewältigen. Alle Zollgrenzen, dieser heute noch mögliche Unsinn, werden dann unmöglicher Unsinn sein und man wird in fünf Stunden von Rom nach Paris gelangen können.

Umso schlimmer für jene, die an solche Schimären nicht glauben! Sie werden sich mit dem Ausspruch des großen Napo-

leon trösten müssen, der 1806 Fulton verächtlich abgewiesen und erklärt hatte, daß solch ein Dampfschiff höchstens dazu taugen werde, die Pariser vom Pont de la Concorde zu den Festen nach St. Cloud spazieren zu führen.

Von 1807 bis 1907 sind die Errungenschaften auf sozialem Gebiete nicht geringer gewesen, als die auf industriellem. Wirklich, das Antlitz der Welt hat sich ganz verändert: Aufhebung der Sklaverei, Einführung des parlamentarischen Régimes in Frankreich, Deutschland, Spanien, Österreich, Japan, ja sogar in Rußland; überall, außer in China und der Türkei. Die Tausende von Tageszeitungen, die aus der ganzen Welt telegraphische Nachrichten bringen; die Verbreitung des Schulunterrichts über ganz Amerika und Europa, sodaß jeder Staatsbürger imstande ist zu lesen und auch liest.¹⁾ Nicht nur daß er liest, er geht auch zur Wahlurne, er nimmt wirklich Teil an der Verwaltung seines Vaterlandes und hat auch eine eigene Meinung, mit der gerechnet werden muß. Das ist nicht mehr die gehorchende Maschine, der Automat, den man dazu abrichtet, die Waffen zu tragen und Schüsse abzugeben auf andere Automaten, die anders uniformiert sind. Er ernennt die Delegierten, hat Stimme im Budget. Das nationale Gewissen erwacht überall, und zu gleicher Zeit erwacht, erhebt sich und erwächst ein allgemeines, menschliches Weltgewissen. Das ist die soziale Bilanz des letzten Jahrhunderts.

Wenn wir uns in den Seelenzustand Europas von 1807 versetzen, ist es möglich, sich extravagantere Schimären vorzustellen? Als die Herrscher ihre ungeheuerliche heilige Allianz geschlossen hatten, konnten sie sich da wohl vorstellen, daß ihre Enkel hundert Jahre später vor der, wenn auch noch nicht tatsächlichen, so doch virtuellen heiligen Allianz der Völker stehen würden?

Die Einführung der Volksvertretungen, die Aufhebung der Sklaverei, das allgemeine Wahlrecht, die Internationalisierung der Arbeit, die Preßfreiheit, die allgemeine Schulpflicht – das sind Schimären, die lebendig und wirklich geworden sind; und so können wir die Abschaffung des Krieges – ein viel leichter durchzuführender Fortschritt – als eine Schimäre betrachten, die ihrer

¹⁾ Die Volkszählung beider Aushebungen in Paris verzeichnet in 1907 unter 24.000 Rekruten nur 97 Analphabeten.

baldigen Erfüllung entgegen geht. Und was gäbe es für erfüllte Utopien anzuführen, wollte ich auf das Gebiet des Wissens hinweisen! Da sind die Fortschritte durch Kombinationen beinahe unmöglich vorauszusehen, weil ja die neue Wissenschaft das Unbekannte selbst ist.

Doch ich kann hier keine erschöpfende Übersicht geben und begnüge mich, darauf hinzuweisen, daß jede neue Wahrheit bei ihrem Entstehen zuerst geleugnet und verhöhnt worden ist. Der stets leugnende, sogenannte gesunde Menschenverstand hat hier die schwersten Sünden begangen. Die Wahrscheinlichkeiten sind jeden Augenblick durch Tatsachen widerlegt worden.

Als man uns ehemals im Lyzeum Physik vortrug, sagte man uns ganz ernsthaft, daß das elektrische Licht niemals praktisch anzuwenden sein werde, denn es sei zu blendend. Mein Urgroßvater, P. S. Girard, der ein tüchtiger Ingenieur gewesen ist und in Paris den Canal de l'Ousq gebaut hat, bespöttelte in einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften im Jahre 1827 die Narrheit jener, welche behaupteten, daß das Wasser in das 4. Stockwerk der Pariser Häuser geleitet werden würde und stellte sehr scharfsinnig Gründe auf, durch die er nachwies, daß dieser Gedanke widersinnig sei. — Als ich selbst meine medizinischen Studien begann, lehrte man, die Tuberkulose wäre nicht ansteckend (obwohl die Erfahrungen Villemins im Jahre 1867 das Gegenteil bewiesen hatten) und noch erinnere ich mich, daß einer meiner Lehrer, J. Béhier, im Jahre 1872 sagte, die Feuchtigkeit erzeuge die Tuberkulose. Die Ansteckungsgefahr der Tuberkulose, die heutigen Tages glänzend bewiesen ist, wurde bis 1880 geleugnet; und im selben Jahre durfte an der medizinischen Akademie ein Arzt, Peter, der, obwohl viel Gelehrsamkeit, doch wenig Scharfblick besaß, die Worte aussprechen: „Wenn die Tuberkulose ansteckend wäre, müßte man es wissen.“ Der große Lister blieb, nachdem er die antiseptische Methode erfunden hatte, die so viele Leben rettet, lange Zeit ohne Anhänger. Und im Hospital in Edinburg, in der ihm benachbarten Klinik, wurde seine Methode verlacht und man beharrte bei den Irrtümern. Es bedurfte eines Zeitraumes von 12 Jahren, bis die antiseptische Methode allgemein angenommen wurde. — Niemals, lehrte J. Müller, werde man es erreichen, die Geschwindigkeit messen zu können, mit welcher der Nervenstrom sich in den

Nerven festsetzt. Zwei Jahre später gelang es Helmholtz, durch eine ebenso einfache als sinnreiche Methode, diese Geschwindigkeit mit vollkommenster Präzision zu bemessen. — Lavoisier hat behauptet, daß kein Stein aus dem Himmelsraum herabfalle, aus dem einfachen Grunde, weil es dort oben keine Steine gäbe. Und dennoch findet man in allen Museen zahlreiche Bruchstücke von Meteoriten, was unwiderleglich beweist, daß es Steine im Himmelsraum gibt und daß sie auf unsere Erde herabfallen können. — Im Augenblick, da man die Eigenschaften des Chloroform entdeckte, sprach sich Magendie entrüstet darüber aus, daß man an das Hirngespinnst der Empfindungslosigkeit in der Chirurgie denken könne und er fügte sogar hinzu, das wäre gegen die Moral. — Als man in der Akademie der Wissenschaften in Paris das Telephon einführte, hat ein sehr berühmter Arzt behauptet, es sei dies Bauchrederei. — Da man in der Deputiertenkammer über Eisenbahneinrichtungen diskutierte, machte Thiers unter Zustimmung sämtlicher Anwesenden die Bemerkung, daß diese neuartige Maschine dennoch niemals die Postkutsche werde ersetzen können.

Alle bedeutenden Erfindungen haben anfangs heftige Gegner gehabt. Eine mächtige Partei, die Partei der Routine, der „praktisch“ und ernsthaft Denkenden, hat sich in Namen des gesunden Menschenverstandes stets dem widersetzt, was neu und fortschrittlich ist. Nun, zu dieser Partei gehört der größte Teil der Menschen. Es ist nicht eine gewisse Menge, es ist einfach **die Menge**. Und diese Menge findet ihre Führer im Gewande des Professors oder mit den Epauletten des Offiziers, je nachdem der Fall liegt.

Wir kennen sie gut, diese Meister der Routine, diese Fanatiker des Gewesenen, diese Apostel des Stillstandes. Wir haben ihren unsterblichen Typus noch lebend unter uns: es ist der berühmte Thomas Diafoirus, „der niemals etwas hören wollte von den sogenannten Entdeckungen der Neuzeit über die Zirkulation und andere Possen ejusdem farinae.“

Harvey, Lavoisier, Darwin, Pasteur, Jenner, Cobden, John Bright, haben solche Männer auf ihrem Wege gefunden; sie wußten sie zu besiegen und über sie hinwegzuschreiten.

Übrigens sind die großen, den neuen Ideen abholden Parteien nicht gänzlich zu verwerfen. Denn wenn die Gesellschaft alljährlich aufs neue alle Gesetze, Anschauungen und Prinzipien ver-

ändern müßte, so könnte sie nicht aufkommen. Dieses ewige Erneuern wäre unerträglich. Eine gewisse Stabilität ist notwendig und es wäre gefährlich, wenn die Verfechter des Althergebrachten keinerlei Einfluß im Staate ausüben würden.

Aber dieses Beharren in den Irrtümern der Vergangenheit läßt sich nur verteidigen, wenn diese Irrtümer achtenswert sind. Wenn es sich jedoch um Krieg handelt, der Tausende von Menschen zugrunde richtet, um einer Torheit willen, so ist das eigensinnige Festhalten nicht zu entschuldigen.

Dann ist Thomas Diafoirus nicht nur lächerlich, sondern abscheulich.

Das einzige Argument, das für die Notwendigkeit des Krieges sich anführen ließe, das ist jener naive und blödsinnige Syllogismus, der einfache Gemüter betört: „Es hat zu allen Zeiten Kriege gegeben, also wird es immer welche geben.“ Ergründen, zergliedern wir die schönen Phrasen der Bewunderer gegenwärtiger, gesellschaftlicher Einrichtungen, entkleiden wir sie ihrer oratorischen Verschnörklungen und wir bekommen immer nur diese ungereimten Begründungen zu hören: „Es hat zu allen Zeiten Kriege gegeben, also wird es immer welche geben.“

Das ist die Art und Weise, in der man sich jedem Fortschritt auf materiellem und moralischem Gebiete immer widersetzt und widersetzen wird.

Sterne erzählt irgendwo die Geschichte eines Menschen, der 50 Jahre seines Lebens durch das durchdringende Gekreisch seiner Zimmertür zu leiden hatte. Eines Tages, nachdem er schon ein alter Mann geworden, goß er einen Tropfen Öl auf die Angeln und das Kreischen hörte auf.

Wir leiden seit Jahrhunderten unter dem Übel des Krieges und es würde keiner großen Dinge bedürfen, ihn verschwinden zu machen. Der gute Wille ist alles.

Eigentlich liegt die Sache noch einfacher: es handelt sich darum, bloß diejenigen zur Teilnahme am Kriege zu zwingen, die für den Krieg gestimmt haben. Man erzählt, daß Solon, nachdem er eine Verfassung eingesetzt, bestimmt habe — damit diese Verfassung nicht nach dem Einfall und Belieben des Erstbesten umgestürzt werden könne — man solle, um eine Veränderung vorzuschlagen, nur mit dem Strick um den Hals zur Agora kom-

men, damit der Betreffende gleich gehängt werden könne, wenn die gewünschte Änderung nicht die Genehmigung des Volkes erhalten würde. So streng würde ich gerade nicht sein; aber ich wollte, daß man nur dann über den Krieg entscheiden dürfte, wenn man die Uniform trüge und Soldat von Beruf wäre. Denn wahrlich, es ist zu bequem, seine Mitbürger in kriegerische Abenteuer zu stürzen, wenn man nicht selbst in Gefahr kommt, daran teilzunehmen.

Man durchwandere die Städte, Dörfer und Weiler, Seehäfen, Fabriken, Wirtshäuser und die Hütten der Armen; dank der raschen Beförderungsmitteln kann man Bordeaux und Saragossa, Madrid, Marseille, Rom, Genf, Hamburg, Berlin und Wien in wenigen Wochen besuchen. Man frage dann die Bauern, Tagelöhner, Weinbauer, Forstleute, Schmiede, Bergleute, Fischer, Weber, Wirte, welches auch immer ihre Sprache und das Gewerbe, von dem sie sich ernähren, sein möge, und man wird sehen, daß ihre Antwort bezüglich Krieg oder Frieden immer und überall die gleiche sein wird. Alle, alle, ohne Ausnahme, ohne auch nur einer einzigen Ausnahme, dürsten nach Frieden. Alle wollen sie den Frieden. Mögen sie geboren sein in der Bretagne oder in Köln, in Flandern oder in Bayern, in der Schweiz, Piemont, Schottland oder Dänemark — sie alle verabscheuen den Krieg. So unwissend sie auch sein mögen, das eine wissen sie: daß der Krieg ein Übel ist. Wenn dieses gehorsame Kanonenfutter das Recht der Entscheidung besäße, gäbe es keine Kriegsmassaker mehr. Sie, die Unglücklichen, haben es begriffen, daß der Krieg Leiden, Krankheit, Ruin, Elend und Tod bedeutet.

Die einzigen Parteigänger internationaler Schlächtereien, das sind ein paar waghalsige Offiziere, die den Krieg zu ihrer Karriere benötigen, denn er bringt Beförderung, Orden, Pension. Es sind ferner einige hirnverbrannte Leute, mutig vielleicht, aber gewiß Bramarbase, denen es nicht schwer fällt zu töten oder sich töten zu lassen, die übrigens unfähig sind, etwas besseres zu leisten. Und noch sind diese zu entschuldigen, denn sie verstecken sich im Augenblick der Gefahr wenigstens nicht. Aber die richtigen Anhänger des Krieges, die am lautesten schreien, das sind die Theoretiker in militärischen Dingen, die am Tage der Gefahr, nach dem Muster der Zeitungsredakteure, zuhause bleiben, die Füße am warmen

Ofen, voll kriegslustigem Behagen, die Kriegsberichte berechnend, die man ihnen von dorthin einsenden wird; die Berichterstatter, politische Intriguenspinner, die nach der Gunst der Lieferanten, ihrer Wähler, streben; eine ganze Schar von Politikern, von Advokaten ohne Klientel, gewissenloser Federhupfer, Deklassierter ohne Ehrgefühl. Und wenn man diesem Schwarm noch die kinderlosen Greise zuzählt, die selbstsüchtigen alten Junggesellen, die Alkoholiker, die Armeelieferanten, die große Profite davon haben, Gewehre, Kartätschen, Panzerschiffe und Betten für das Militär zu fabrizieren; Geschäftsagenten und Börsenmänner, die auf das allgemeine Unglück spekulieren — **das** sind die Parteigänger des Krieges.

Tatsächlich ist der Krieg eine Geißel, ebenso verhaßt als hassenswert. Durch welche seltsame Verirrung bleibt dieser einstimmig anerkannte und empfundene Haß wirkungslos? „Wen betrügt man da?“ wie Figaro fragt. Alle sind derselben Ansicht. Weshalb dekretieren wir nicht die Unterdrückung dieses großen Übels? Wie kann man noch sagen, daß es sich um eine Utopie handelt, wenn alle Welt darin übereinstimmt? Wenn die wackeren Leute Deutschlands und die wackeren Leute Frankreichs einander auf andere Weise kennen lernten, als durch Vermittlung gewissenloser Zeitungen, die ihre Leichtgläubigkeit mißbrauchen, dann wäre eine Versöhnung gar rasch bewerkstelligt und von einander totschießen keine Rede mehr. Aber man kennt einander nicht. Schlechten Ratgebern wird Gehör geschenkt und die sagen zu den Franzosen: „Die Deutschen hassen euch!“ Und zu den Deutschen: „Die Franzosen hassen euch.“

Wird sich denn keiner finden, der den Völkern zuruft: „Man betrügt euch. Diese Menschen, die man euch als Feinde bezeichnet, sind eure Feinde nicht. Es ist kein Grund, sich gegenseitig zu hassen, weil zwischen euch Landesgrenzen aufgerichtet sind, weil ihr nicht alle die gleiche Sprache sprecht. Ihr Bauern Frankreichs, was habt ihr vom deutschen Bauer zu befürchten? Arbeiter Deutschlands, was habt ihr vom französischen Arbeiter zu befürchten? Vereinigt euch in Frieden, anstatt euch im Kriege zu vernichten.“

Und **das** ist es, was man eine Schimäre zu nennen wagt — freien Menschen ihr gutes Recht zu lassen, über ihr Schicksal selbst zu entscheiden!

Wenn vor jeder Kriegserklärung die Frage über Krieg und Frieden einem Referendum übergeben würde, so würde das allgemeine Stimmrecht rasch zur Entscheidung führen, noch dazu mit einer verblüffenden Einmütigkeit. Gewiß wird der Tag kommen, an dem der revolutionäre Gedanke ganz einfach scheitern wird, daß man die Frage – Schlagen oder Nichtschlagen? – an diejenigen richte, die sich schlagen sollen.

Genug. Das Prinzip ist von zu einleuchtender Evidenz, um so schnell erkannt zu werden.

Eigentlich sind die Völker das Opfer eines grenzenlosen Mißverständnisses. Man könnte die gegenwärtige Menschheit mit einer Versammlung vergleichen, von etwa fünfhundert Personen, deren Meinung fast vollständig übereinstimmt. Aber eine kleine Gruppe von Dissidenten, die Autorität besitzen, machen im Saale einen solchen Höllenlärm und brüllen so laut, daß sie schließlich die andern unterkriegen, die sanftmütige, einfache, schüchterne Leute von schwankender Meinung sind, die befürchten, sich zu kompromittieren, sodaß schließlich diese handvoll Anführer, trotz des stillen Wunsches der ganzen Versammlung, das Feld behaupten. Die Anhänger des Krieges sind verhältnismäßig in der Welt nicht zahlreicher, als das Dutzend Schreier in jener Versammlung, aber sie machen ein solches Spektakel, daß man sie für die Mehrheit hält, infolge dessen ergeben sich die Völker zaghaft und blöde, in schweigender Gefügigkeit.

Glücklicherweise werden die guten Völker nach und nach der undankbaren Rolle müde werden, die man sie spielen läßt. Das Gedränge und Geschrei der Kriegssüchtigen wird ihnen nicht länger bange machen. Und auch wir, so bescheiden wir an Zahl auch sein mögen, werden uns nicht mehr einschüchtern und zum Stillschweigen verweisen lassen. Es ist schon lange her, daß wir die Deklamationen falscher Patrioten nicht mehr fürchten. Wir werden die Menschen, unsere armen, törichten und mit Blindheit geschlagenen Brüder zwingen, laut zu sagen was sie wollen. Dieser traurige Unsinn – ein Volk, das Krieg führen muß und den Frieden will – kann nicht länger dauern. Schon zu lange lebt die Menschheit dahin im Verkennen ihrer selbst.

Wir wollen untersuchen, auf welche Art sie zu ihrer Befreiung gelangen kann und es wird sich zeigen, daß dies nichts weniger als schimärisch ist.

Doch, um von nun an sich vollkommen davon zu überzeugen, daß der Friede, der heilige Friede, kein Hirngespinnst ist, braucht man bloß die Geschichte der letzten 35 Jahre zu betrachten. Deutschland, Frankreich, Italien, Österreich, d. h. Europa, haben Frieden gehalten. Nur vier Kriege haben stattgefunden, es waren aber keine europäischen; denn die Türkei, die wohl ihrer geographischen Lage nach zu Europa gehört, ist ja mehr asiatisch als europäisch und die übrigen Kriege haben sich in Japan, in Transvaal und auf den Antillen abgespielt.

Sie waren nicht vom Glück begünstigt, nicht einmal für die Sieger. Doch nicht darum handelt es sich hier. Wir wollen beweisen, daß der Friede keine Schimäre ist, da er ja durch mehr als drei Jahrzehnte in Europa herrschen konnte. Ebenso wie man Bewegung am besten durch die Bewegung selbst beweist und es keine bessere Demonstration dafür gibt, ebenso beweist man, daß der Friede dadurch möglich ist, daß man die Zeiträume, welche die Kriege von einander trennen, verlängert.

Worauf also kommt es bezüglich der Schimäre des Friedens an? Daß die Lage, in der wir uns seit 35 Jahren befinden, zu einer dauernden gestaltet werde. Also, nachdem der Friede in Wahrheit besteht, ist er kein Wahn. Wenn wir also bloß das wirkliche Bestehen des Friedens verlangten, müßten wir zufrieden sein; denn tatsächlich gibt es jetzt keinen Krieg und es würde genügen, noch weitere fünfunddreißig Jahre so fortzuleben, damit der Zustand des Friedens in Europa fast endgiltig begründet sei. Doch wir verlangen mehr: **Wir wollen nicht bloß die Tatsächlichkeit des Friedens, wir wollen die Unmöglichkeit des Krieges.**

Der militaristische Frieden, der uns zuteil wird, ist der Frieden des Damokles. Er richtet uns zugrunde, er ist beklemmend. Wir brauchen einen pazifistischen Frieden.

Um zu beweisen, daß der Frieden möglich ist, genügt es klarzulegen, daß eine internationale Friedensorganisation eingesetzt werden kann. Wenn es für die Nationen einen obersten Gerichtshof gäbe, wie er für die Privaten existiert, so wäre das Problem gelöst und

es gäbe ebensowenig zwischen zwei Völkern, die um eine Provinz kämpfen, ein kriegerisches Ringen mehr, als zwischen zwei Individuen, die sich eine Zwischenmauer streitig machen.

Folglich ist der erste Weg, den man betreten muß, um den Frieden zu erlangen, die Einsetzung eines internationalen Schiedsgerichtstribunals. Hier liegt die augenblickliche, dringliche, verhältnismäßig leichte Aufgabe; eine Aufgabe, zu deren Erfüllung wir alle unsere ganze Willenskraft einsetzen müssen.

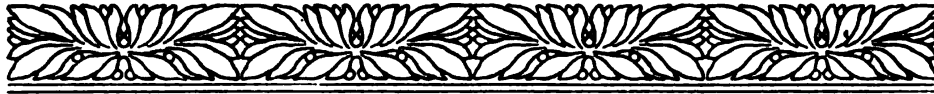
Ist einmal dieses internationale Tribunal mit permanenten und obligatorischen Schiedsgerichtsverträgen organisiert, dann wird jeder Krieg unmöglich sein. Die allgemeine Abrüstung wird als unmittelbares Resultat der internationalen Justiz sich einstellen.

Wir sagen nicht: laßt uns zuerst abrüsten, dann werden wir die Gerichtsbarkeit einsetzen. Wir sagen: zuerst die Gerichtsbarkeit und dann die Abrüstung. Diese wird die Folge, die göttliche, gesegnete Folge des Schiedsrechtes werden.

Nach dem Schiedsgericht, nach der Abrüstung, wird es einen anderen Fortschritt zu erobern geben: die Föderation Europas, das Vorspiel einer Föderation der ganzen Welt.

Schwerlich werde ich diese europäische Föderation, die für meine vorgerückten Jahre noch zu fern gelegen ist, erleben können; was ich aber noch bestimmt zu erleben hoffe, noch dazu in wenigen Jahren, das ist die Organisation eines mächtigen und souveränen Schiedsgerichtstribunals, unter dessen Autorität eine jede Nation in Streitfällen sich wird beugen müssen. Dann wird wahrhaftig eine neue Ära der Gerechtigkeit erstehen, nach all dem namenlosen Unheil früherer Jahrhunderte, voll Blut und Verderbnis.





II.

Das internationale Schiedsgericht.

1. Die Vorläufer.

Der Gedanke einer souveränen internationalen Justiz ist weder bei Griechen, noch bei Römern zu finden; denn für diese Völker war der Fremde der Barbar, der weder Gerechtigkeit, noch Barmherzigkeit verdiente.

So war auch der Amphiktiyonenbund, den gewisse Autoren als den ersten Schiedsgerichtshof betrachteten, nur dazu bestimmt, die Streitfragen der Griechen selbst zu entscheiden. Diese bewunderungsvolle Institution, welche übrigens ohnmächtig war, die brudermörderischen Kämpfe unter den Hellenen zu verhindern, war nicht international, sondern ausschließlich griechisch.

Es war eine Art von Bundesrat, welcher die zwölf Volksstämme der Griechen durch ein gemeinsames Band, juridischer und religiöser Art zugleich, zu vereinigen suchte.

Ebenso dachte Xenophon, wenn er von einer Art Friedensministerium sprach, das bestimmt war, über die Wahrung des Friedens zu wachen, an den Frieden unter den griechischen Völkern und nicht an den Frieden zwischen Griechen und Barbaren.

Die Römer, die sich so angelegentlich mit dem Rechte beschäftigten, haben sich nie um das internationale Recht gekümmert, weil für sie nur der römische Bürger als solcher ein Anrecht auf Gerechtigkeit besaß. Allerdings hat sich der Senat manchmal das Recht angemaßt, einen Schiedsspruch über die unabhängigen Völker zu fällen, die ein Streit entzweite. Doch dieses von einem Schiedsrichter diktierte Schiedsgericht war nichts anderes als verkappte

Suzeränität und wir können es nicht der Rechtsprechung eines unbeteiligten und unparteiischen Richters vergleichen, wie wir dies heutzutage verstehen.

Dennoch brachten schon die großartigen Ideen einiger griechischer und römischer Philosophen den Begriff der Humanität in die Welt. Sokrates, Epictet, Cicero huldigten der Ansicht eines weitreichenden Menschenrechtes und Seneca sagt irgendwo: „Unsere Seele ist für zwei Republiken geschaffen: die eine ist groß und wahrhaft gemeinschaftlich; sie umschließt Götter und Menschen. . . Die Grenzen dieses Staates reichen so weit als das Sonnenlicht. Die andere ist jene, in die uns der Zufall der Geburt geworfen hat: Athen oder Karthago oder Rom.“

Diese vornehme Denkungsweise ist bis zur französischen Revolution ohne Nachhall geblieben. Im Mittelalter versuchten bald die Päpste, bald die Kaiser sich schiedsrichterliche Rechte beizulegen. Dabei handelte es sich eigentlich mehr um Oberherrschaft als um Gerechtigkeit. Es ist übrigens nicht erstaunlich, daß in jenen Tagen allgemeiner und absoluter Glaubensmacht, der Papst als höchster Richter angesehen wurde. Doch wenn ein Souverän zu entscheiden hat, möge er Papst oder Kaiser sein, so entscheidet er in seinem Interesse. Welche Naivität gehörte also dazu, in ihm den Vertreter der obersten Gerechtigkeit anzunehmen.

Immerhin — wir erkennen es ohne Rückhalt — sind diese Versuche von Mediation und Rechtsprechung zwischen den Streitenden bereits die Keime des Rechtsgedankens, der an Stelle der Gewalttätigkeit tritt; sie bilden den Anfang dieser hochstehenden, moralischen Anschauung, daß das Recht höher stehe als die Macht.

Man schreibt Heinrich IV. ein Projekt zur Erhaltung des ewigen Friedens zu. Das großzügige Projekt eines Bundes aller christlichen Völker, von welchem dessen Urheber Sully uns zahlreiche Entwürfe hinterlassen hat, ist nichts geringeres als eine ausgedehnte Föderation, eine Art „von christlicher Republik mit einem Generalrat, bestehend aus 60 Deputierten und 6 lokalen Räten“. Fünfzehn Staaten sollen daran teilnehmen und jeder Staat (vertreten durch 4 Abgeordnete), sollte beitragen zur Bildung einer Militärmacht von zusammen 275.000 Mann. „So fand die Einsetzung jener großen, herrlichen, an sich stets friedlichen Republik ihre

Verwirklichung, die zusammengesetzt sein sollte aus allen hervorragenden Staaten Europas, die sich die christlichen nennen.¹⁾

In Wahrheit scheint dieser außergewöhnliche Plan einer europäischen Föderation nicht einmal die Anfänge seiner Ausführung erlebt zu haben; und im ganzen ist es auch eher das Projekt einer Föderation, als eines internationalen Schiedsgerichtes.

Nicht die Herrscher sollten es sein, die für das internationale, juristische Régime die ersten Regeln aufstellen, sondern die Philosophen.

Emeric Crucé verkündigt in aller Form den Gedanken des ewigen Friedens zwischen allen Menschen in einem bemerkenswerten Buche, welches irrtümlicherweise Cyrano de Bergerac zugeschrieben wird.

(„Der neue Cynée oder Staatsgespräche zur Erwägung der Gelegenheit und der Mittel, einen allgemeinen Frieden und Handelsfreiheit für alle zu gründen“, Paris 1623.)

„Weßhalb sollte ich, der Franzose, den Engländern, Spaniern, Indiern Böses wünschen? Ich kann es nicht, wenn ich bedenke, daß sie Menschen sind so gut wie ich.“

Und er schlägt vor, „alle Herrscher sollen ihre Gesandten nach einer bestimmten Stadt entsenden, z. B. nach Venedig, der neutralen und für alle Fürsten unbeteiligten Stadt, damit die etwa entstehenden Streitfragen durch einen Rechtsspruch der ganzen Versammlung ausgetragen werden könnten“.

Er sieht sogar den Fall einer Sanktion voraus:

„Wenn jemand sich dem Urteil einer so hervorragenden Versammlung widersetzen sollte, so würde er sich der Ungnade der übrigen Fürsten aussetzen, die schon ein Mittel besäßen, ihn zur Vernunft zu bringen.“

¹⁾ Jüngst sandte d'Estournelles de Constant, um dem Präsidenten Roosevelt seine Verehrung und Dankbarkeit zu bezeugen für die guten Dienste, die der illustre amerikanische Staatsmann der Sache des Schiedsgerichtes geleistet hat, im Namen mehrerer unserer Freunde und in seinem eigenen ein prachtvolles Exemplar der Memoiren von Sully, worin der hochherzige Gedanke einer europäischen Föderation klar und einfach wiedergegeben ist.

Eigentümliches Schicksal, das den Menschen, wie den Büchern oft zuteil wird! Dieser Emeric Crucé, der vor beinahe 300 Jahren eine edle, durchaus neue Idee mit Kühnheit ausspricht, die selbst manchem unserer Zeitgenossen sehr gewagt erscheinen wird, Emeric Crucé ruht in tiefster Vergessenheit begraben! Man spricht wohl, aber ohne sie zu lesen, von Malherbe und Voiture; und selbst den Gelehrten ist der Name Emeric Crucé fremd geworden!

Das Projekt des neuen Cynée ist sicherlich noch viel kühner als das von Leibnitz (1677). Gewiß hat dieser bedeutende Philosoph die Verruchtheit des Krieges erfaßt, sowie die Notwendigkeit eines juridischen Einschreitens; aber sein Vorschlag einer Föderation reicht nicht weiter als bis zur juridischen Hegemonie des römisch-deutschen Kaisers, ebenso wie der Vorschlag Heinrichs IV. auf die rechtswissenschaftliche Hegemonie des Königs von Frankreich hinausläuft, desgleichen die Vorschläge der Päpste nur die Hegemonie des Papsttums darstellen.

Fénélon (1680) wagt es, in den Abenteuern des Telemach dem Schiedsrecht vor dem Krieg den Vorzug zu geben. Es gehörte Mut dazu, dies vor Ludwig XIV. auszusprechen.

In der Schilderung der Konstitution des erdichteten Staates Salante zeichnete er die politische Rolle der Schiedsgerichtsbarkeit vor und stellt sie dem Gewaltsystem, das der Krieg bedeutet, gegenüber:

„Glaubst Du, daß die Götter mit weniger Abscheu die ganze Welt, welche die universelle Republik ist, betrachten, wenn jedes Volk, das nur eine große Familie darstellt, im vollen Recht zu sein wähnt, sich Gerechtigkeit zu schaffen den Nachbarvölkern gegenüber, auf eigene Faust und in allen Fällen.“

Doch er geht seinen Ideen nicht bis auf den Grund und sagt nichts vom obligatorischen Schiedsgericht.

„Der erwählte Schiedsrichter,“ sagt Idomeneus, „ist ein gefälliger Vermittler und kein aufgezwungener Richter. Man unterwirft sich seiner Entscheidung nicht blindlings, aber man zollt ihm hohe Achtung; er spricht ein Urteil nicht als souveräner Richter aus, er macht bloß Vorschläge und man bringt seinem entscheidenden Ausspruch gern ein Opfer, um der Erhaltung des Friedens willen.“

Wir müssen bis auf den Abbé von St. Pierre (1728) kommen, um endlich einen zusammenhängenden Vorschlag eines internationalen Tribunals zu erhalten.

Diese herrliche Vorstellung, die Leibnitz unterstützt hat, ist von den großen und kleinen Geistern des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts verhöhnt und herabgesetzt worden. Voltaire, Rousseau, Montesquieu, haben sich über diesen Gedanken lustig gemacht, zu dem sie sich nicht erheben konnten. Wir dürfen uns darüber nicht wundern. Abbé St. Pierre war seiner Zeit um zweihundert Jahre vorausgeeilt und man ist nicht ohne Gefahr ein Vorläufer.

Der Vorschlag ist: eine Allianz aller Herrscher der christlichen Staaten.

„Sie stimmen darin überein, die bestehenden Besitztümer sowie die Ausführungen der letztgeschlossenen Verträge zum Ausgangspunkt zu nehmen. Jeder Verbündete wird, je nach dem Verhältnis seiner bestehenden Einkünfte und den Lasten seines Staates zur Sicherheit, zu den gemeinschaftlichen Kosten der hohen Allianz beitragen. . . . Diese Kontribution wird für jeden Monat durch Bevollmächtigte der hohen Verbündeten geregelt werden, an dem Ort ihrer gewohnten Zusammenkünfte, durch Stimmenmehrheit für das Provisorium und mit $\frac{2}{3}$ Mehrheit für die Definitive. Um die zwischen ihnen herrschenden gegenwärtigen und zukünftigen Differenzen zu schlichten, haben die hohen Verbündeten Verzicht geleistet auf die Entscheidung durch die Waffen für jetzt und für immer, für sich selbst und ihre Nachfolger und sie sind entschlossen diese Entscheidung von nun ab und für immer auf dem Wege der Beratung, durch Vermittlung der übrigen Alliierten, an dem Orte der Versammlung herbeizuführen. Und falls diese Mediation keinen Erfolg hätte, sind sie übereingekommen, sich an das Rechtsurteil zu halten, welches von den dauernd versammelten Bevollmächtigten der übrigen Verbündeten ausgesprochen werden soll und an die Stimmenmehrheit bezüglich der endgiltigen Entscheidung, fünf Jahre nach dem provisorisch gefällten Schiedsspruch. . . . Sollte einer der Alliierten sich weigern, die Rechtsprechung und das Reglement der hohen Allianz durchzuführen, dem Verträge entgegengesetzte Unterhandlungen eingehen und tatsächlich Kriegsvorbereitungen treffen, dann soll die hohe Allianz einmütig gegen ihn vorgehen, so lange, bis er sich dem gefällten Urteil unterworfen hat.“

F. Dreyfus¹⁾ sagt, die Geschichte sei nichts anderes als ein fortgesetztes Lügenstrafen der Träume dieses Biedermannes. Aber

¹⁾ L'arbitrage international.

das berührt mich weiter nicht. Ist die Weltgeschichte nicht auch ein unausgesetztes Verneinen der Worte eines Sokrates, Christus, Marc Aurels? Sollte der schmerzliche Widerspruch zwischen den Handlungen der Menschen und den Lehren der großen Meister unsere Verehrung für diese selbst schmälern? Es ist gut, daß der Abbé von St. Pierre unterschätzt, verleumdet, geschmäht worden ist. Die neuen Ideen bahnen sich ihren Weg ebenso gut über Schmähungen, wie über Beifallsstürme. Das Wort Weltfrieden einmal gesprochen, wird nicht mehr in Vergessenheit geraten. Das Bedürfnis nach Frieden ist so groß, der Abscheu vor dem Kriege so tief, daß der Gedanke in der Stille fortwächst, da und dort verstreute, vereinzelt, schüchterne Anhänger gewinnt. Aber er lebt und dann erhebt er sich, gewinnt an Kraft und drängt sich dem Weltgewissen auf. Die Worte von dauerndem Frieden, von internationaler Justiz, sind in die Welt hinausgedrungen. Es ist geschehen! Diese heilige Flamme wird nicht mehr verlöschen. Ehre sei denen, die sie entfacht haben und sie, wenn auch noch flackernd, als leuchtende Fackel den zukünftigen Geschlechtern weiterreichen!

Wir kommen nun zu Kant (1798). Dieser große Mann ist, wie Leibnitz, ein entschiedener Anhänger des Friedens und er schreibt ein philosophisches Essay über den immerwährenden Frieden. (Siehe auch Doktrin des Rechts, Gedanken über die universelle Geschichte der Natur.) Er erfaßt den Gedanken einer Föderation der freien Republiken; diese Republiken sollen eine Friedensallianz bilden und auf diese Weise konstituiert sich „eine zivilisierte Gesellschaft, die dieses Recht gemeinschaftlich ausübt.“

Es handelt sich hier also nicht um einen direkt und sofort ausführbaren Vorschlag, wie der des Abbé von St. Pierre, sondern um eine große, leitende, moralische Idee. „Die moralisch-praktische Vernunft spricht dieses unwiderlegbare Veto aus: es soll keinen Krieg geben.“

Ist einmal dieses leitende Prinzip anerkannt, so wird die Organisation einer friedlichen, republikanischen Föderation seine notwendige Folge sein.

Im Jahre 1814 hat Graf von Saint Simon den Parlamenten von Frankreich und England nachstehende Broschüre gewidmet: „Reorganisierung der europäischen Gesellschaft oder von der Not-

wendigkeit der Mittel, die Völker Europas zu einer einzigen politischen Körperschaft zu vereinigen, indem jedem seine Nationalität gewahrt bleibt; vom Grafen Saint Simon und seinem Schüler Augustin Thierry.“

Doch dieses Projekt ist nichts weniger als eine vereinte europäische Regierung, mit einem nationalen europäischen Parlament (zwei Kammern) und einem König. Ebenso wenig ist es ein Schiedsgerichtsvertrag, als es die heilige Allianz gewesen ist, jene monarchistische, despotische Föderation, die nichts gemein hatte mit internationaler Gerechtigkeit.

Und dennoch, diese Idee St. Simons, die seine Adepten ausgearbeitet, komentiert, die Presse erörtert haben, befestigte und verbreitete sich.

Von jener Zeit an gewinnt der Begriff der Schiedsgerichtsbarkeit immer mehr und mehr an Boden, die Schriften über diesen Gegenstand häufen sich, sodaß wir es nicht für nötig halten, die zahlreichen Vorschläge zugunsten eines dauernden Friedens, einer Föderation der Welt, eines internationalen Schiedsrechtes weiter zu erwähnen, welche die Publizisten aus allen Ländern verbreitet haben. Die Bibliographie all dieser Publikationen, die sehr viel des Interessanten bietet, wurde vollinhaltlich durch H. Lafontaine in einer wissenschaftlich hervorragenden Arbeit herausgegeben.¹⁾ Wir möchten bloß konstatieren, daß die internationalen Friedenskongresse, bei denen hingebungsvolle Leute aller Berufe, aller Länder, aller Meinungen in ihrer Mitarbeit darin wetteifern, die Theorie des internationalen Schiedsgerichtes so vortrefflich vorbereitet und entwickelt haben, daß sich fortan eine juristische Doktrin auf solider Basis gegründet hat, eine Doktrin, an der nichts anderes als unbedeutende Ergänzungen vorgenommen zu werden brauchen, bis sie auf realem, diplomatischem Gebiete Fuß gefaßt haben wird.

Von 1880 an bis zur Haager Konferenz, haben jene Kongresse diese Hauptfragen so erfolgreich und gründlich erforscht, daß die Diplomaten im Haag nichts weiter zu tun hatten, als dem Werke, welches durch die Friedenskongressisten seit 20 Jahren in seinen manigfaltigen Einzelheiten ausgearbeitet worden war, eine gesetzliche Form zu geben.

¹⁾ Pasicrisie Internationale, Bern 1892.

Was die Haager Konferenz betrifft, so ist sie wohl das größte historische Ereignis unserer Zeit. Das XIX. Jahrhundert, das so bluttriefend an Kriegen war, vollendet sich durch ein Friedfertigkeitswerk, das eine neue Welt erstehen läßt. Es ist dies die Verwirklichung der Träume und Utopien, welche ein Abbé von St. Pierre, Leibnitz, Kant und St. Simon vorausgeahnt haben.

2. Die Friedenskongresse.

Wahrscheinlich sind es die amerikanischen Quäcker gewesen, die als die ersten daran gedacht haben, gegen das Jahr 1814, nach den großen Kriegen des Kaiserreiches, Friedensgesellschaften zu bilden. Der pazifistische und humanitäre Gedanke entsprang da direkt aus den religiösen Ideen.

Es ist dies eine ganz legitime Abstammung, denn es ist unmöglich zu verstehen, daß ein wahrer Christ die Legitimität des Krieges zugeben könne.

Einige protestantische Sekten Amerikas und Englands bildeten dann Vereine, die eine ziemlich bedeutende Anzahl von Anhängern gewannen; aber noch bewahrten diese Vereine einen streng konfessionellen Charakter. (1815—1848.)

Graf de Selon in der Schweiz, Auguste Couvreur in Belgien versuchten es, einige internationale Kongresse zu veranstalten (1843 bis 1847 zu London und Brüssel), die jedoch ziemlich unbeachtet verliefen.

Der erste wirkliche internationale Friedenskongreß hat 1848 in Paris getagt. Das war die Zeit der großzügigen Unternehmungen, das Zeitalter der Begeisterung und der Überzeugung, da die Umgestaltung der Welt nahe bevorstehend zu sein schien.

Der Vorsitzende in dieser Versammlung war Viktor Hugo, der Vicepräsident Richard Cobden; die Versammlung dauerte drei Tage, vom 21. bis 24. August 1848.

Die Eröffnungsrede, welche Viktor Hugo hielt, ist bewundernswert. Ich glaube nicht, daß in irgend einer Rede, zu irgend welcher Gelegenheit so beredte, so prophetische Worte ausgesprochen worden seien, in so herrlicher Sprache ausgedrückt. Man sollte sie vollständig wiedergeben. Wie schade, sie nur fragmentarisch bringen zu können!

„Ein Tag wird kommen, da die Waffen euren Händen entsinken werden. Ein Tag wird kommen, an dem der Krieg ebenso widersinnig, ebenso unmöglich scheinen wird zwischen Paris und London, Petersburg und Berlin, Wien und Turin, als er heute zwischen Paris und Lyon, zwischen Marseille und Nancy widersinnig und unmöglich schiene. Ein Tag wird kommen, da ihr Franzosen, ihr Russen, ihr Italiener, ihr Engländer, ihr Deutschen, ihr Nationen alle innig zu einer allumfassenden Gemeinschaft verschmelzen werdet, ohne eure ausgesprochenen Eigenschaften und ruhmvolle Individualität einzubüßen; ihr werdet euch zum europäischen Bruderbund zusammenschließen, genau so wie die Normandie, die Bretagne, Burgund, Lothringen, Elsaß und alle unsere Provinzen sich zu einem einigen Frankreich umgebildet haben. Ein Tag wird kommen, da es keinen anderen Kriegsschauplatz geben wird als die Märkte, die sich dem Handel und die Gebiete des Geistes, die sich dem Gedanken erschließen werden. Ein Tag wird kommen, da die Kanonenkugeln und Bomben durch die Wahlen, durch das allgemeine Stimmrecht der Völker, durch das geachtete Schiedsrecht eines souveränen Senates ersetzt werden, der für Europa dasselbe sein wird, was das Parlament für England, der Reichstag für Deutschland, die gesetzgebende Versammlung für Frankreich ist! Ein Tag wird kommen, da man die Kanonen in Museen zeigen wird, wie dies heute mit den Folterwerkzeugen geschieht und man wird staunen, daß dergleichen einst möglich gewesen. Ein Tag wird kommen, wo man diese beiden Riesengruppen, die Vereinigten Staaten von Amerika und die Vereinigten Staaten von Europa einander gegenübergestellt sehen wird, einander über das Meer hinüber die Hände reichend, ihre Produkte, ihren Handel ihre Industrie, ihre Künste, ihr Genie austauschend, den Erdball urbar machend, die Wüste kolonisierend, die Schöpfung unter den Augen des Schöpfers vervollkommnend und um den Wohlstand aller zu heben, die beiden unendlichen Kräfte verschmelzend: die Verbrüderung der Menschen und die Allmacht Gottes! Von nun an ist das Endziel einer großen, einer wahren Politik dieses: das gegenseitige Anerkennen aller Nationalitäten, die Auffindung der historischen Einheit der Völker und Begründung dieser Einheit durch den Frieden. Es gilt die zivilisierten Gruppen immer mehr auszudehnen, den noch barbarischen Völ-

kern ein gutes Beispiel zu geben, die Schlachten durch Schiedsgerichte zu ersetzen, endlich — und das schließt alles andere in sich — die Justiz das letzte Wort sprechen zu lassen, das die vergangenen Zeitalter durch die Gewalt ausgesprochen haben.“

Unglücklicherweise war dies alles nur noch ein Traum. Der Verrat und Despotismus Napoleons haben auf lange hinaus die Kriegswut der Nationen entfesselt. Der Krimkrieg, der italienische Krieg, der mexikanische Krieg tränkten die Erde in Blut und die Zivilisation in Schande. Jeglicher Fortschritt schien ins unendliche hinausgeschoben.

Dennoch hat die Pariser Konferenz, die nach dem Krimkrieg im Jahre 1856 einberufen war, um die Friedensbedingungen zu regeln, angeregt durch Henry Richard, dem Generalsekretär der Londoner Peace Society, eine Klausel beigefügt, daß in Zukunft die kontrahierenden Mächte einander verbieten sollten, jemals zu den Waffen zu greifen, ohne zuvor die guten Dienste einer befreundeten Macht angerufen zu haben. Das war Mediation, nicht Schiedsgericht. Doch dient die Mediation dazu, den Krieg hintanzuhalten, dann ist sie eine ebensolche Wohltat wie das Schiedsgericht.

Man hat dies im Jahre 1867 gesehen, anlässlich eines untergeordneten Streitfalles, mehr über die Vorherrschaft als über die Territoriumsfrage (Nachfolge im Herzogtum Luxemburg), da hätten Frankreich und Deutschland bald zu den Waffen gegriffen. Einige vornehm denkende Geister, die für die Völker eine minder finstere Zukunft ersehnten, richteten einen offenen Brief an die Königin von England, sie um eine Mediation anflehend. Das waren die Franzosen Gustav d'Eichthal, der Pastor Martin Paschoud, Neffzer, der Leiter der „Temps“ und unser großer und verehrter Altmeister Fréd. Passy, der sich damals schon ganz der Friedenssache geweiht hatte — welche die Initiative zu dieser Bewegung ergriffen. Dann wurde eine Friedensliga gegründet, welche hervorragende Leute aller Nationen zu ihren Mitgliedern zählte.

Zu gleicher Zeit gründete Charles Lemonnier in Genf die „Ligue internationale de la Paix et de la Liberté.“

Alle beide bestehen heute noch. Sie sind weder sehr zahlreich noch sehr mächtig, wenigstens dem Anscheine nach. Aber die edlen

und tapferen Männer, aus denen sie gebildet sind, haben alle die feste Überzeugung, daß man das Übel des Krieges bannen und diese große menschliche Torheit verhindern könne.

Sie beharren in ihrem Glauben, sie setzen ihr Apostolat fort und derzeit haben sie beinahe schon gesiegt. Man behandelte sie anfänglich als Schwärmer, als Utopisten, als Philantropen, als Schimäristen. Man belächelte sie verächtlich. Heute, da die allgemeine Meinung mit ihnen geht, werden sie von den „Gutgesinnten“ als Rebellen angesehen, als Apostaten, Internationalisten, Vaterlandslose und Verräter an der Nation betrachtet. Gestern Mißachtung, heute Schimpf. Aber morgen, wenn wir die Stärkeren sein werden — und das werden wir sein — wird man uns huldigen.

Die Friedensgesellschaften haben sich seit 1867 stark vermehrt. Man zählt deren heute in der ganzen Welt 110, 469 Haupt- und Nebengruppen umfassend. Das ist, bloß ziffernmäßig, die Angabe des Fortschrittes, den der Friedensgedanke gemacht hat.

Ein denkwürdiges Ereignis in der Geschichte des internationalen Rechtes ist die Institution der interparlamentarischen Konferenz, zu welcher die Herren Marcoartu, Randal Cremer, Jules Simon, Frédéric Passy die großmütige und fruchtbringende Initiative gegeben haben.

Ihr erster Zusammentritt fand in Paris am 29. u. 30. Juni 1889 statt unter dem Vorsitze von Jules Simon. Sie zählte Vertreter aller großen Nationen und Mitglieder der Parlamente von England, Spanien, Belgien, Deutschland, Frankreich, Italien, Dänemark, Griechenland, Österreich-Ungarn und Amerika nahmen teil an ihr. Ein Riesenfortschritt des Schiedsgerichtsgedankens, da alle jene, welche an dieser Konferenz teilnahmen, zu der Regierung ihrer Länder gehörten.

Es waren nicht mehr Vereine von Männern ohne Mandat, wie jene der Friedenskongresse, die zwar mit Leib und Seele der Sache des Friedens anhängen, aber ohne jegliche Autorität waren. Diesmal waren die Friedensfreunde nicht einfache Staatsbürger oder utopistische Gelehrte, sondern Männer der Regierungen, die durch die Tatsache, daß sie sich dem Programm für Frieden und Schiedsgericht anschlossen, stillschweigend die Verpflichtung übernommen hatten, diese edle Sache vor ihren Parlamenten zu vertreten.

Seit 1889 tritt diese interparlamentarische Union fast alljährlich zusammen; 1890 in London, 1891 in Rom, 1892 in Bern, 1894 im Haag, 1895 in Brüssel, 1896 in Budapest, 1897 in Brüssel, 1899 in Christiania, 1900 in Paris, 1903 in Wien, 1904 in St. Louis, 1906 in London. Heute zählt die interparlamentarische Union gegen 1500 Mitglieder, lauter Parlamentarier und damit Rußland davon nicht ausgenommen sei, wurde beschlossen, daß aus jenen Ländern, wo es keine Parlamente gibt, die Vertretung seinerzeit eventuell durch die Mitglieder irgendeiner gesetzgebenden Körperschaft übernommen werden würde.

Die Friedenskongresse haben hierauf das internationale Friedensbureau ins Leben gerufen. Dieses hat seinen Sitz in Bern, bis vor kurzem unter der Leitung eines Mannes, den uns der Tod leider entrissen hat, Élie Ducommun. Delegierte der verschiedenen Nationen gehören ihm an. Alle in das Gebiet internationaler Konflikte einschlägigen Fragen werden dort erörtert. Das Berner Bureau steht in Verbindung mit allen Friedensgesellschaften. Und jedesmal, wenn ein Krieg zu drohen schien, wurde von hier aus ein Apell an die betreffenden Regierungen gerichtet. Es ist dies der Entwurf, das Rudiment einer großen Sache. Die edelsten Institutionen hatten keine weniger bescheidenen Anfänge und wir haben das Recht, uns den weittragendsten Hoffnungen hinzugeben, wenn wir ein solches Werk werden und wachsen sehen, welches ohne Mithilfe, ohne Schutz der Regierung gegründet worden ist, trotz einer allgemeinen, gleichgiltigen, ja feindseligen öffentlichen Meinung und nur erhalten wird durch die Energie einiger hingebungsvoller Menschen.

Die Arbeit des Berner internationalen Friedensamtes ist bedeutend und dennoch wurde im Zeitraum von 5 Jahren für diese erhabene Institution bloß von Privaten oder von Friedensvereinen (die alle unendlich arm sind), die geringe Summe von 35.000 Franks ausgelegt. Das ist beiläufig so viel, als 70 Kanonenschüsse kosten. Später wurden dem Bureau jedoch kleine offizielle Subventionen von den Regierungen der Schweiz, Belgien und der skandinavischen Staaten bewilligt.

Neben der interparlamentarischen Konferenz, dem internationalen Friedensbureau und den Friedenskongressen ist noch das

internationale Rechtsinstitut zu nennen, zusammengesetzt aus Juristen, Philosophen und Nationalökonomern, die ohne von ihren Regierungen offiziell dazu bestimmt zu sein, sich alljährlich versammeln, um über die, auf das internationale Recht sich beziehenden Fragen zu diskutieren. Der Wahlspruch des internationalen Rechtsinstitutes ist der schönste, den Menschen wählen können: *Justitia et Pace* -- durch Frieden und Recht.

3. Die Haager Konferenz.

Die Zeit war reif für den Eintritt der mächtigen pazifistischen Umwälzung: die Haager Friedenskonferenz.

Das Rundschreiben Muravieffs, des Ministers des Äußern im russischen Kaiserreich, welches am 24. August 1898 an alle beglaubigten Vertreter fremder Staaten in Petersburg gerichtet war, wirkte wie ein Blitzschlag.

Plötzlich, ohne sichtbaren Grund hatte sich der Zar mitten in die Reihen der Friedenskämpfer gestellt, und sich an alle Großmächte gewendet, um sich mit ihnen über die Beschränkung der Rüstungen zu einigen.

Wir geben hier den Text dieses grundlegenden Dokumentes wieder:

Die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens und eine mögliche Herabsetzung der übermäßigen Rüstungen, welche auf allen Nationen lasten, stellen sich in der gegenwärtigen Lage der ganzen Welt als ein Ideal dar, auf das die Bemühungen aller Regierungen gerichtet sein müßten.

Das humane und hochherzige Streben Sr. Majestät des Kaisers, meines erhabenen Herrn, ist ganz dieser Aufgabe gewidmet.

In der Überzeugung, daß dieses erhabene Endziel den wesentlichsten Interessen und den berechtigten Wünschen aller Mächte entspricht, glaubt die kaiserliche Regierung, daß der gegenwärtige Augenblick äußerst günstig dazu sei, auf dem Wege internationaler Beratung die wirksamsten Mittel zu suchen, um allen Völkern die Wohltaten wahren und dauernden Friedens zu sichern und vor allem der fortschreitenden Entwicklung der gegenwärtigen Rüstungen ein Ziel zu setzen.

Im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre hat der Wunsch nach einer allgemeinen Beruhigung in dem Empfinden der zivilisierten Nationen besonders festen Fuß gefaßt. Die Erhaltung des Friedens

ist als Endziel der internationalen Politik aufgestellt worden. Im Namen des Friedens haben große Staaten mächtige Bündnisse miteinander geschlossen. Um den Frieden besser zu wahren, haben sie in bisher unbekanntem Maße ihre Militärmacht entwickelt und fahren fort, sie zu verstärken, ohne vor irgend einem Opfer zurückzuschrecken. Alle ihre Bemühungen haben dennoch nicht das segensreiche Ergebnis der ersehnten Friedensstiftung zeitigen können.

Da die finanziellen Lasten eine steigende Richtung verfolgen und die Volkswohlfahrt an ihrer Wurzel treffen, so werden die geistigen und physischen Kräfte der Völker, die Arbeit und das Kapital zum großen Teile von ihrer natürlichen Bestimmung abgelenkt und in unproduktiver Weise aufgezehrt. Hunderte von Millionen werden aufgewendet, um furchtbare Zerstörungsmaschinen zu beschaffen, die heute als das letzte Wort der Wissenschaft betrachtet werden und schon morgen dazu verurteilt sind, jeden Wert zu verlieren, infolge irgendeiner neuen Entdeckung auf diesem Gebiete. Die nationale Kultur, der wirtschaftliche Fortschritt, die Erzeugung von Werten sehen sich in ihrer Entwicklung gelähmt und irregeführt.

Daher entsprechen in dem Maße, wie die Rüstungen einer jeden Macht anwachsen, diese immer weniger und weniger dem Zweck, den sich die betreffende Regierung gesetzt hat. Die wirtschaftlichen Krisen sind zum großen Teil hervorgerufen durch das System der Rüstungen bis aufs äußerste und die ständige Gefahr, welche in dieser Kriegsstoffansammlung ruht, machen die Armeen unserer Tage zu einer drückenden Last, welche die Völker mehr und mehr nur mit Mühe tragen können.

Es ist deshalb klar, daß, wenn diese Lage sich noch weiter so hinzieht, sie in verhängnisvoller Weise zu eben der Katastrophe führen würde, welche man zu vermeiden wünscht und deren Schrecken jeden Menschen schon beim bloßen Gedanken schaudern machen.

Diesen unaufhörlichen Rüstungen ein Ziel zu setzen und die Mittel zu suchen, dem Unheil vorzubeugen, das die ganze Welt bedroht, das ist die höchste Pflicht, welche sich heutzutage allen Staaten aufzwingt. Durchdrungen von diesem Gefühl, hat seine Majestät geruht, mir zu befehlen, daß ich allen Regierungen, deren Vertreter am kaiserlichen Hofe akkreditiert sind, den Zusammentritt einer Konferenz vorschlage, welche sich mit dieser ernststen Frage zu beschäftigen hätte.

Diese Konferenz würde mit Gottes Hilfe ein günstiges Vorzeichen des kommenden Jahrhunderts sein. Sie würde in einem mächtigen Bündel die Bestrebungen aller Staaten vereinigen, welche aufrichtig darum bemüht sind, den großen Gedanken des Weltfriedens triumphieren zu lassen über alle Elemente des Unfriedens

und der Zwietracht, sie würde zugleich ihr Zusammengehen besiegeln durch eine solidarische Weihe der Prinzipien des Rechts und der Gerechtigkeit, auf denen die Sicherheit der Staaten und die Wohlfahrt der Völker beruht.¹⁾

So haben wir denn die außergewöhnlichste Tatsache erlebt. Der mächtigste Monarch der Welt, der Kaiser, der unter seiner absolutistischen Herrschaft hundertzwanzig Millionen Menschen hält, erkennt es, daß der Krieg eine Geißel ist und der bewaffnete Friede **eine erdrückende Last für die Völker**. Er erklärt, daß **man dem erhabenen Gedanken des allgemeinen Weltfriedens** zum Siege verhelfen müsse. Er wiederholt, was Philosophen, Denker, Gelehrte, Dichter mit der Stimme „des Rufenden in der Wüste“ ausgesprochen haben und sein Herrscherwort stimmt mit unseren Utopien überein.

Wie groß auch die Hoffnungen der Friedensfreunde gewesen sein mögen, durch die Einberufung der Haager Konferenz blieben diese Hoffnungen weit hinter der Wirklichkeit zurück.

Man sieht, daß es vor allem der Wunsch des Zaren war, eine Konvention zugunsten der Einschränkung der Rüstungen ins Leben zu rufen; gewiß eine sehr ernste Sache von brennendster Notwendigkeit, aber doch weniger dringend, als die Einsetzung eines Schiedsgerichtshofes. Aber als diese hervorragenden Männer,

¹⁾ In einem zweiten Rundschreiben hat der Zar das Verbot neuer Waffen und Explosivstoffe als eines der Mittel bezeichnet, um im friedlichen Sinne die Zukunft der Völker zu verbessern. Doch so weit es einem anspruchslosen Freunde des Friedens gestattet ist, seine Ansicht in diesem Falle zu äußern, scheint es mir nicht, daß die Anwendung neuer, immer noch mehr verderbenbringender Waffen unserer heiligen Sache nachteilig wäre. Ja im Gegenteil: je blutiger der Krieg, desto seltener wird er werden. Wenn irgend ein Chemiker das Glück hätte, ein Sprengmittel zu erfinden, das auf zwanzig Kilometer eine ganze Stadt zerstören oder eine Armee auf einen Schlag vernichten würde, so hätte er durch solch entsetzliches Mittel jeden Krieg unmöglich gemacht.

Vielleicht hat man seit 35 Jahren keinen großen Krieg mehr unternommen, weil man immer gehofft hat, schon morgen eine noch weiter tragende Kanone ein noch tödlicheres Gewehr, einen noch zerstörungsfähigeren Explosivstoff zu erfinden. Es liegt darin also nichts paradoxes, zu behaupten, daß die Erwartung einer noch vollkommeneren Bewaffnung eigentlich günstig für die Erhaltung des Friedens gewirkt hat, demnach können alle neuerfundenen Mordmaschinen unserer Sache nur nützlich sein. Sie werden den Krieg so fürchterlich gestalten, daß auch die Waghalsigsten sich an dieses schreckliche Spiel nicht heranwagen werden.

die Mandatäre ihrer respektiven Regierungen sich zusammenfanden, um die Rüstungsfrage zu behandeln, vollzog sich ein sonderbares Phänomen: sie sind sich ihrer Macht und ihrer Mission bewußt geworden; wie eine Offenbarung ist es über sie gekommen. Ohne selbst zu bemerken, daß sie die Grenzen ihrer Mandate überschreiten, haben sie sich nach und nach zu einem internationalen Parlament konstituiert. Sie waren zusammengekommen, um eine administrative Gesetzgebung zu regeln und haben dabei Europa eine Konstitution gegeben. Man hatte von ihnen verlangt, über die Einschränkung der Rüstungen zu beraten und sie haben das Verfahren internationaler Schiedsgerichtsbarkeit vorgeschlagen. Ebenso wie im Jahre 1789 die Abgeordneten der Generalstaaten zusammengetreten waren, um das Finanzgesetz zu votieren, und damit endeten, der Welt die Erklärung der Menschenrechte und Frankreich die französische Revolution zu geben; ebenso haben Diplomaten und Rechtsgelehrte, die nach dem Haag kamen um irgendeine diplomatische Konvention zu vereinbaren, den Grundriß einer weitgehenden internationalen Organisation vorgezeichnet, die vielleicht definitiv sein wird.

Wir wollen hier einfach folgendes feststellen:

1. Ein Schiedsgerichtshof ist geschaffen worden, der seinen Präsidenten, seine Mitglieder, sein Palais, sein Journal, sein Budget besitzt. Dieser Gerichtshof ist als Welttribunal für alle zivilisierten Staaten anerkannt.

Folglich ist die grundlegende, internationale Friedensorganisation nicht erst zu schaffen: sie besteht bereits.

2. In den Konferenzakten heißt es, daß die verschiedenen Staaten ihr möglichstes tun sollen, um einen bewaffneten Konflikt zwischen zwei gegnerischen Mächten zu verhindern; und daß es nicht bloß ein Recht, sondern geradezu Pflicht sei, zugunsten einer Mediation oder eines Schiedsgerichtes zu vermitteln. Demgemäß ist ein neues Rechtsmittel anerkannt und eingeführt, das heißt, das gerichtliche Verfahren als Ersatz für das Kriegsverfahren angenommen.

Und dennoch hat die Haager Konferenz Spott und Kritik heraufbeschworen. Wie alle hochherzigen Taten, hat sie Undank geerntet, den schwärzesten Undank, dieses böseste aller Laster. Jene Leute, welche sich das Monopol eines positiven Verstandes

anmaßen, und die den Krieg von jeher als notwendiges Übel betrachten, haben allerlei Scheinargumente vorgebracht.

„Seht einmal,“ sagten sie, „wohin die Konferenz geführt hat, die den Krieg unmöglich machen sollte. Ihr folgte der Transvaalkrieg, der zwei Jahre gedauert hat; der russisch-japanische, eine der ärgsten Schlächtereien, die die Geschichte zu verzeichnen hat. Ist dies das schöne Resultat, auf das ihr Anspruch erhebt? Während der vier Jahre, die dem Zusammentreten dieser Friedensstifter gefolgt sind, gab es vier Kriegsjahre und niemals wurde Menschenblut in größerer Menge vergossen.“

Darauf ist es leicht zu antworten.

Vor allem: die Haager Konventionen, die das Schiedsgericht **empfehlen**, haben es nicht **angeordnet**. Das obligatorische Schiedsverfahren wurde noch nicht votiert. Weder England, noch Rußland, noch Japan hatten einen Schiedsvertrag unterzeichnet, weder einen obligatorischen, noch nichtobligatorischen. Folglich ist der einzige richtige Schluß, den man aus diesen Kriegen ziehen kann, folgender: daß das Regime eines Rechtsfriedens die Obligation des Schiedsverfahrens bedingt. Daß die Haager Vereinbarungen vollkommen ausreichend seien, das behauptet kein Pazifist. Doch einer im Werden begriffenen Institution vorzuwerfen, daß sie mit dem bisher Gebotenen nicht alles erfüllt, was man von ihr erwarten darf, wenn sie sich vollkommen entwickelt hat, das ist so, als ob man einem Schulbuben, der rosa, die Rose, dekliniert, vorwerfen würde, daß er den Tacitus nicht vom Blatt übersetzt.

Aber auch selbst dann, wenn der Schiedsgerichtshof in seinem ganzen Umfang ausgestaltet sein und in vollster Blüte stehen wird, so ist es sicher, daß er nicht jeden Krieg wird aufhalten können. Das Chinin heilt das Wechselfieber; doch es gibt auch hartnäckige Fälle: und man trifft noch immer unglückliche Kranke, die an der Malaria sterben, trotz des Chinins. Soll man daraus schließen, daß das Chinin nichts taugt und man es lieber ins Wasser werfen sollte?

Wenn man einen stattlichen Bau errichtet, von dessen Höhe sich der herrliche Fernblick über das ganze umliegende Gelände darbieten soll, darf man da verlangen, wenn die Grundfesten des Gebäudes gelegt sind, daß schon vom ersten Treppenabsatz aus

dasselbe wunderbare Bild sich vor unseren Blicken entrolle, wie dies nach Vollendung des Baues zu erwarten war? Und wäre es dann nicht töricht, auszurufen: „Ja, man sieht ja nichts!“ zu einer Zeit, da das Bauwerk sich noch kaum über den Boden erhebt?

Achttausend Jahre lang hat der Krieg Städte und Länder verwüstet; ganze Völkerschaften sind massakriert, deportiert und zu Sklaven gemacht worden; Ströme von Blut sind geflossen. Die ganze gesellschaftliche Organisation ist auf dem Boden großer Totschlägereien aufgebaut. Und da verlangt man, daß in drei Monaten alles Vorherbestehende zusammenstürze, daß wie mit einem Zauberstab die Heere aufgelassen, die Festungen geschleift, die Munition unschädlich gemacht werden solle und daß Diplomaten und Feldherren mit lächelndem Munde den neuen Stand der Dinge annehmen, der sie brotlos macht. Nein! Es wird noch größerer Anstrengungen und längerer Zeiträume bedürfen, um diesen Urwald blutrünstiger Vorurteile und wahnwitziger Verbrechen auszuroden.

Wenn wir in die Einzelheiten solcher Einwürfe weiter vordringen, sehen wir sofort, daß sie nicht auf festen Füßen stehen.

Erstlich, was den Transvaal betrifft, so hat England niemals zugeben wollen, daß es ein richtiger Krieg gewesen sei. Im Augenblick, da die Haager Konferenz zusammentrat, hatte England erklärt, das Transvaal solle nicht zugelassen werden, und hat aus dieser Ausschließung eine *conditio sine qua non* für seine Annahme gemacht.

Für Großbritannien war Transvaal niemals ein selbständiger Staat. Es war gewissermaßen ein Vasallenstaat, der kein Recht auf eine besondere diplomatische Vertretung besaß und den übrigen Mächten gegenüber nur durch die britische Diplomatie vertreten werden konnte. Ein Krieg zwischen Großbritannien und Transvaal war also ein Bürgerkrieg zwischen Vasall und Suzerän. Er kann nicht den Kriegen zweier autonomer Staaten zugezählt werden.

Es ist dies eine Ansicht, die man nicht zu teilen braucht und es ist nicht meine Sache, ihr hier das Wort zu reden. Ich will nur sagen, daß, selbst wenn Großbritannien sich zur Zeit des Zusammentritts der Haager Konferenz verpflichtet hätte, keinen Krieg zu beginnen ohne vorher an das Schiedsgericht zu appellieren, so könnte es — nicht ganz ohne einen Schein von Recht — behaupten

nicht gegen den Vertrag gehandelt zu haben. Das Schiedsgericht wird nur zwischen souveränen Staaten angewendet. Wenn Finnland sich gegen Rußland auflehnte, wenn Tunis oder Cambodge zur Erlangung ihrer Selbständigkeit die Waffen gegen Frankreich erhöbe, so wäre solche Rebellion nicht durch das Haager Schiedstribunal zu schlichten.

Also erklärt sich im Falle des Transvaal die Unterlassung eines Rekurrierens an das Schiedsgericht vollkommen hinreichend. Daß es sich rechtfertigen läßt, will ich durchaus nicht behaupten.

Der Fall des Krieges zwischen Rußland und Japan liegt jedoch ganz anders.

Heute gehört es zum guten Ton, die Tugenden der Japaner zu bewundern. Die Anbetung der Kraft liegt so sehr in der Natur, daß man außer sich vor Bewunderung gerät über die Sieger, eben weil sie Sieger sind und daß man alles schön findet, was sie tun. Ich meinerseits kann diesen Enthusiasmus nicht teilen. Und der überrumpelte Angriff auf Port Arthur, ohne vorhergegangene Kriegserklärung, erscheint mir als ein Akt von Seeräuberei. Was könnte man noch mehr als großes Verbrechen bezeichnen? Es ist richtig, die Japaner haben den Sieg davongetragen. Aber ich beuge mich nicht vor dem Triumph, bloß weil er eben Triumph ist und würde glauben meine Feder zu entwürdigen, sollte ich eine Perfidie verherrlichen, weil ihr Erfolg ein so offensichtlicher gewesen.

Ein sehr begabter französischer Journalist, Louis Dumur, hat sich nicht entblödet zu behaupten, die Japaner hätten recht getan, sich nicht an das Schiedsgericht zu wenden, weil man ihnen Korea, das sie begehrten, gewiß nicht zugesprochen hätte, auf welches sie, selbst nach der Anschauung Dumurs, offenbar keinerlei Recht besaßen.

Das ist eine sonderbare Beweisführung! Wie könnte man sich noch über die Geistesrichtung von Asiaten wundern, wenn wir einen hervorragenden europäischen Schriftsteller vor uns haben, der ausführt, man müsse, wenn man das Recht nicht für sich hat, sich an die Kraft halten, die man hat.

Wenn durch ein unwahrscheinliches Mißgeschick zwischen mir und Herrn Dumur ein unliebsames Zerwürfnis entstände, müßte ich auf meiner Hut sein; denn ich müßte befürchten, daß, bei seiner

Abneigung gegen die Gerichte, er seinen Grundsätzen gemäß mir unerwartet eine Tracht Prügel versetzen würde, an einem Tage, wo er besser bewaffnet sein würde als ich.

Ich will nicht behaupten, daß im russisch-japanischen Kriege die Russen nicht ebenfalls stark im Unrecht gewesen wären; die Rechtlichkeit der russischen Diplomatie ist nichts weniger als ein Glaubenssatz; aber es scheint doch, daß durch ihren Gewaltstreich die Japaner jegliches Schiedsverfahren unmöglich gemacht haben. Hernach haben sie als entschiedene Sieger nur Bewunderung erweckt. Man hat wieder einmal vor einem *fait accompli* den Nacken gebeugt.

Es ist mithin ganz ungerechtfertigt, der Haager Konferenz den zweifelhaften Vorwurf entgegenzuhalten, daß sie weder den Transvaalkrieg, noch den russisch-japanischen aufzuhalten vermocht hat.

Es gäbe da einen viel wichtigeren Einwand, den man ihr machen könnte: sie hat nur das fakultative Schiedsgericht empfohlen, **sie hat das obligatorische nicht eingesetzt**. Vielleicht wäre die Konferenz in der wahren pazifistischen Doktrin viel weiter gegangen, ohne den schlechten Willen gewisser Regierungen. Vornehmlich hatte der deutsche Kaiser jenen Herrn von Stengel als Delegierten nach dem Haag geschickt. Dieser seltsame Professor der Rechtswissenschaft ist ein Anhänger des Krieges. In öffentlichen Vorträgen hatte er laut verkündet, der Krieg sei etwas gutes, weil dadurch große Fortschritte auf dem Gebiete der Chirurgie veranlaßt würden. Dieser Mann also ist es, den Wilhelm II. — vermutlich aus Ironie — nach dem Haag entsendet hat, um dort die Ideen über internationales Recht des heutigen deutschen Reiches zu vertreten. Ein glücklicher Protest gegen die seinerzeitigen umstürzlerischen Ideen eines Kant und Leibnitz. Tatsächlich haben Stengel und seine deutschen Kollegen es mit wechselndem Erfolg versucht, im Haag die besten Vorschläge der Konferenz zu Fall zu bringen. In gewissen Punkten hatten sie bei der Abstimmung bloß die Delegierten des Sultans auf ihrer Seite.

So unvollkommen es auch sein mag, so ist das Werk der Haager Friedenskonferenz doch ein großartiges. Es ist der erste Schritt auf dem Gebiete der Zivilisation. Das bedeutungsvolle Datum des 18. Mai 1899, das mit Recht von allen Pazifisten der Welt als

Festtag gefeiert wird, es ist die Befreiung der Völker, sowie das Datum des 14. Juli 1789 die Befreiung des Individuums bedeutet hat.

Die Haager Konferenz hat vorzüglich den Wert der Idee. Bedeutet sie auch auf materiellem Gebiete einen Erfolg ersten Ranges, so ist ihr Resultat auf moralischem noch viel höher zu bewerten.

Vor der Friedenskonferenz waren die Friedensgesellschaften so gut wie unbekannt; die pazifistische Propaganda verhallte fast ohne jedes Echo; die Bezeichnung „internationales Schiedsgericht“ wurde nicht verstanden, weil sie einfach nicht gebraucht wurde. Die Journalisten ahnten in ihrer wenig gewissenhaften Sorglosigkeit nicht einmal, daß eine Rechtsinstitution geschaffen werden könne, welche die Greuel des Krieges unmöglich zu machen imstande sei. Die Haager Konferenz hat ihnen das geoffenbart.

Und nicht bloß den Journalisten, sondern auch den Völkern. Diese lieben Völker, die so naiv und unwissend, ohne zu rechnen ihr Gut und Blut für den Ruhm ihrer Herrscher hergeben, haben endlich erfahren, daß alle diese Opfer nicht unvermeidlich sind, daß es andere Prozeduren gibt, um Gerechtigkeit zu erlangen, als das Hinschlachten der Menschen; und so wie die Schiedsgerichte sich nach und nach einzuschleichen begannen zur rechtlichen Entscheidung zwischen Arbeitgeber und Arbeiter, so begann das Volk zu begreifen, daß auch zwischen den Nationen das Schiedsgericht eingeführt werden könne.

Die Wahrheit ist wie das Licht. Eine geraume Zeit kann man die kleine Flamme hinter Schleiern verbergen; sie ist so schwach und flackernd, daß sie kaum bemerkt wird. Aber wenn ein unvorhergesehener Zufall den Schutt entfernt, mit dem die Böswilligkeit sie ersticken wollte, dann bricht sie plötzlich hervor und strahlt und leuchtet. Das ganze Weltall kann sie aufflammen sehen. Nichts kann sie mehr in das Dunkel zurückweisen. Nur noch eine kleine Weile und diese Wahrheit wird der weithin erstrahlende Leuchtturm sein, der der Menschheit den Weg in eine neue Zukunft weist.

IV. Die Theorie der Schiedsverträge.

Das alte Recht war der Krieg, mit anderen Worten die Verleugnung des Rechtes. Den neuen Rechtsbegriff bildet die Schiedsgerichtsbarkeit, d. h. der Abschluß von Verträgen zwischen den Staaten

mit einem Tribunal, welches bei vorkommenden Streitfragen sein Urteil fällt.

Wir wollen untersuchen, welche die Bedingungen dieses neuen Rechtes sind: wir werden einesteils die Schiedsverträge, anderenteils die Verfassung des Tribunals studieren.

Allerdings sind wir in Europa noch nicht so weit und ist es vielmehr eine Organisation der Zukunft, deren Plan wir entwerfen wollen, als eine bereits bestehende. Doch es wurde schon so mancher Fortschritt gemacht und die öffentliche Meinung hat derartige juristische Institutionen so wohl verstanden, daß wir uns im Übergangsstadium zwischen Gegenwärtigem und Zukünftigem befinden, zwischen Traum und Wirklichkeit; denn was zu tun noch übrig bleibt, ist weniger als das, was bereits getan ist.

Dank der Arbeit der Friedenskongresse, der interparlamentaren Konferenzen und besonders der Haager Konferenz, wurden schon viele Schiedsverträge abgeschlossen und ein Tribunal eingesetzt.

Es erübrigt bloß, diese Verträge zu generalisieren, sie allgemein und obligatorisch zu machen. Ebenso braucht es nur mehr wenig, um diesem obersten Gerichtshof seine endgiltige, unanfechtbare Verfassung zu verleihen.

Ein zwischen zwei Nationen abgeschlossener Schiedsvertrag kann begrenzt oder unbegrenzt (limitiert oder total), permanent oder transitorisch, fakultativ oder obligatorisch sein.

Wenn diese Bezeichnungen an sich auch ganz verständlich sind, ist es doch gut, sie zu erläutern. Vor allem: was ist ein Schiedsgerichtsvertrag? Es ist ein Übereinkommen, durch welches zwei Staaten beschließen, für den Fall, als sie in Streit geraten, einen Schiedsrichter zu wählen, der entscheiden und seinen Rechtspruch abgeben soll.

Der Streitfall kann auf diese oder jene Kategorie von Tatsachen beschränkt werden; z. B. auf die Frage der Auslieferung oder auf finanzielle Vereinbarungen oder auf die Handelsmarine. In diesem Falle ist es ein partieller Schiedsvertrag. Partielle Schiedsverträge sind mithin solche, welche Einschränkungen und Ausnahmen enthalten. Zum Beispiel besagt Artikel I in den abgeschlos-

senen Verträgen zwischen Frankreich und England, Frankreich und Italien, daß es sich da um einen partiellen Vertrag handelt, welcher lautet:

„Differenzen juridischer Art oder solche, welche sich auf die Interpretierung der schon bestehenden Verträge beziehen . . . sollen dem Schiedsgerichtshof unterbreitet werden.“

Dieser Schiedsvertrag ist also ein begrenzter; denn es können zahlreiche Streitfragen auftauchen, welche nicht juridischer Art sind, sodaß der Vertrag die Beschränkung auf bestimmte Streitfragen im voraus annimmt.

Der Gedanke liegt uns fern, solch wichtige diplomatische Akte diskreditieren zu wollen, deren sozialer Erfolg ein unendlich großer ist, wie im französisch-englischen und französisch-italienischen Verträge; doch müssen wir gestehen, daß er durchaus nicht allem dem entspricht, was man vom Schiedsgericht erwarten darf.

Wie? Eine schiedsrichterliche Entscheidung sollte in gewissen Fällen geeignet sein, in anderen wieder nicht? Ein Krieg wäre vermeidlich, wo es sich um die Streitfrage der Auslieferung handelt, unvermeidlich jedoch, wo Handelsverträge im Spiele sind? Aber durch die bloße Tatsache, daß man in **einem** Falle die Vorzüge des Rechtsbeschlusses anerkennt, wird sie für alle Fälle zugegeben. Kann man im Ernste behaupten, daß das Recht die Gewalt in gewissen Fällen zu ersetzen habe, aber nicht in allen? Ist es nicht ein Unding, zu sagen: „Manchmal will ich wohl gerecht sein, aber es immer zu sein, dazu kann ich mich nicht verpflichten!“ Hat man in die Rechtsprechung der Schiedsrichter Vertrauen, weshalb ihnen dann nicht Vollmacht in allen Dingen zuerkennen? Und hat man dieses Vertrauen nicht, weshalb ihnen dann in einer beliebigen Sache solches Recht einräumen?

Das Recht des Schiedsspruches bloß auf gewisse Streitfragen beschränken, heißt die Macht des Rechtes zu gleicher Zeit anerkennen und doch nicht anerkennen. Nach einem alten, französischen Sprichwort sagt man: „Schenken und doch zurückbehalten, gilt nicht.“

Und dennoch ist es das, was die Vertragsschließenden bezüglich der Schiedsverträge zwischen Frankreich und Italien, Frankreich und England, Frankreich und Spanien — alle drei genau nach dem gleichen Wortlaut — bestimmt haben. (Am 15. Oktober 1903, 25. Dezember 1903, 26. Februar 1904.)

Ein Schiedsgerichtsvertrag kann nur wirksam sein, wenn es ein **totaler** ist, d. h., wenn er gar keine Ausnahme zuläßt. Der schlechte Wille der kontrahierenden Parteien muß stets als Möglichkeit ins Auge gefaßt werden, wenn ein solcher Vertrag abgeschlossen wird. Wenn zwei Personen einen Handelskontrakt vor einem Notar und vor Zeugen abschließen, werden möglichst genaue Vorsichtsmaßregeln angewendet, um alle Ausflüchte zu vermeiden. Und trotzdem gelingt es oft nicht, alle Schwierigkeiten zu beheben. Wie sollte man diese Vorsichtsmaßnahmen nicht noch erhöhen, wenn es sich um einen wichtigen Vertrag zwischen zwei großen Nationen handelt, die zum Kriege gegen einander rüsten können?

Es gibt nur eine richtige Art von Schiedsvertrag, in welchem alle vor auszusehenden Fälle inbegriffen sind, ohne jegliche Ausnahme: das Schiedsgericht muß ein unbedingt totales sein.

Auch muß es ohne alle Beschränkung sein. Dennoch enthalten alle drei Schiedsverträge (der französisch-englische, französisch-spanische, französisch-italienische), eine so schwerwiegende Einschränkung, daß sie die Wichtigkeit dieser großen Akte fast gänzlich zunichte macht.

„... Die Streitigkeiten... sollen dem permanenten Schiedsgerichtshof unterworfen sein, unter der Bedingung, daß sie keinerlei vitale Interessen noch die Selbständigkeit oder die Ehre der kontrahierenden Staaten betreffen und an den Interessen einer dritten Macht nicht rühren.“

Verweilen wir einen Augenblick bei dieser seltsamen Klausel.

Einen Schiedsvertrag in dieser Weise abzuschließen, ist so, als würde man sagen:

„Ich werde den Fall einem Schiedsgericht vorlegen, vorausgesetzt, daß es mir paßt.“ Oder aber: „Ich will einen Schiedsrichter über die Angelegenheit entscheiden lassen, wenn sie nicht von Wichtigkeit ist.“ — Oder: „Es möge mir überlassen bleiben zu beurteilen, ob die Sache einem Schiedsgericht zugewiesen werden soll.“ Oder schließlich: „Wenn wir gerade in der Laune wären, den Fall einem Schiedsgericht vorzulegen, wollen wir das Recht haben, es zu tun.“

Man hat mit einiger Berechtigung bemerkt, daß ein solcher Vertrag eigentlich nutzlos wäre; denn die kontrahierenden Parteien werden immer das Recht haben, zu erklären, daß die eben schwebende Streitfrage ihre vitalen Interessen berühre, oder gar ihre Unabhängigkeit oder einen noch gewichtigeren Grund — ihre Ehre; ein großartiges Wort, das man aber, selbst unter Diplomaten, zu den niedrigsten Zwecken mißbrauchen kann. Hat die Anleihe Fubini Lorenzo, wegen welcher Mytilene beschossen worden ist, die Ehre Frankreichs berührt? Ist durch den Fächerschlag des Bey von Algier oder durch die Ablehnung des Empfangs Benedettis in Ems — die Ehre Frankreichs verunglimpft worden? Hätte es Japans Ehre geschadet, wenn es noch ein paar Stunden länger die Antwort Rußlands auf das ihm gestellte Ultimatum abgewartet hätte? Es gibt keinen Krieg, den man nicht dadurch hätte erklären können, daß er zur Ehre der beiderseitigen Länder oder für deren vitale Interessen unternommen worden sei.

Und was haben bei solcher Gelegenheit die Interessen einer dritten Macht damit zu schaffen? Wenn es sich um einen Bündnisvertrag handelt, so ist es nicht zulässig, daß ein beliebiger Bundesvertrag uns zu einem Kriege verpflichtet, weil unser Bundesgenosse den Wahnsinn beging, einen Krieg zu entfesseln. Gesetzt den Fall, daß Rußland gegen Großbritannien einen Krieg unternahme: dann wären also auch wir in diesen Krieg verwickelt, aus dem ungeheuerlichen Grunde, weil wir die Verbündeten Rußlands sind?

Ist es schon höchst überflüssig, daß zwei Nationen einander totschiessen, weil ihre Regierungen uneins geworden, um wieviel mehr noch, wenn dies zum Vergnügen einer fremden Regierung geschieht!

Die Zumutung, daß man einem Alliierten zuliebe sich in den Krieg stürzen soll, ohne daß weder unsere vitalen Interessen, noch unsere Unabhängigkeit, noch unsere Ehre gefährdet seien, bloß infolge eines früher einmal geschlossenen Paktes — das ist doch der reine Wahnsinn.

Es gibt ein unabweisliches Dilemma, über das nachzudenken, die Abschließenden künftiger Schiedsgerichtsverträge nicht unterlassen sollten.

Entweder ist das Tribunal, vor welches die Streitfrage gebracht wird, ungerecht, oder es ist unparteiisch. Ist es ungerecht, so darf man ihm keinerlei Autorität zuerkennen; dann ist es dringend notwendig, die Institution eines wahrhaft unanfechtbaren Tribunals ins Leben zu rufen. Es ist keineswegs unmöglich, einen Gerichtshof, bestehend aus Rechtsgelehrten, Staatsmännern und Diplomaten zu schaffen, der auch den strengsten und durchaus gerechten Anforderungen bezüglich seines Urteils genügen würde. Ist dieses Tribunal gerecht — und das kann es sein, man muß eben nur eins von solchem Geist einsetzen — dann müssen sämtliche strittige Fälle vor dasselbe gebracht werden, **ohne auch nur einer einzigen Ausnahme.**

Gehen wir noch weiter: vor allem sind es die wichtigen, ernstesten Fragen, die einem Schiedsgericht vorgelegt werden sollen.

Es hat wenig zu bedeuten, wenn eine Streitfrage über die Erbschaft von 12.000 Talern entsteht, die jemand hinterläßt, dessen Nationalität nicht festzustellen ist, und man in diesem Fall nicht weiß, ob die in Frage stehende Summe einem Bewohner von Lissabon oder von New-York zugesprochen werden soll: denn sicherlich würden Portugal und die Vereinigten Staaten darum mit einander keinen Krieg führen wollen. Wenn es sich jedoch um eine territoriale Differenz handelt, wie z. B. den Besitz von Kuba oder Korea, dann ist ein Schiedsgericht unentbehrlich; denn um einer Sache von so fundamentaler Wichtigkeit willen, ist der Wahwitz der Regierungen — und selbst der Völker — imstande, einen Krieg zu entfesseln, wie es ja tatsächlich geschieht.

Sodaß ich — weit entfernt davon, jene Fälle auszunehmen, die die vitalen Interessen, oder die Unabhängigkeit eines Landes berühren — gerade sagen würde:

„ . . . vornehmlich für solche Fälle, welche die vitalen Interessen, die Unabhängigkeit oder die Ehre der Staaten betreffen.“

Das eben sind die Fälle, über die ein unparteiisches Tribunal zu entscheiden hätte. Tatsächlich kann ein Mensch, sobald sein Interesse oder seine Ehre im Spiel sind, nicht mehr klar unterscheiden was Recht, was Unrecht ist, wo Wahrheit, wo Irrtum liegen. Aus Habsucht oder Gereiztheit läßt er sich von Eigennutz

oder Leidenschaft leiten. Die Überzeugung, in seinem Recht zu sein, verwirrt ihn. Der Gedanke, daß man ihn berauben wolle, macht ihn toll. Er ist guten Glaubens und benimmt sich dann doch als Schurke. Sonst ein ganz ehrlicher Mann, wird er in solchem Moment zum Lügner und Fälscher. Der Verfolgungswahn hat ihn erfaßt: er sieht Feinde überall; überall gegen ihn gerichtete Machinationen.

Einer der fundamentalsten Grundsätze des Rechts und der gesunden Vernunft ist, **daß niemand Richter sein darf in der eigenen Sache.** Man begegnet keinem Prozessierenden, der, selbst in den unglaublichsten Prozessen, sich nicht in aller Ehrlichkeit einbilden würde, daß er vollständig im Recht sei; es kommt selten vor, daß jemand einen Prozeß beginnt in dem Bewußtsein, er sei ein Schurke und habe Unrecht.

Die Geistesverfassung der Völker und der einzelnen Individuen ist die gleiche. Entsteht eine internationale Differenz, so wird überall Lärm geschlagen: in den Tagesblättern, den Revuen, in Büchern, Vorträgen, Tagesgesprächen, in den Schulen, den Werkstätten, den Salons. Die Volksleidenschaft erwacht, wächst, und wird zum Strom, der alles überflutet. Dies- und jenseits des Rheins, der Pyrenäen, des Kanals, überall dasselbe antagonistische Wutgeschrei. Die Tatsachen werden mit Keckheit entstellt, mit Zorn kommentiert, mit Unverschämtheit gefälscht. Man beschimpft einander von einer Grenze zur andern. Niemand kümmert sich mehr um Wahrheit und Recht. Alles ist nur darauf bedacht, die beleidigendsten Schmähungen zu erfinden und die dümmsten Verunglimpfungen auszudenken. Die Köpfe erhitzen sich, die Volkswut wird entfesselt. Jeder, der sich gegen diesen über die Ufer tretenden nationalen Haß aufzulehnen versucht, wird als Vaterlandsverräter angesehen. Und der Krieg wird unvermeidlich.

Wohlan! Das sind die Umstände, unter welchen das Schiedsgericht als die höchste Garantie der Gerechtigkeit erscheint. Ein paar uneigennützig und unparteiische Richter werden die betrunkenen Schreier ersetzen, die unter den Fenstern der Gesandten brüllen und das große Unglück, der Krieg, wird beschwört worden sein.

Darum soll ein Schiedsgerichtsvertrag keinerlei Beschränkungen haben und muß nicht bloß total, sondern auch obligatorisch sein.

Die Verpflichtung zum Schiedsverfahren unterlassen, heißt: es seiner ganzen Kraft berauben.

Es wäre dies keine absolute Neueinführung; denn in gewissen Verträgen bestehen solch beschränkenden Klauseln nicht. Der Schiedsvertrag zwischen Argentinien und Italien (der noch nicht unterzeichnet ist), enthält solche Einschränkungen garnicht. Jener zwischen Dänemark und den Niederlanden ebensowenig. (12. März 1904.) In den Schiedsvertrag zwischen Belgien und der Schweiz hat man eine Klausel, die Ehre und Unabhängigkeit der beiden Kontrahierenden betreffend — eingefügt; doch die Bezeichnung „vitale Interessen“, die in den franko-englischen und franko-italienischen Verträgen vorkommt, ist in dem obgenannten weggelassen.

Wenn also die Schiedsverträge zwischen Frankreich und England und Frankreich und Italien den wahren Prinzipien der internationalen Justiz entsprechend, geschlossen worden wären, sodaß jeder Krieg unmöglich gemacht würde, hätten sie ganz einfach in folgender Form abgefaßt werden können:

„Alle wie immer gearteten Streitfragen juridischer oder anderer Art, welche weder auf diplomatischem Wege, noch auf dem Wege der Mediation einer dritten Macht geregelt werden könnten, sollen dem, durch die Konvention vom 29. Juli 1899 im Haag begründeten, permanenten Schiedsgerichtshof vorgelegt werden, ohne irgendeine Ausnahme zuzulassen. Die hohen Kontrahenten sollen, bevor sie sich an den permanenten Schiedshof wenden, einen Spezialvertrag unterzeichnen, welcher die Streitfragen klar und deutlich darlegt und sich verpflichtet, die von dem Gerichtshof ausgesprochene Entscheidung anzunehmen.“

Indem man auf diese Weise die von der Haager Konferenz gegebene Formel etwas modifiziert, verhindert man endgiltig den Krieg. Hatten wir also nicht das Recht zu behaupten, daß die Herrschaft der Gerechtigkeit in der Welt schon nahe liegt? Fügen wir noch hinzu, ehe wir diese kurze Studie der verschiedenen Schiedsgerichtsverträge beenden, daß ein Vertrag zeitweilig oder permanent sein kann. Er ist zeitweilig, transitorisch, oder wenn man will **gelegentlich**, wenn er eines bestimmten Motivs wegen

geschlossen wird, für diese oder jene sich darbietende Gelegenheit, z. B. in einem Fall wie jener unvorhergesehene Überfall auf die englischen Fischerboote in der Doggerbankaffaire von Hull, durch die Flotte des russischen Admirals Rodjestvensky; nachdem zwischen Rußland und England noch keinerlei Schiedsvertrag besteht, können die beiden Regierungen, um ihre Differenzen zu ordnen, an ein besonderes, transitorisches Schiedsgericht appellieren, welches sich gerade auf **diesen** Streitfall und auf keinen anderen bezieht.

Wohlverstanden: wenn ein früher abgeschlossener Schiedsvertrag existiert, mit der Voraussicht auf diesen oder jenen Streitfall, so hat ein transitorischer gar keine raison d'être, weil er gar keinen Zweck erfüllt, als in Ermangelung eines permanenten Vertrages wirksam zu sein.

Nun, es leuchtet vollkommen ein, daß die permanenten Verträge den zeitweiligen durchaus vorgezogen werden müssen. Die Richter eines Tribunals in dem Augenblick zu ernennen, da der Prozeß geführt werden soll, ist die ungünstigste Bedingung zur Erlangung eines unparteiischen Urteils. Die Wahl der Richter muß reiflich erwogen werden während des Ruhezustandes des ungetrübten Friedens und nicht in dem Moment der Ungewißheit und der Erregung einer sich eben zuspitzenden Differenz. Was würde man dazu sagen, wenn in einem zivilen Rechtsstreit die Richter erst dann bestimmt würden, diesen oder jenen Prozeß zu entscheiden? Man würde sie einfach ablehnen. Und der Verlierende könnte, mit vollem Recht, wie mich dünkt, seine Zweifel über die Unabhängigkeit und Billigkeit solcher Richter ausdrücken, welche vielleicht speziell ausgewählt erschienen, damit er seinen Prozeß verliere.

Was für die bürgerliche Justiz als wahr gilt, muß umso mehr für die internationale Justiz Giltigkeit haben. Das Tribunal, das über internationale Fragen zu entscheiden hat, muß ein permanentes sein. Gleichviel, ob es nach fünf oder nach zehn Jahren wieder zusammentritt. Nicht darin liegt seine Permanenz, sondern in seinem Bestehen schon **vor** dem Ausbruch des erklärten Streitfalls. Wird das Tribunal erst in dem Augenblick ernannt, da die Streitigkeiten ausbrechen, dann möchten wir nicht etwa behaupten, daß es partiisch sein werde, glauben aber, daß seine Parteilosigkeit angezweifelt werden könnte. Und das wäre schon gefehlt.

Zudem würde die Konstituierung und Ernennung des Tribunals, sowie die Abfassung des Vertragswortlautes unnötigerweise beträchtlich viel Zeit in Anspruch nehmen. Um also die fiebrhafte Aufregung der Massen, die sich wie eine wilde Woge erhebt, zu vermeiden, ist es ein Vorteil, wenn alles möglichst rasch geschieht, und daß binnen wenigen Stunden die Streitfrage dem Gezeiter der kleinen Tagesblätter und dem Geschrei der Menge soviel als möglich entzogen werde, um sie in die lautere Sphäre der internationalen Gerichtsbarkeit emporzuheben.

Aus dieser kurzen Erörterung geht demnach mit aller Klarheit hervor, daß zur Sicherung des Friedens, der sich auf das Recht stützt, vollständige, obligatorische und permanente Schiedsgerichtsverträge notwendig seien. Partielle, fakultative und provisorische Verträge sind nur ungenügende Palliativmittel.

Und dennoch bedeuten die Schiedsverträge der neuesten Zeit, wie die zwischen Frankreich und Großbritannien, Frankreich-Italien, Belgien-Schweiz, Schweiz-Österreich, Großbritannien-Österreich, Italien-Argentinien, Italien-Peru, Dänemark und die Niederlande etc. einen wunderbaren Fortschritt. Wenn man sich verpflichtet, von Fall zu Fall an das juridische Gesetz zu appellieren, so heißt das schon die Vortrefflichkeit dieses Gesetzes anerkennen. Heißt vorraussehen, daß man selbst weder stets unfehlbar, noch fehlerfrei ist; heißt zugestehen, daß man für gewisse Konflikte eine Suveränität des Rechtes gelten läßt, die über uns selbst gestellt ist.

Vormals hieß es: niemals durch das Recht. Heute heißt es: in gewissen Fällen durch das Recht. Morgen wird es heißen: allezeit durch das Recht.

Für den Augenblick wäre es vielleicht gewagt, von den Diplomaten, den Dienern absoluter Monarchien, oder Bürgern nationalistischer Republiken größeres Entgegenkommen zu verlangen. Wünschen wir uns Glück, ihnen endlich diese ersten Vertragsschließungen, in denen sich die Achtung vor dem Recht im Entwurf äußert, abgerungen zu haben.

Aber geben wir uns damit nicht zufrieden. Setzen wir ohne Unterlaß unsere Propaganda fort. Denn es drohen große Kriege, trotz der friedliebenden Versicherungen aller Regierungen.

Verlangen wir Schiedsverträge zwischen den Regierungen sämtlicher Staaten, welche die Vollzahl der Streitfälle umfassen

und weder Einschränkungen, noch Abschwächungen zulassen. Wir werden es erreichen, sobald es uns gelingt, die Denkenden und die Volksmassen zu überzeugen, daß es kein anderes wirksames Mittel gibt, den Frieden zu erlangen.

Dann wird dies in Wahrheit der Frieden durch das Recht sein. „Den Frieden durch das Recht,“ das sind in etwas veränderter Form die Worte, die Mirabeau zur Zeit der großen Revolution dem geblendeten Volke zugerufen hat: „Das Recht ist der Souverän der Welt.“

Mag ein Volk stark oder schwach sein, so hat es den gleichen Vorteil von der Gerechtigkeit. Ist es mächtig und stark, so hat es nicht nötig, gegen ein anderes Volk zu rüsten, das ebenso mächtig ist, und es kann seine Tatkraft auf die Entfaltung und die Triumphe seiner Industrien, seines Handels, seiner Künste und Wissenschaften aufwenden. Ist es schwach, dann ist zweifellos das Recht sein bester Beschützer. Gegenwärtig befindet sich Europa im Zustande der Anarchie, da es kein internationales Recht gibt.

Man muß sich nur unablässig vorsagen, daß das Schiedsgericht, welches die Sicherheit der Schwachen bedeutet, zugleich der Schutz der Starken ist. Nur der Räuber fürchtet das Gesetz. Da ihr Anspruch macht, zivilisierte Menschen zu sein und keine Räuber, so anerkennt das Gesetz als euren Herrn.

Ihr Deutschen, Franzosen, Engländer, Österreicher, Italiener, habt Vertrauen zu eurem guten Recht. Wollt ihr weder geknechtet, noch überfallen werden, nehmt die Rechtsprechung eines Tribunals an, das euch beschützen wird vor Überfall und Tyrannei.

Sich weigern, das Rechtsurteil anzunehmen, heißt, sich des Unrechtes bedienen und zugestehen, daß man zur Ungerechtigkeit entschlossen ist. Ein Schiedsgericht abzulehnen, heißt im voraus eingestehen, daß man im Unrecht ist, weil man sich vor dem Rechtsspruch gerechter Richter fürchtet; das bedeutet, daß man durch Ungerechtigkeit zu siegen hofft, weil man es durch das Recht nicht konnte. Einer, der sich einbildet, der Stärkere zu sein, ist immer versucht zu sagen: „Wozu brauche ich ein Tribunal? Es wird mir vielleicht unrecht geben, während ich, mich auf meine guten Waffen verlassend, nicht fürchten muß, zu unterliegen. Und ich vertraue auf meine Kraft, wenn ich auch meinem Rechtsanspruch nicht vertrauen kann.“

Im Grunde ist das der geheime Gedankengang — der Gedanke der Ungerechtigkeit — jener Mächte, die keine Schiedsgerichtsverträge abschließen wollen. Sie geben sich darüber nicht Rechenschaft, daß dieses Raisonement von den Stärkeren einfach abscheulich, von den Schwächeren geradezu blödsinnig ist.

Und es ist doch immer möglich, einmal auch der Schwächere zu sein. Welche Nation kann dafür bürgen, stets die größeren Armeen, die besten Heerführer zu besitzen, die besten und neuesten Waffen, die geschicktesten Strategen und die tüchtigsten Soldaten zu haben? Wer kann gegen Bündnisse geschützt sein? Alles in allem, selbst wenn man vortrefflich bewaffnet, gerüstet und mächtig ist, wird es klüger sein, sich einem Tribunal anzuvertrauen, als das Hazardspiel einer Schlacht zu wagen.

Werfen wir die Maske ab: wer sich vor einem Gerichtshof fürchtet, der hat irgendeine Niedertracht im Sinn. Wer ein Schiedsgericht ablehnt, der tut es, weil er besorgt, daß ein Gerichtshof von uneigennütigen und ehrenhaften Männern der Vergewaltigung des Rechtes, die er im Schilde führt, die Sanktion versagen würde.

Die Ablehnung des Schiedsgerichtes ist das feierliche Eingestehen strafbarer Absichten. Ein Volk, das nicht auf Eroberungen, Überfälle und Beraubungen ausgeht, wenn sich Gelegenheit dazu bietet, hat von einem Rechtstribunal nichts zu fürchten.

Allerdings das heißt, sich die Hände für jeden Gewaltstreich zu binden. Jawohl! das ist wahr! Man ist zur Ausführung einer Schlechtigkeit machtlos. Aber weshalb auch nicht? Welche Pflichtverletzung führt ihr denn im Schilde? Wollen die europäischen Demokratien etwa die monarchistischen Traditionen fortsetzen, abermals Invasionskriege beginnen und damit riskieren, selber überfallen zu werden? Wollen sie andere Nationen unterjochen, oder sich auf ihrem freien Boden eigene Freiheit sichern? Was kann euch daran liegen, daß ihr kein Nachbarvolk mehr vergewaltigen dürft, da es auf rechtem Wege auch dem Nachbar unmöglich gemacht wird, euch zu vergewaltigen?

Dieses alles ist so einleuchtend, daß es nach und nach anfängt, in den Köpfen bereits zu tagen. Parlamente und Regierungen unterliegen bereits dem Druck der Volksmeinung; denn die Meinung der Völker fängt an, sich zu regen und die Parlamente aller Staaten haben die Notwendigkeit des Friedens begriffen.

V. Das Schiedsgerichtstribunal.

Wenn es sich darum handeln würde, eine Art von idealer Verfassung zu erträumen, so könnten wir unserer Phantasie freien Lauf lassen; doch das wäre Unsinn, denn die Einrichtung eines Schiedsgerichtstribunals besteht ja bereits. Wir leben nicht in Utopien von Thomas-Morus, noch in der Salente Fénelons; wir stehen einer diplomatischen Realität gegenüber, die heute schon ihre Vertreter, ihr Palais, ihr Budget, ihre offiziellen Publikationen, wie auch ihre Geschichte und ihre Archive besitzt. Der internationale Schiedshof ist kein Traum von Philantropen, er ist ein *fait accompli*. Möge man sich darüber freuen oder es bedauern: es gibt heute zum Wohle der Völker Richter im Haag.

Dieses Tribunal ist zusammengesetzt aus Delegierten der 26 Nationen, die an der Haager Konferenz teilgenommen haben. Die Zahl der Mitglieder dieses Gerichtshofes beläuft sich auf 76 und gehören sie nachstehenden Staaten an (für 1906):

Deutschland	4	Niederlande	4
Österreich-Ungarn	4	Persien	2
Belgien	4	Schweden und Norwegen	4
Italien	4	Serbien	4
Japan	2	Spanien	4
Bulgarien	2	Vereinigte Staaten	4
Großbritannien	4	Frankreich	4
Griechenland	3	Rumänien	4
China	1	Schweiz	3
Dänemark	1	Siam	1
Luxemburg	1	Rußland	4
Mexiko	4		

Doch die Zahl von 4 Delegierten für eine Nation ist zu groß und man sollte sie für jeden Staat auf 2 herabsetzen.¹⁾

¹⁾ Da davon nicht die Rede sein kann, den gegenwärtigen Mitgliedern des Schiedsgerichtshofes Titel und Funktion wieder zu nehmen, ist es offensichtlich, daß alle derzeitigen Richter ihr Amt behalten werden. Aber nur im Falle einer Ersatznotwendigkeit wegen Ablebens oder Demmission oder Rücktritts wegen überschrittener Altersgrenze, braucht nur für Ersatz vorgesorgt werden, wenn die Zahl der zurückbleibenden Delegierten unter zwei herabsänke.

Es ist notwendig, zwischen dem permanenten Schiedsgerichtshof zu unterscheiden, der nach der oben gegebenen Übersicht zusammengesetzt ist und dem, aus einer kleineren Anzahl von Richtern zusammengesetzten Tribunal, welche speziell dazu ernannt werden, um über einen bestimmten Streitfall zu entscheiden. Dieses schiedsrichterliche Tribunal hatte vielleicht weniger Autorität, als der permanente Gerichtshof. Andererseits soll ein Tribunal nicht aus einer zu großen Anzahl von Richtern bestehen. Bis jetzt sind die **Urteile**, welche vom Haager Gerichtshof gefällt wurden, nicht durch die Vollversammlung des Gerichtshofes, sondern durch das Schiedstribunal ausgesprochen worden, das aus dem permanenten Gerichtshof hervorgeht.

Damit das Tribunal tatsächlich die Delegation des Gerichtshofes bilde, wäre es wichtig, daß die Entsendung seiner Mitglieder durch den Schiedshof selber beschlossen würde, der seine kompetentesten, seine würdigsten, seine unparteilichsten Vertreter auszuwählen hätte; es gäbe dann gegen das durch das Tribunal gefällte Urteil das Rekursrecht an den vollständig versammelten Gerichtshof, der auf diese Art ein Apellgericht darstellte, das als letzte Instanz seinen Ausspruch abzugeben hätte.

Gewiß werden alle für diesen oder jenen Modus der Rechtsprechung angenommenen Lösungen mehr oder weniger vorteilhaft sein. Wir unsererseits glauben jedoch, daß der vollständige Schiedshof weit größere Garantien der Kompetenz und Billigkeit bieten würde. Nehmen wir also provisorisch an, daß es der in Plenum versammelte Schiedsgerichtshof sein wird, der über den jeweiligen Streitfall verhandeln und sein Urteil aussprechen wird.

Es soll keinerlei Proportionalität stattfinden zwischen der politisch wichtigen Bedeutung dieses oder jenes Landes und der Zahl seiner Delegierten am Haager Gerichtshof.

Es handelt sich ja nicht um eine politische Versammlung, in der über die Interessen einer Regierung beraten wird, sondern um eine juristische, die über Recht und Unrecht zu entscheiden hat. Und um nach bestem Wissen und Gewissen über Recht und Unrecht zu entscheiden, dazu wäre ein schweizer Beamter ebenso gut autorisiert als ein russischer, wenn auch Rußland 25mal mehr Einwohner zählt als die Schweiz.

Es wird alles ganz einfach sein, wenn man die Überzeugung gewonnen haben wird, daß die Richter dieses Gerichtshofes nicht mehr als Vertreter dieser oder jener Nationalität oder als Bevollmächtigte dieses oder jenes Staates betrachtet werden können.

Sind sie einmal Mitglieder des Schiedshofes, so werden sie internationalistisch in des Wortes höchster Bedeutung und muß ihr einziges Bestreben die Gerechtigkeit sein, die unparteiischste, höchste Gerechtigkeit, erhaben über alle Rücksichten auf Glauben und Nationalität.

Den Richtern muß vollständige Unabhängigkeit gesichert werden.

Wohl verstanden, wir sprechen hier nur von äußerer Unabhängigkeit; denn die wahre Unabhängigkeit der Menschen liegt in ihrem Charakter. Ein serviler Mensch wird servil bleiben, selbst in einem freien Beruf; gleich wie ein selbständig Denkender niemals jemand untertan sein wird, möge seine Abhängigkeit von den schlichten Lebensverhältnissen, in welche ihn sein Schicksal gestellt hat, noch so groß sein. Da aber die Mehrzahl der Menschen größtenteils weder vollkommen abhängig, noch vollkommen unabhängig ist, so bleiben die äußeren Lebensbedingungen von höchster Wichtigkeit. Zwei zugrundeliegende Bedingungen werden die Unabhängigkeit der Richter sichern:

Die absolute Unabsetzbarkeit und eine bedeutende Remuneration.

Die Unabsetzbarkeit zuerst: denn diese Richter müssen durchaus der Kontrolle und Autorität einer jeden Regierung entzogen sein, selbst derjenigen, durch die sie ernannt worden sind.

Keine Macht kann gegen sie Einsprache erheben. Sie werden ihre Beschlüsse ohne jegliche Verantwortung als der ihres eigenen Gewissens zu fassen und niemand gegenüber Rechenschaft abzulegen haben. Sie werden unabsetzbare Richter sein; jedoch mit einer Altersgrenze, welche zur Ausübung eines aktiven Amtes unbedingt notwendig ist. Zum Beispiel soll die Niederlegung ihrer Würden mit dem 60. Lebensjahre eintreten.

Die Ernennung eines Richters am Schiedsgerichtshof wird unter keinen Umständen zu widerrufen sein. Er muß über die Veränderungen in der Politik, in den Vorurteilen seiner Landsleute,

den Polemiken der Presse, den Hetzereien der Menge gestellt werden. Höchstens kann man beschließen, daß im Falle flagranter Unwürdigkeit der betreffende vor seinen Berufsgenossen erscheinen müßte, um sich von seinen am Obersten Gerichtshof versammelten Kollegen aus der Liste der Richter streichen zu lassen.

Die zweite Hauptbedingung für die Unabhängigkeit der Richter wäre die Sicherung der materiellen Lage. Da sie auf jedes andere Amt, als das eines Richters am Schiedsgerichtshof, verzichten müßten, so muß der Gehalt für ein so wichtiges Amt zu diesem im richtigen Verhältnis stehen. Sagen wir ungefähr 50.000 Franks Jahresgehalt und etwa die Hälfte Alterspension.

Die Besoldung eines solchen Richters wird durch den Schiedshof selbst bestimmt werden und nicht durch die Regierung, welche ihn ernannt hat. Tatsächlich soll der Richter dieses internationalen Gerichtshofes nicht mehr als Funktionär irgend eines Staates betrachtet werden. Er hat sozusagen kein bestimmtes Vaterland mehr; seine einzige Heimat sei die Gerechtigkeit.

Das wichtigste wäre, den Richter jedem nationalen, politischen und diplomatischen Einfluß zu entziehen, seine juristische Unabhängigkeit sicherzustellen und ihn über allen Verdacht und jegliche Versuchung zu erheben. Jedermann hat das Recht, patriotische Vorurteile und Grollgefühle zu empfinden, ausgenommen der Richter des Schiedsgerichtstribunals.

Die Zahl der zu vertretenden unabhängigen Staaten beläuft sich ungefähr auf zweiundvierzig, was die Zahl der Delegierten auf 84 feststellen würde. Man wende nicht ein, daß es in gewissen Kleinstaaten unmöglich sein wird, 2 hervorragende Beamten zu finden, die würdig wären, an diesem allerhöchsten Gerichtshofe Sitz und Stimme zu haben; denn nichts verbietet einer Regierung, einen Richter zu wählen, der nicht zu ihren Staatsangehörigen zählte.

Nach dem Ableben oder dem Rücktritt eines Richters, wird der Minister des Auswärtigen jenes Landes, das diesen Richter gewählt hatte, kraft des Gesetzes einen neuen designieren, der wie der vorhergehende, unabsetzbar sein wird.

Und so wird, ohne jede Art von Schwierigkeit, sich ein Tribunal ausgestalten, bestehend aus der Elite der juristischen, diplomatischen und intellektuellen Welt. Daß diese Beamten, die unab-

setzbar, unabhängig zur höchsten Würde berufen, ein namhaftes Gehalt beziehend, von allgemeiner Achtung umgeben, dabei alle und jederzeit ohne Schwanken dastehen, daß sie weder dem Vorurteile, noch der Schwäche, noch der Trägheit nachgeben, daß sie niemals irren: das dürfen wir nicht erwarten. Menschlichen Einrichtungen haften immer die Gebrechen alles Menschlichen an.

Aber man wird die rationellen Bedingungen realisiert haben, die geeignet sind, die Kompetenz, Unabhängigkeit und Gerechtigkeit dieses ersten Schiedsgerichtshofes zu sichern, welcher die alte Gewaltherrschaft durch die neue Rechtsherrschaft ersetzen wird.

VI. Das Verfahren und die Rechtsprechung.

Wie aus obigen Ausführungen hervorgeht, haben wir einen, dem Streitfall vorangegangenen Schiedsvertrag ins Auge gefaßt, sowie ein regelrecht konstituiertes Schiedsgerichtstribunal. Auf diese Art würden die Diskussionen der Diplomatie, die sich bei Abfassungen eines Kompromisses einstellen und die oft sehr scharf werden können, nach und nach aufhören, da die Schwierigkeiten schon im Schiedsvertrag vorgesehen wären. Es genügt, daß beide Parteien — d. h. die beiden Regierungen oder Nationen — die strittigen Punkte im Einvernehmen miteinander feststellen, über die das Tribunal zu entscheiden hätte.

Die Rechtsprinzipien können darum nicht differieren, möge es sich um eine Nation oder ein einzelnes Individuum handeln. Folglich kann und muß die Sache wie in einem Zivilprozeß geführt werden. Die beiden in Frage stehenden Nationen werden jede einen oder mehrere delegierte Rechtsgelehrte entsenden, mit der Mission, ihre Angelegenheit zu vertreten. Es handelt sich hier, wie bekannt, nicht um Dinge ohne Präzedenzfall. In einem ernststen Konflikt zwischen England und den Vereinigten Staaten über die Robbenfischerei in der Behringstraße, gab es vor einigen Jahren umfangreiche Plaidoyers, von denen einige eine ganze Woche währten und denen das Tribunal, wie es heißt, mit andächtiger Aufmerksamkeit folgte.

Das Amt des Delegierten ist ganz verschieden von dem Amte des Richters. So wie der Richter, seine Nationalität außeracht lassend, sich einzig an die Gerechtigkeit, das internationale Recht, die hohen

Prinzipien der Menschlichkeit und Freiheit halten soll, so hat der Rechtsgelehrte, der von seiner Regierung mit der Verteidigung der nationalen Sache betraut worden ist, volles Recht auf Hervorkehrung des Parteiinteresses. Er genießt auch nicht das Vorrecht der Unabhängigkeit; seine Regierung kann ihm ganz wohl ein bestimmtes Mandat erteilen, den Weg vorschreiben, den er zu gehen hat, die Konzessionen feststellen, denen er sich fügen darf und die anzunehmen er im vorhinein sich weigern soll; gerade so wie jemand, der einen Prozeß führt, seinem Advokaten die nötigen Instruktionen gibt.

Nach den geführten Plaidoyers wird das Tribunal, um klar zu sehen, einen Berichtstatter ernennen können, oder eine Kommission mit der Veranstaltung einer Enquete betrauen, Zeugen zusammenberufen und solche Personen befragen, welche ihm nützliche Aufklärungen geben können. Mit einem Wort, das Tribunal wird erst zu einem definitiven Urteil schreiten können, nach Beobachtung aller jener Formalitäten, welche in der bürgerlichen Justiz Anwendung finden.

In dem Projekte des internationalen Rechtsinstitutes (1874) heißt es:

„Das Schiedsgerichtstribunal erteilt sich selbst seine Instruktionen: es kann die Form bestimmen, die Frist, binnen welcher die Entscheidung und das Beweismaterial erbracht werden müssen; es kann die von beiden Parteien gestellten Ansprüche, welche von der gegnerischen Seite nicht streitig gemacht werden, als zugegeben betrachten und kann neue Zeugenverhöre anordnen... es kann keine anderen Staaten und keinen Dritten zuziehen, außer mit ihrer vorhergegangenen Einwilligung. Die spontane Intervention einer dritten Macht ist nur mit Zustimmung der Parteien zulässig.“

Es erscheint mir nutzlos, auf alle diese einzelnen Punkte einzugehen; der Gerichtshof wird auf die Mittel bedacht sein, die ihm gestatten, den besten und gebühlichsten Rechtsspruch zu tun.

Da eine jede Nation nur zwei Richter ernennt, werden die den verhandelnden Nationen angehörenden Richter ununterbrochen im Gerichtshofe anwesend und stimmberechtigt sein. Ihre Stellung ist eine sehr schwierige, denn sie werden dazu berufen sein, in einem oder dem andern Falle auch jener Nation Unrecht zu geben,

die sie nach dem Tribunal entsendet hat. Es wäre ziemlich natürlich, daß sie sich der Abstimmung enthielten; doch wir müssen ihnen soviel Seelengröße zutrauen, daß sie über den Parteien stehen und ein Urteil fällen, das mit ihrem Gewissen übereinstimmt.

Die Sitzungen werden öffentlich sein und einen stenographischen Rechenschaftsbericht der Plaidoyers, sowie der Enqueten ausgeben, die vollständig publiziert werden sollen. Die Beratungen werden geheim sein, ebenso das Skrutinium der Stimmenabgabe nach den Gepflogenheiten der Justiz.

Wenn die vertragsschließenden Parteien im Verlaufe des Verfahrens mit oder ohne Vermittlung zu einem gerechten Ausgleich gelangen sollten, würde dieser Ausgleich, der vor der Entscheidung des Gerichtshofes unterzeichnet wäre, als gültig betrachtet werden und es käme dann zu keinem Rechtsspruch mehr. Desgleichen hätte der Schiedshof die unumschränkste Macht, vor dem ausgesprochenen Rechtsurteil den Parteien gütlichen Ausgleich vorzuschlagen und für dessen Annahme zu wirken.

Doch stößt man hier auf einige Schwierigkeiten.

I. Auf welcher Basis wird das Rechtsurteil zu motivieren sein?

Handelte es sich um das bürgerliche Recht oder selbst um das internationale Privatrecht, so brauchte die Frage nicht gestellt zu werden. Es gibt ein bürgerliches Gesetzbuch, es gibt ein Strafgesetz, ohne die dickleibige und umfangreiche Rechtswissenschaft mitzurechnen, aus welcher man alle zur Rechtsprechung notwendigen Elemente schöpfen kann. Aber hier gibt es nichts, weder ein geschriebenes Gesetz, noch eine Rechtswissenschaft. Man befindet sich einem Vacuum gegenüber.

Das Buch, welches wir hier veröffentlichen, ist nur die Umschreibung dieser schmerzlichen Wahrheit, daß unter den Völkern bisher immer die Macht entschieden hat und niemals das Recht. Doch hier stehen wir vor einer neuen Sachlage: das Gerechtigkeitsprinzip in den internationalen Beziehungen. Welche Form soll man annehmen?

Die Frage ist von so großer Bedeutung, daß wir uns vorbehalten, weiterhin darauf eingehend zurückzukommen, bis wir über die Einwände zu diskutieren haben, die dem internationalen Schiedsgericht entgeggehalten werden. Aber für jetzt können wir eine

ganz einfache Lösung der Frage vorschlagen; das ist, es dem Gerichtshof zu überlassen, nach Billigkeit zu richten, *ex aequo et bono*.

Dennoch können gewisse fundamentale Prinzipien zugelassen werden und obgleich sie mehr philosophischer als juristischer Natur sind, ist es gut, hier daran zu erinnern: denn man kann durchaus keinen absoluten Unterschied machen zwischen dem, was **juridisch** und dem, was **gerecht** ist.

Wir wüßten nichts besseres, als den Text wiederzugeben, der auf Anregung von Ch. Lemmonier, vom internationalen Friedenskongreß zu Genf im Jahre 1874 verfaßt worden ist:

„In Ermangelung eines bestimmten internationalen Gesetzes wird das Tribunal der Erleuchtung seines Gewissens und seiner Vernunft gemäß das Urteil fällen, indem es dabei die zwischen den Parteien bestehenden Verträge berücksichtigt und die folgenden Prinzipien sich zur Regel nimmt:

1. Alle Völker (Nationen) besitzen die gleichen Rechte, ohne Rücksicht auf den Flächenraum ihres Territoriums und die Dichtigkeit ihrer Bevölkerung.

2. Die Nationen gehören sich selbst an: sie sind eine der andern verantwortlich sowohl für ihre eigenen Taten als auch für die Taten ihrer Bürger, aus denen sie sich zusammensetzen, ebenso wie für die Taten ihrer Regierungen.

3. Das Recht der Völker, sich selbst anzugehören und sich selber zu regieren, ist unveräußerlich und unverjährbar.

4. Kein Individuum, keine Regierung, kein Volk kann legitimer Weise, noch unter irgend einem Vorwand, über ein anderes Volk verfügen, weder im Wege der Annexion, noch der Eroberung oder sonst einem beliebigen Grund.

5. Jede überfallene Nation hat das Recht, um die Invasion zurückzudrängen, von allen Hilfsmitteln ihres Ländergebietes und allen individuellen und kollektiven Kräften ihrer Bevölkerung Gebrauch zu machen. Dieses Recht ist in seiner Ausübung keinerlei Bedingungen unterworfen, weder durch äußere Abzeichen, noch durch militärische Organisation.“

Diese moralischen Regeln sind ganz schön aber unbestimmt. Es sind dehnbare, nebelhafte Regionen, in denen sich das Gewissen unbehindert bewegen kann. Die Schwierigkeit liegt sicherlich nicht

in den an sich selbst unanfechtbaren Prinzipien, sondern in der Anwendung derselben; denn jeder einzelne Fall kann zu sehr auseinandergehenden Auffassungen Anlaß geben.

Um ein Beispiel aus jüngster Zeit anzuführen; welchen Gebrauch konnte man von diesen Grundsätzen machen während des koreanischen Streitfalles zwischen Japan und Rußland? Diese beiden Großstaaten machten einander Korea streitig, auf das weder der eine, noch der andere das mindeste Recht hatte. Wenn der Gerichtshof zufolge der Grundsätze einer gesunden internationalen Moral über den Streitfall zu entscheiden gehabt hätte, würde er allen beiden unrecht gegeben und erklärt haben, daß Korea den Koreanern gehöre, denn es ist ebenso wenig eine russische, als eine japanische Sache.

Und dann: was sollte geschehen, wenn eine beliebige Macht, die nicht direkt dabei interessiert ist, aber um der Menschlichkeit willen ein großes Verbrechen verhindern wollte, das an einer Nation begangen wird? Nehmen wir z. B. an, Frankreich würde den Sultan wegen der Metzeleien von 2–300.000 harmlosen Armeniern vor den Schiedshof berufen. Auf welcher Basis wird der Gerichtshof sein Urteil sprechen? Gibt er Frankreich unrecht, so hieße das die blutigen Orgien billigen, die durch den grausamsten und feigsten Menschen angeordnet worden sind. Und gibt er dem Sultan unrecht, wäre das nicht die offenkundige Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines fremden Landes? Wo also liegt die Grenze? Wird der Gerichtshof berufen sein, die Kosaken zu hindern, daß sie ein paar Juden martern, wird er die Amerikaner maßregeln, weil sie den Japanern wehren wollen, sich in Amerika auszubilden? In welchem Falle hat man das Recht zu intervenieren? Ist die Nichtintervention ein allgemeiner, unabänderlicher Grundsatz? Ich getraue mich nicht, in dieser Richtung eine formelle Ansicht abzugeben.

Noch andere Schwierigkeiten dürften sich zweifellos ergeben, die wir nicht voraussehen können. Was schadet das? Wozu denn die Vielheit komplizierter Fälle im voraus annehmen, die der Zufall historischer Ereignisse dem Schiedshofe vorlegen wird? Jenen hervorragenden Männern von gerechtem Gewissen und tiefem Wissen ein Urteil vorzuschreiben, in diesem oder jenem Streitfall,

das wäre eine unsinnige Anmaßung. Sie werden schon wissen, was sie zu tun haben. Da sie keiner Macht und keiner Autorität Rechenschaft zu geben haben, werden sie sich ihrer schweren, moralischen Verantwortlichkeit wohl bewußt sein. Als Vorkämpfer eines allgemeinen internationalen Rechtes nicht in der Lage, sich auf eine feste Rechtswissenschaft zu stützen, die noch nicht besteht, werden sie Urteile fällen, die in der Zukunft als Rechtsnormen gelten werden.

Bis jetzt kann keinerlei definitive Formel angegeben werden, welche die Richter zwingen, angenommenenfalls ein bestimmtes Urteil abzugeben. Das Problem, das sie zu lösen haben werden, wird oft höchst schwierig sein. Auf einer Seite die Verträge, die man respektieren muß, auf der andern die Völkerrechte, die auch respektiert werden müssen. Auf einer Seite die Selbständigkeit der Regierungen, die mit Recht gegen jede fremde Einmischung rebellieren werden; auf der andern die Humanität und die Gerechtigkeit, die mit Füßen zu treten diese Regierungen imstande sind. In jedem speziellen Fall wird es heißen, methodische Diskussionen einzuführen und Vergleiche zu finden. Im voraus kann nichts festgesetzt werden und ich glaube, man muß dasselbe sagen wie die Staatsanwaltschaft: „Wir übergeben den Fall der Weisheit des hohen Gerichtshofes“.

II. Wird die Entscheidung des Gerichtshofes eine Berufung zulassen?

Im Prinzip enthält jedes billige Rechtsurteil die Voraussetzung, daß die streitenden Parteien nach gefällttem Urteilsspruch die Berufung anmelden; denn jeder Gerichtshof ist fehlbar und jeder Irrtum möglich. Nun, durch die Art seiner Verfassung ist der Schiedsgerichtshof ein Tribunal, das keiner noch höheren Macht unterstellt ist. Folglich ist es nicht einzusehen, an welche noch höhere Instanz dann noch appelliert werden könnte.

Das ist gewiß eine sehr ernste Schwierigkeit, die zu entscheiden mir nicht zusteht. Dennoch kann man zwei ganz verschiedene Fälle unterscheiden. Das Urteil wird entweder mit geringer Stimmenmehrheit abgegeben werden, oder es wird dies mit Stimmeneinheit oder sehr bedeutender Majorität der Fall sein. Man wird dann übereinkommen können, daß, wenn das Urteil durch zwei Drittel

der Majorität der Richter gesprochen wurde, es nicht zulässig ist, dagegen zu appellieren und daß der Urteilsspruch endgiltig entscheidet.

Im entgegengesetzten Fall (weniger als zwei Drittel der Stimmen) könnte der Gerichtshof sich selbst zu einer Art von Appellgericht konstituieren, bestehend aus 20 der ältesten Richter, vor welchen das Verfahren von neuem eingeleitet und geführt werden müßte. Dieses zweite Tribunal würde das definitive Schiedsurteil aussprechen, oder die Kassation.

Das alles sind, wohlverstanden, bloß vage Anschauungen, kurzgefaßte Winke. Wenn wir sie hier anführen, so geschieht es nicht, weil wir Anspruch machen, die technischen Bedingungen in allen ihren Einzelheiten zu präzisieren, nach denen die großen internationalen Streitfragen erörtert werden sollen, sondern bloß um festzustellen, daß einfache Lösungen sicherlich gefunden werden können. Vergebens türmt die Routine Hindernisse auf, um sich dieser mächtigen und grundlegenden Reform der sozialen Ordnung zu widersetzen. Ihre Anstrengungen werden vergeblich sein und wir werden den Triumph des Rechtes erleben.

VII. Sitz und Organisation des Schiedsgerichtstribunals.

Dieses Tribunal hat seinen Sitz im Haag, dieser Stadt der Freiheit. Es hätte ebenso gut seinen Sitz in Basel, Genf, Bern, Brüssel haben können. Aber da der Haag im Zentrum von Europa gelegen, in der Nähe von London, Paris und Berlin, ist ihm die Ehre zuteil geworden, für die erste Friedenskonferenz bestimmt zu werden und es ist nicht notwendig, hierin irgend eine, durch nichts gerechtfertigte Änderung vorzuschlagen.

Umsomehr, als das Tribunal bereits sein engeres Heim, sein Palais hat. Nicht die Regierungen sind es, welche dazu die Kosten bestritten haben; es ist ein großmütiger Privatmann, Andrew Carnegie, der dem Haager Gerichtshof mit 7 Millionen Franks dotiert hat, zum Zweck der Errichtung eines Palastes, der seiner hohen Mission würdig sei. Und wie Carnegie es selber sagt: „Hier ists, wo die heiligste Konklave, die jemals der Welt zur Ehre gereichte, ihren Sitz hat.“

An der Errichtung dieses Bauwerkes hat der schlechte Wille der Regierungen — selbst der holländischen — sich im grellsten Lichte gezeigt. Vielleicht hätte man es lieber gesehen, wenn nichts dafür gegeben worden wäre. Kurzum, trotz aller Hindernisse das Palais wird erbaut. Infolge eines ausgeschriebenen internationalen Konkurses (März 1906) hat ein französischer Architekt, Cordonnier, den Preis erhalten und sein Projekt wird zur Ausführung — zu einer verzögerten Ausführung — gelangen. Handelte es sich um ein Panzerschiff oder eine Festung, würde man wahrscheinlich nicht so lange mit der Ausführung zögern.

Ist denn die Organisation des Friedens nicht so dringend, wie die Organisation des Krieges?

Nun aber, damit dieser Gerichtshof in Funktion treten könne, ist auch Geld erforderlich. Es muß ein Budget geschaffen werden.

Versuchen wir beiläufig, die Posten dieses Budget aufzustellen.

Hundert Richter mit einem Jahresgehalt, das zwar hochberechnet aber notwendig ist 5,000.000 Frks.

Personal der Sekretäre, Stenographen, Beamte und

Diener, 200 Personen	800.000	„
Untersuchungs- und Druckkosten	500.000	„
Erhaltung des Palais	200.000	„
Unvorhergesehene Ausgaben	500.000	„

Das ergibt im ganzen eine Jahressumme von 7 Millionen Franks. Nun, die Staaten geben jährlich für Kriegskosten ungefähr 14 Milliarden aus. Demzufolge würde das Friedensbudget sich auf zwei Tausendstel des Kriegsbudgets belaufen.

Angenommen, daß jeder Staat (mit Ausnahme Chinas), im Verhältnis zu dessen Einwohnerzahl dazu seinen Beitrag leisten würde — und das scheint nur recht und billig — so käme 1 Frks. auf 100 Einwohner (das wäre für Frankreich 400.000 Frks.) Zu guterletzt hätte jedermann 1 Centime pro Jahr für die Sicherstellung des Friedens zu entrichten, um dadurch selbst Bürger der Welt zu werden. Gegenwärtig gibt jeder einzelne 100 Frks. jährlich, um das Recht zu genießen, seinen Nachbar zu töten, oder von ihm getötet zu werden.

Also ist nichts leichter, als die Organisation des internationalen Schiedsgerichtshofes zu vollenden. Das kann sogar sehr schnell

geschehen. In der Geschichte der Zivilisation gibt es keine Reform von so großer Wichtigkeit, die so wenig Blut, Geld und Mühe kosten würde.

VIII. Historisches über die Schiedsgerichtsverträge.

Um Schiedsgerichtsverträge zu finden, darf man nicht weit in die Vergangenheit zurückzugreifen, denn sie fallen beinahe alle in die Zeit nach der Haager Konferenz. Die Republiken von Zentralamerika müssen ausgenommen werden, welche seit 1872 die Notwendigkeit anerkannt hatten, sich zu einigen. Es ist dies das Prinzip einer großen Idee, die nicht verfehlen kann, Früchte zu tragen. Es ist gut, daß es auch Vereinigte Staaten von Süd- und Zentralamerika gibt, wie solche von Nordamerika. Der Weltfrieden kann durch solch mächtige Föderativorganisationen nur gewinnen.

Von 1872—1889 wurden Schiedsverträge abgeschlossen zwischen den Republiken von San Salvador, Honduras, Guatemala, Costa Ricca, Nicaragua, S. Dominique und Uruguay.

Um nicht wieder darauf zurückzukommen, möge hier gleich bemerkt werden, daß die Republiken Bolivia und Peru 1901 — von Argentinien, Mexiko, Paraguay, Chile und Columbia 1902 verschiedene Schiedsverträge abschlossen, sodaß wir die Bildung der Vereinigten Staaten Südamerikas im embryonalen Zustande sich entwickeln sehen.

Vor der Haager Konferenz gibt es nur einen Schiedsvertrag für die Staaten Europas zu verzeichnen. Aber dieser ist von erstklassiger Bedeutung: es ist der Vertrag zwischen Italien und Argentinien, ein totaler und obligatorischer Schiedsvertrag. Es heißt darin, daß alle vergangenen und zukünftigen Differenzen dem Schiedsgerichte ohne jede Einschränkung vorgelegt werden würden.

Später sollen andere Verträge zwischen diversen Nationen abgeschlossen werden. Der Vertrag zwischen Argentinien und Italien sollte als Muster dienen; und es ist ein wahrhaft edles Beispiel, das diese beiden lateinischen Nationen der Welt gegeben haben.

1903 (14. Oktober) hat ein geschichtlich bedeutendes Ereignis stattgefunden; der Abschluß eines Schiedsvertrages zwischen Frankreich und England. Man braucht kein besonders gelehrter Geschichtsforscher zu sein, um zu wissen, daß fünf Jahrhunderte lang England und Frankreich einander in Kriegen zerfleischt haben.

Wieviel vergossenes Blut! Wieviel entfalteter Heldenmut! Wieviel aufgespeicherter Haß! Und wieviel Trauer! In der epischen Westminsterabtei, in der England seine Siege, besonders seine kriegerischen, in Prachtwerken aus Marmor verherrlicht, kehrt wie ein ewiger, fluchwürdiger Refrain die Aufzählung aller, Frankreich gelieferter Schlachten wieder. . . Der Engländer galt für den Erbfeind der Franzosen, wie der Franzose für den Erbfeind Englands galt.

Außerdem an allen Punkten des Erdballs mögliche Konflikte: in Neufundland, wo alte und legitime, durch Verträge befestigte Gesetze den englischen Fischern verbieten, auf ihren eigenen Inseln zu fischen; in Ägypten, wo feierliche Konventionen uns Rechte zuerkennen, welche das Hindernis der Ausbreitung des englischen Protektorats ausmachen; auf den neuen Hebriden, in Siam, am Kongo, in Tschad, in Marokko; überall treffen die beiden Gegner aufeinander; überall waren neue Konflikte bevorstehend, welche die lang dauernden Kämpfe von ehemals hätten heraufbeschwören können.

Wohlan! Alle diese Feindseligkeiten haben aufgehört. Ein Schiedsvertrag ist abgeschlossen; und was noch mehr gilt als ein solcher, ein neues Regime, genannt die „Entente cordiale“ ist begründet worden. Wir wiederholen es, das ist ein bemerkenswertes Ereignis, welches einen denkwürdigen Platz in der Geschichte dieser beiden großen, alten Nationen einnehmen wird. Da haben sie nun ihre alten Fehden begraben, um sich in Freiheit und Frieden zu vereinigen.

Der Abschluß dieses Vertrages und die Bildung der Entente cordiale war in der Friedenskonferenz im Keime enthalten. Und dennoch, man muß dies anerkennen — gebührt den französischen und englischen Delegierten, den Mitgliedern der interparlamentarischen Gruppe für Schiedsgericht, die Initiative für diese Annäherung. Und nachdem die Gruppierungen in der menschlichen Gesellschaft immer durch einen Mann beherrscht werden, der sie führt, war es während der Konstituierung der Entente cordiale der befruchtende Einfluß von D'Estournelles de Constant, Präsident der französischen Gruppe, der alles geschaffen hat. Weshalb sollt ich es nicht verkünden, obgleich er mein Freund ist, daß er es war, der so unermüdlich diesen wunderbaren Empfang, der französischen Parlamentarier des internationalen Schiedsgerichtes im

Kommerzialkomitee von London vorbereitet hat? (Banket von Westminster, 22. Juli 1903.) Er war es, der bei dem größten Banket in Paris (Grand Hotel 26. November 1903) den Vorsitz führte, bei dem die englischen und französischen Minister ihre Friedenswünsche kundgetan haben. Mit vollem Recht durfte er sagen, auf den Erfolg seines Werkes hinblickend:

„Wer hätte denn noch vor zwei Jahren eine Versammlung wie die heutige vorausahnen können? Wenn ich dieser Hoffnung Ausdruck gegeben hätte, wer würde über einen solchen „Traum“ nicht gelächelt haben? Und doch hat sich dieser Traum erfüllt. Sie, meine Herren, sind leibhaftig an dieser Tafel versammelt. Nein! Es ist kein Traum. Es ist wirklich der Herr Staatsrat (Combes) der neben mir sitzt; da ist leibhaftig Sir William Houldsworth. Sie sind es alle wahrhaftig, meine lieben Kollegen aus zwei Parlamenten! Sie sind die Verwirklichung meiner Träume. . . . Ich erteile meinen Träumen das Wort.“ —

Obwohl Lord Landsdowne und Herr Delcassé der großen Ehre teilhaftig wurden, ihre Namen unter diesen Vertrag zu setzen, mögen sie mir verzeihen, wenn ich zum großen Teile seinen Ruhm Herrn D'Estournelles zuerkenne.

Und da ich schon von jenen spreche, die Mitarbeiter gewesen sind an diesem schönen Werke des Pazifismus, wie sollte ich da nicht König Eduard und den Präsidenten Loubet nennen, deren persönlicher Einfluß so fördernd war? Der König von England, dieser Freund Frankreichs und Freund des Friedens, hat zu wiederholtenmalen interveniert, um die Verhandlungen zum Ziele zu führen; und Herr Loubet tat das gleiche. Loubet ist, man weiß das wohl nicht genügend, ein entschiedener Verfechter des Schiedsgerichtes. Als ich einmal die Ehre hatte, von ihm empfangen zu werden in einer Angelegenheit, die er vielleicht vergessen hat, sagte er mir:

„Ich lasse mich von zwei leitenden Gedanken führen: der Gegenseitigkeit und dem Schiedsgericht.“ Und er fügte bei: „Ich bin auch einmal Schiedsrichter gewesen und ich glaube, daß ich gut entschieden habe, denn beide Parteien waren damit gleich unzufrieden.“

Man sieht, was zwei Staatsoberhäupter leisten können, die in den konstitutionellen Grenzen für das Wohl zweier großen Staaten wirken.

Dem französisch-englischen Vertrag folgte der französisch-italienische unter den gleichen Bedingungen nach. (25. Dez. 1903.) Wir begrüßen mit inniger Freude das Ende eines sinnlosen Mißtrauens zwischen den beiden lateinischen Schwesternationen. Nichts war schmerzlicher, als das lange, durch Bismarck und Crispi herbeigeführte Mißverständnis zwischen Frankreich und Italien, die doch dazu geschaffen sind, um eng und unlöslich vereint zu sein.

Wir lassen hier die Liste der seit 1900 abgeschlossen Schiedsverträge folgen, d. h. seit der ersten Konferenz im Haag.

21. Septemb.	1901	Bolivia und Peru,
11. Jänner	1902	Spanien und Mexiko,
28. "	"	Spanien und S. Domingo, Uruguay, Bolivia, Argentinien, Columbia, Paraguay u. S. Salvador,
28. Mai	"	Chili und Argentinien,
14. Oktober	1903	Frankreich und England,
25. Dezemb.	"	" " Italien,
5. Februar	1904	England und Italien,
26. "	"	Frankreich und Spanien,
27. "	"	England und Spanien,
12. "	"	Dänemark und Holland,
6. April	"	Frankreich und Holland,
31. Mai	"	Spanien und Portugal,
9. Juli	"	Frankreich und Schweden-Norwegen,
11. "	"	England und Deutschland,
11. August	"	England und Schweden-Norwegen,
11. "	"	" " Österreich-Ungarn,
30. Oktober	"	Rußland und Belgien,
1. Novemb.	"	Frankreich und die Vereinigten Staaten,
16. "	"	England und die Schweiz,
16. "	"	Schweiz und Belgien,
16. "	"	England und Portugal,
22. "	"	Deutschland und die Vereinigten Staaten
23. "	"	Portugal " " " "
24. "	"	Italien und die Schweiz,
24. "	"	Schweiz und die Vereinigten Staaten,
30. "	"	Belgien und Schweden-Norwegen,
3. Dezemb.	"	Österreich-Ungarn und die Schweiz,

- 11. Dezemb. 1904 England und die Vereinigten Staaten,
- 14. " " Frankreich und die Schweiz,
- 14. " " Vereinigte Staaten und Italien,
- 17. " " Schweden-Norwegen und die Schweiz,
- 17. " " " " " " Verein. Staaten,
- 31. " " Spanien und die Vereinigten Staaten.

Es ist nicht nötig, daß alle Nationen mit allen anderen Schiedsverträge abschließen. Es genügt, daß die Abschließung solcher Verträge in die Gewohnheiten der Diplomaten übergehe.

Das Beispiel, welches Frankreich, England und Italien geben, wird Nachahmung finden und sicher werden kurze Zeit nach Erscheinen dieser Schrift, alle Regierungen miteinander durch Schiedsverträge geeinigt sein.

Leider sind diese Verträge erst noch begrenzt und fakultativ. Daher besteht der Fortschritt, der noch zustandekommen muß, weniger darin, diese noch unvollkommenen Verträge zu mehren, als neue zu schaffen, die einen wahrhaft juristischen Charakter haben, d. h., daß sie obligatorisch und auf alle Fälle anzuwenden seien. Es wäre jedoch lächerlich, den Fortschritt leugnen zu wollen, der sich allmählich vollzogen hat. In einem halben Jahrhundert haben sich alle Ansichten geändert. Als im Jahre 1848 (12. Juni) der edle Cobden im Hause der Gemeinen von der Notwendigkeit des Schiedsgerichtes sprach, wollte niemand etwas davon hören. Heute im Gegenteil, erhebt sich in keinem Parlament der Welt auch nur eine Stimme dagegen. Deutschland sogar hat Schiedsverträge abgeschlossen, da es jetzt mit den Vereinigten Staaten und der Schweiz gebunden ist. Es bleibt nur mehr das Reich des Sultans übrig, der dieses hohe Prinzip internationaler Justiz nicht genehmigen will. China hat seine Ratifikation am 30. November 1904 gegeben. Die Fortschritte des begrenzten und fakultativen Schiedsrechtes gestatten uns die Fortschritte des totalen und obligatorischen Schiedsrechtes zu gewärtigen. Es ist nur noch geringe Arbeit, die zu tun übrig bleibt! Betrachtet man, welche Umwandlung sich während der letzten acht Jahre in den diplomatischen Ideen vollzogen hat — vom 18. Mai 1899 bis heute — kann man sich über nichts mehr wundern. Man muß es unermüdlich wiederholen: das Datum des 18. Mai 1899 ist das schönste in der Weltgeschichte.

IX. Das Schiedsgericht vor und nach der Haager Konferenz.

Wir werden uns nur kurz fassen über die Schiedssprüche, die mittels juridischer Entscheidung die Differenzen zwischen souveränen Staaten¹⁾ beendigt haben, denn diese Rechtssprüche der Vergangenheit sind denen der Zukunft kaum zu vergleichen.

In der ersten Zeitepoche schiedsgerichtlicher Entscheidungen war der Schiedsrichter, der in Übereinstimmung der streitenden Parteien gewählt wurde, fast immer ein den beiden Nationen befreundetes Staatsoberhaupt. Oftmals übernahm er bloß das Amt eines obersten Richters. Es ist bekannt, daß einem solchen, der im Falle mangelnder Übereinstimmung der ersten Richter gewählt wird, die Rolle eines alleinigen Schiedsrichters zufällt, welcher nur dann einzuschreiten hat, wenn die Urteile der übrigen Richter nicht übereinstimmen.

Hier die Namen der Souveräne, die als Schiedsrichter im Verlaufe des letzten Jahrhunderts gewählt wurden:

- Der Zar: (1818, 1875, 1888.)
- „ Präsident der Vereinigten Staaten: (1830, 1869, 1886, 1889.)
- „ König von Holland: (1851, 1891.)
- „ „ „ Preußen: (1839, 1842.)
- Die Königin von England: (1844.)
- Der Präsident der französischen Republik: (1851, 1875, 1880, 1881.)
- „ König von Belgien: (1862.)
- „ Präsident von Chile: (1864.)
- „ Kaiser der Franzosen: (1864.)
- „ König von Italien: (1863.)
- „ Kaiser von Deutschland: (1871, 1875.)
- „ „ „ Brasilien: (1872.)
- „ „ „ Österreich: (1879.)
- „ König von Spanien: (1881, 1887, 1895.)
- „ Papst: (1885, 1895.)
- „ Präsident der Schweiz: (1891.)

¹⁾ Die umfassende Geschichte dieser Schiedsgerichte ist in einem Werke ersten Ranges „Histoire sommaire et chronologique des arbitrages internationaux 1794–1900 (Bruxelles 1902), von H. La Fontaine, niedergelegt.

Man fand jedoch, daß die Zeit der Herrscher zu kostbar sei, (?) um sie durch das Studium der geringfügigen Einzelheiten derartiger Konflikte zu vergeuden. Und es ist vielleicht nicht ungünstig, daß sie erfahrenen Rechtsgelehrten die Arbeit der Prozeßführung überlassen.

Daraus folgt, daß alles von jenem Rechtsgelehrten abhängt, der durch das Staatsoberhaupt an seiner Statt zu wirken bestimmt wurde. Umso besser, wenn dieser ein Urteil fällt, das der Billigkeit und dem Recht entspricht.

Bei kleinen Differenzen ist die Entscheidung nicht von Wichtigkeit und interveniert die Politik nicht. Doch ist die Angelegenheit eine ernste, dann könnten die Allianzen und die Freundschaften die Unparteilichkeit des Richters beeinflussen. Auch ist der Charakter des Schiedsspruches nicht ausschließlich juristisch, wie er es sein sollte, sondern den politischen Absichten des Souveräns entsprechend, dem die Mission obliegt, zwischen den zwei Staaten zu entscheiden.

Zu einem einzigen Schiedsrichter seine Zuflucht nehmen, wäre ganz recht, wenn dieser ein Weiser ist, erhaben über alle Ambitionen, niedrigen Leidenschaften und persönlichen Interessen. Bei vielen Staatsoberhäuptern mag dies zutreffen, ich bezweifle es nicht. Aber kann man bei einem jeden dessen ganz sicher sein?

Die Vereinigten Staaten haben schon lange her ein anderes System angenommen: das der gemischten Kommissionen, in gleicher Anzahl aus den Landesangehörigen der beiden streitenden Staaten zusammengesetzt. Das ist aber auch noch eine mangelhafte Form des Schiedsgerichts; denn sehr häufig war die Kommission in ihren Meinungen ebenso verschieden, als sie aus verschiedenen Nationangehörigen bestand. Das Gerechtigkeitsempfinden ist so schwach bei schwachen Menschen, daß sie — ich will nicht sagen den Mut — sondern die Kraft nicht haben, unparteiisch zu sein. Man kann also eine gemischte Kommission einem Tribunal nicht gleichstellen. Wenn sich zwei Advokaten über einen Vertrag einigen, maßen sie sich nicht lächerlicherweise die Würde von Richtern an. Übrigens haben diese gemischten Kommissionen ihr Wesen so weit verändert, daß man nach und nach darauf verzichtet hat, die Richter aus den Rechtsgelehrten und Staatsmännern der beiden gegnerischen Nationen zu wählen.

Die verschiedenartigsten Kombinationen in der Auswahl eines oder mehrerer Schiedsrichter sind nacheinander empfohlen worden; und wenn wir näher auf die Einzelheiten eingehen wollten, würden wir erkennen, daß in der langen Geschichte der internationalen Schiedsgerichte (es hat vor der Haager Konferenz 210 Schiedsfälle gegeben) zu den verschiedensten Zeiten alle verschiedenen Modalitäten vorgekommen sind.

Es wird keine Ungerechtigkeit gegen die Haager Konferenz sein, auf die vorher stattgehabten Schiedsgerichte hinzuweisen. Die diplomatische Geschichte des 19. Jahrhunderts beweist eine fortwährende und gleichmäßige Entwicklung dieses juristischen Verfahrens. Wir werden uns begnügen, dies statistisch nachzuweisen. Vielleicht werden die Ziffern die nötige Beweiskraft besitzen, diejenigen eines besseren zu überzeugen, die so unglücklich sind zu behaupten, das internationale Schiedsrecht sei eine Schimäre.

Jahr	Zahl der Schiedsgerichtsfälle	Jahr	Zahl der Schiedsgerichtsfälle
1794	1	1855	1
1795	1	1857	3
1814	2	1858	4
1815	2	1859	3
1817	1	1860	2
1818	1	1861	1
1823	1	1862	2
1829	1	1863	4
1830	2	1864	3
1831	1	1866	2
1834	1	1867	1
1839	2	1868	3
1840	3	1869	4
1841	1	1870	2
1842	2	1871	7
1845	1	1872	5
1849	1	1873	5
1850	1	1874	4
1851	3	1875	1
1853	2	1878	2
1854	1	1879	2

Jahr	Zahl der Schiedsgerichtsfälle	Jahr	Zahl der Schiedsgerichtsfälle
1880	5	1893	2
1881	4	1894	3
1882	3	1895	11
1883	3	1896	7
1884	7	1897	13
1885	6	1898	8
1886	3	1899	4
1887	3	1900	3
1888	5	1901	5
1889	4	1902	12
1890	5	1903	7
1891	6	1904	5
1892	5	1905	4

Um die rasche Entwicklung und Ausdehnung dieses juridischen Verfahrens im Verlaufe des 19. Jahrhunderts einleuchtender zu machen, stellen wir nach dem Zeitraum von Jahrzehnten die Rechnung der Totalität der Schiedsgerichte fest.

	im Ganzen	Durchschnitt im Jahr
von 1794 bis 1804	— 2	0·2
„ 1804 „ 1814	— 2	0·2
„ 1814 „ 1824	— 4	0·4
„ 1824 „ 1834	— 5	0·5
„ 1834 „ 1844	— 8	0·8
„ 1844 „ 1854	— 9	0·9
„ 1854 „ 1864	— 23	2·3
„ 1864 „ 1874	— 33	3·3
„ 1874 „ 1884	— 27	2·7
„ 1884 „ 1894	— 42	4·2
„ 1894 „ 1904	— 75	7·5

Es war besonders die englische Diplomatie, die von der Geflogenheit des Schiedsgerichtes Gebrauch gemacht, und dennoch behaupten einige Engländer, daß die schiedsrichterlichen Jurisdiktionen für sie immer ungünstig seien.

Zahl der Schiedsgerichte nach den Nationalitäten im 19. Jahrhundert.

England	86	Rußland	5
Vereinigte Staaten	66	Schweden und Norwegen	5
Frankreich	38	Türkei	5
Chili	28	San Salvador	5
Italien	21	Österreich	4
Peru	19	Griechenland	4
Deutschland	15	Transvaal	4
Brasilien	14	Japan	4
Portugal	13	China	4
Kolumbien	11	Bolivia	4
Nicaragua	11	Dominique	3
Venezuela	11	Belgien	3
Mexiko	11	Paraguay	3
Spanien	10	Persien	3
Holland	8	Schweiz	2
Ecuador	8	Siam	2
Guatemala	8	Marokko	2
Argentinien	7	Dänemark	1
Costa Rica	7	Hawai	1
Haiti	7	Kongo	1
Honduras	7	Liberia	1

Das ist die Vergangenheit des Schiedsgerichtes. Heutigen Tages stehen die Dinge anders. Es ist nicht mehr nötig, sich an einen Schiedsrichter zu wenden, dessen Autorität nicht mehr einwandfrei ist. Der Haager Schiedshof besteht; das heißt also, ein internationales Tribunal, welches jede Garantie — ebensowohl für die Unparteilichkeit, wie für die juristische Sachkenntnis zu bieten vermag. Und dennoch scheinen die Regierungen in ihrer Neophobie — der Furcht vor dem Neuen — sich davor zu scheuen, mit dem Haager Tribunal zu tun zu haben.

Bei einer denkwürdigen Gelegenheit hat der Präsident der Vereinigten Staaten gewissen Staatsoberhäuptern, die keine Liebhaber des juridischen Verfahrens sind, eine heilsame Lehre des guten Rechts erteilt. Es ist bekannt, daß Venezuela, das von einem despotischen, halbwildem Präsidenten regiert war, es bequemer fand, seine Schulden nicht zu bezahlen. Deutschland, England und

Italien hatten beschlossen, auf dem Gewaltwege ihre Schuldforderung einzutreiben. Die Blockade von Carracas wurde eröffnet. Es fand ein Bombardement statt, welches die venezuelischen Schiffe verschwinden machte. Eine Verlängerung solcher Feindseligkeiten auf amerikanischem Boden wäre nicht ohne ernste Gefahr gewesen. Da geschah es, daß die Mächte auf den Gedanken kamen, den Streitfall dem Präsidenten der Vereinigten Staaten vorzulegen. Doch Präsident Roosevelt lehnte dieses Ehrenamt ab und antwortete vernunftgemäß: „Wendet euch an den Haager Schiedsgerichtshof.“ Und so geschah es. England, Italien, selbst das stolze Deutschland, mußten nachgeben. Übrigens hatten sich diese Staaten über das gefällte Urteil nicht zu beklagen. Der Hof hatte entschieden, daß diese Drei als erste bezahlt werden müssen (vor den anderen 8 Gläubiger-Staaten) mit 30% der von Venezuela zedierten Zolleinkünfte, als würde durch die Tatsache, zur Gewalt gegriffen zu haben, ein Privilegium geschaffen worden sein. Dieses Urteil ist zwar einigermaßen befremdend, aber nachdem der Gerichtshof in richtiger Form gesprochen hatte, mußte man sich beugen.¹⁾

Die Angelegenheit wurde also vom Haager Gerichtshof ausgetragen. Am Tage der Eröffnung der Debatten wies Murawieff, der Vorsitzende des versammelten Tribunals, mit aller Beredtsamkeit auf die Wichtigkeit dieses ersten feierlichen Falles hin.

„Indem die zivilisierten Nationen der Welt die Haager Konventionen verkündeten, haben sie die höchste Gerechtigkeit proklamiert. . . . Die Sympathien der Völker gehören dem großen Gedanken des internationalen Schiedsgerichts, diesem verläßlichen Werkzeug und festen Bollwerk des Friedens. . . . Und was den erhabenen Ernst unserer schiedsrichterlichen Mission ganz besonders erhöht, das ist, daß sie heute zum erstenmale in ihrer edelsten Aufgabe, in heilbringendster Anwendung erscheint, zur Aufhaltung der blutigen Kalamität des Krieges. Vergessen wir niemals, die Kanonen, die bereits an den Küsten eines entfernten Staates zu donnern begannen, sind ersetzt worden durch die friedliche Stimme der Richter. Die Kraft mußte weichen; sie hat sich vor dem Rechte gebeugt: möge sie es immer tun!“

¹⁾ Siehe die interessante Publikation von J. A. Jakobson: *Le premier grand procès intern. à la Cour de la Haye. Notes d'un témoin, préface par F. de Martens.* 1 vol. in-12 de la *Bibl. pacifiste.* Giard et Brière. Paris. 1904.

Wahrhaftig, dieses Datum, der 10. Oktober 1904, verdient ebenfalls in unserer Erinnerung festgehalten zu werden. Es ist das Eindringen des internationalen Rechtsgedankens in die reale Welt.

Kürzlich haben Peru und Kolumbia dem Schiedsspruch Spaniens eine Grenzberechtigungsfrage vorgelegt (1904); die Staaten Equador und Kolumbia eine solche Frage dem Schiedsspruche Deutschlands (1904); Honduras und Nicaragua eine solche dem Schiedsspruche Spaniens. (1905.) Weshalb sind diese Differenzen nicht vor den Haager Hof gebracht worden?

Nächstehend folgen die Prozesse, welche dem Haager Tribunal bis jetzt vorgelegt wurden:

14. Oktober 1902. Eine Streitfrage ganz privater Gattung zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko über die Rechte der katholischen Bischöfe in Kalifornien.

22. August 1902 Deutschland, Frankreich und England kontra Japan. Streitfrage über die Rechte der Ausländer bezüglich des Grundbesitzes in Japan.

13. Februar 1902. Differenzen zwischen England, Italien, Deutschland einerseits, Belgien, Spanien, Frankreich, Niederlande, Schweiz, Schweden, Norwegen, den Vereinigten Staaten und Venezuela andererseits, wegen Regulierung der durch seine Zolleinkünfte garantierten Schulden Venezuelas.

26. Juli 1905. Streitfall zwischen Frankreich und Großbritannien bezüglich des Visitationsrechtes auf den französischen Schiffen in den Gewässern des Sultans von Maskate.

1905. Holland und Portugal: Grenzberechtigungsstreit in den Regionen von Timor.

Sicherlich sind dies — ausgenommen wohlgermt der Konflikt zwischen Venezuela und den europäischen Mächten — keine sehr gewichtigen Streitfälle, bedeutend genug, um einen Krieg hervorzurufen. Zugestanden. Doch ist es gewiß nicht die Schuld des internationalen Schiedsgerichtes, daß keine größeren Differenzen zwischen den Mächten entstanden sind. So wertvoll auch die juristische Einrichtung im Haag sei, schließlich ist doch in gutem Einvernehmen und ohne Streit zu leben immer besser, als die gerechteste Schlichtung eines Streitfalles durch ein noch so gerechtes

Tribunal. Das ist so, als würde irgendein Bürger, der nie einen Prozeß geführt hat, dem Gerichte den Vorwurf der Nutzlosigkeit machen, weil er sich niemals ihrer zu bedienen hatte. Die Zwistigkeiten zwischen Venezuela und den Mächten wurden durch eine juristische Vereinbarung beigelegt. Ist das nicht schon eine herrliche Wohltat?

Was den Konflikt betrifft, der sich zwischen Japan und Rußland erhoben hat, so machten die Unaufrichtigkeit Rußlands und der verräterische Überfall der Japaner ein Schiedsgericht unmöglich. Dergleichen wird nicht mehr vorkommen können, wenn bestimmte Gesetze des internationalen Rechtes festgesetzt sein werden.

Die Geschichte der noch vor der Haager Konferenz stattgefundenen Schiedsfälle, so selten und unvollkommen sie auch waren, beweisen doch, daß auch Konflikte ernstester Sorte durch schiedsrichterliche Entscheidung beigelegt werden können.

Es wird genügen, wenn ich diesbezüglich das Schiedsgericht in der Alabama-Frage (1871) und der Karolinen (1885) anführe.

Alles vereinte sich, um die Alabama-Frage äußerst ernsthaft zu gestalten. Obwohl es sich um eine beträchtliche Summe — 75 Millionen — handelte, so gestaltete sich der Streitfall noch bedenklicher durch die heftigen Polemiken der Presse beider Länder, Englands und der Vereinigten Staaten. Man weiß, daß die Rolle der Journalisten hauptsächlich darin besteht, die Leidenschaftlichkeit der öffentlichen Meinung zu schüren, durch eine glückliche Mischung von Lügen und Schmähungen.

Natürlich hatte man weder in London, noch in New-York es an solcher Arbeit fehlen lassen, und die Sprache der Presse nahm täglich an Heftigkeit ihrer Ausfälle zu. Unterdessen tagte in Genf unter dem Vorsitze des Grafen Sclopis eine schiedsgerichtliche Kommission und studierte kaltblütig und unparteiisch die Akten des Prozesses. England wurde als der schuldige Teil bezeichnet. (14. September 1872.) Diese Entscheidung entfesselte zuerst die allgemeine Entrüstung Großbritanniens. Aber die Vernunft trug den Sieg davon. Großbritannien akzeptierte das ausgesprochene Rechtsurteil. Die englischen Staatsmänner begriffen damals, daß die Ehre und die Interessen ihres Landes auf dem Spiele standen, daß die Ehre in der Achtung des Rechtes bestehe und die Inte-

ressen in der Vermeidung eines schrecklichen Krieges; selbst um den Preis von 75 Millionen. Die Entscheidung der Richter wurde also gewissenhaft befolgt und die beiden großen Nationen hatten nicht nötig, sich in einem Bruderkrieg aufzureiben.

In der Schiedsrechtsache bezüglich der Karolinen bestand die gleiche Überreizung der erregten Geister. Infolge einer mehr oder weniger unzeitgemäßen Intervention der deutschen Flotte auf den Karolinen, wurde die Bevölkerung Madrids aufgereizt. Der Mob wagte einen Angriff auf die deutsche Botschaft und schleifte die deutsche Standarte in den Kot. Das war mehr, als es zu anderen Zeiten bedurft hätte, um blutige Repressalien zu entfesseln. Glücklicherweise hatte Bismarck in jenen Tagen die günstige Inspiration, die Streitfrage einem Schiedsgerichte vorzulegen. Er schlug den Papst zum Schiedsrichter vor und Spanien willigte ein. Einige Monate später war das Urteil gefällt (zugunsten Spaniens) und die so große Aufregung hatte sich beruhigt.

Was in Sachen der Alabama, der Karolinen und Venezuelas geschehen konnte, kann wieder geschehen und zwar viel besser, viel rascher, viel leichter zugunsten kommender Konflikte. Denn jetzt hat man Präzedenzfälle geschaffen. Es handelt sich nicht um die Erfindung irgendeines abenteuerlichen Mechanismus, um die Inauguration eines noch unbekanntem juridischen Systems. Es genügt, das, was bereits besteht, in Tätigkeit zu setzen, den Weg zu einem Palast einzuschlagen, den man schon kennt. Die Diplomaten haben Furcht — nicht ohne gewisse Berechtigung — vor neuen Einrichtungen und vor einem Schritt ins Nebelhafte. Indem sie sich an den Schiedshof wenden, wagen sie einen Schritt zum Licht.

X. Antworten auf die Einwände gegen das internationale Schiedsgericht.

Je stärker neue Ideen an dem alten Bauwerk des Verbrechens und der Dummheit rütteln, desto heftiger werden sie bekämpft. Nun, in der Kriegsinstitution liegt zuviel Dummheit und Verbrechen, als daß sich nicht ein wütender Angriff gegen die einfache und machtvolle Organisation erheben sollte, die bald den Krieg ersetzen wird.

Unserer Methode dialektischer Unparteilichkeit getreu, wollen wir diese Argumente zu entwickeln suchen; daneben in ihrer ganzen Kraft wollen wir sie auch bekämpfen.

§ 1. Einwand bezüglich des *fait accompli* und der legitimen Verteidigung.

Man sagt: „Gegen einen plötzlichen und rechtswidrigen Überfall kann das internationale Schiedsgericht nicht schützen. Auch ohne vorhergegangene Kriegserklärung kann der Krieg bis zum Herzen des Landes selbst gebracht werden. Und da es bloß 2–3 Tage bedarf, um ein Heer von 500.000 Mann und eine Eskadre von 50 Panzerschiffen zu mobilisieren, so wird es zu spät sein, wenn ein überfallenes Volk, anstatt sich zu verteidigen erst ein Schiedsgericht anzurufen beschließt. In dem Augenblick, als sich die Richter im Haag versammeln, d. h. soviel als 2–3 Tage nach Ausbruch der Feindseligkeiten, wird die Flotte vernichtet, 5 oder 6 Großstädte okkupiert, mehrere Provinzen verwüstet und erobert, die Hauptstadt vom Feinde bedroht sein. Wozu dann noch die juristische Komödie? Die Diplomaten werden sich vor die vollzogene Tatsache gestellt sehen, das heißt vor Eroberung, Überfall, Plünderung. Vierzig um den grünen Tisch versammelte Richter, um 500.000 Bajonette aufzuhalten! Es ist also klar, man kann sich da dem richterlichen Verfahren nicht anvertrauen; erstens weil noch nicht alle Staaten es angenommen haben, nicht einmal im Prinzip, und zweitens, hätten sie es angenommen, so könnten sie in solchem Augenblick von ihren Gewaltmitteln Gebrauch machen, wenn sie welche besitzen, und auf diese Weise jedes juristische Vorgehen nicht nur nutzlos, sondern lächerlich machen. Den Nationen muß das Recht zuerkannt werden sich selbst zu verteidigen; denn sonst sind sie den schlimmsten Gefahren der Eroberung, Plünderung und Vergewaltigung ausgesetzt. Und das Recht, sich zu verteidigen, das ist das alte Recht des Krieges, in seiner ganzen Ursprünglichkeit, aber auch in seiner Sicherheit.“

Ich habe alle diese Argumentationen ungeschwächt vorgebracht, wie sie uns von Jenen vorgehalten werden, die sich den schön klingenden Namen Positivisten beilegen und die sich den „gefährlichen Schimären“ feindselig gegenüberzustellen belieben. Wenn

ich solche Einwände anführte, so geschah es, weil mit diesen oder ähnlich lautenden Reden dem System des internationalen Schiedsgerichts sehr häufig Opposition gemacht wird.

Doch ich hätte mir dieses Exposé ersparen können; denn diese ganzen Ausführungen über das Recht legitimer Verteidigung sind eigentlich keine Einwände gegen die Schiedsgerichtstheorien; es sind **Einwände gegen die Abrüstung**. Ein erobersüchtiger Staat kann ex abrupto einen andern überfallen; die Tatsache ist unendlich selten, aber schließlich doch möglich und man muß auf solche Möglichkeiten gefaßt sein. Auch haben wir niemals behauptet, ein Staat müsse abrüsten, solange die rivalisierenden und Nachbarstaaten mächtig gerüstet sind. Weit gefehlt; wir betrachten die einseitige Abrüstung als eine wirkliche Gefahr für den Staat, der sich für sie entschließen würde. Und was die legitime Verteidigung betrifft, so ist oben von ihr gesagt, sie wäre ein geheiligtes Recht der Völker. Wir würden wünschen, es gäbe in solchem Falle keine besondere Kriegsrechte mehr, noch diese spitzfindigen Unterscheidungen zwischen Kombattanten und Nichtkombattanten. Wenn einmal der Feind in Waffen die Landesgrenze überschritten hat, dann müßte es jedem Bürger des überfallenen Staates — ob mit oder ohne Uniform — gestattet sein, die Eingefallenen wie Räuber zu behandeln. Er sollte sie ohne Erbarmen niedermetzeln, wo immer er ihnen begegnet. Ihr, die ihr den Frieden vergewaltigt habt und gekommen seid, um unser Land zu verwüsten, wir wollen alle Soldaten sein, um euch zu bekämpfen! Und ihr habt von uns nichts anderes, als die äußerste Gegengewalt zu erwarten!

Kein Mitleid mit dem Länderräuber! Er möge es wissen, daß ein wilder Krieg gegen ihn entbrennen wird. Die Eroberer werden in ihren Proklamationen das lächerliche Märchen nicht länger vorbringen können, daß sie gegen das Heer eines Landes und nicht gegen das Land selbst streiten. Das Land ist angegriffen und das ganze Land wird sich wehren, so gut als es kann, per fas et nefas, durch Vergiftung der Brunnen, durch Verstümmelung der Gefangenen. Anstatt also das legitime Recht der Verteidigung zu leugnen, preisen es die Anhänger des Schiedsgerichtes, betrachten es als geheiligt und würden ihm eine derartige Ausdehnung gewähren, daß es keine Sicherheit auf überfallenem Boden für den Eindringling mehr gäbe.

Gut, wird uns geantwortet, aber wie steht es in solchem Falle mit dem Schiedsgericht?

In solchem Falle ist das Schiedsgericht offensichtlich nur ein armseliges Hilfsmittel. Aber das ist kein Einwand! Allerdings, so vortrefflich ein Gesetz auch sein möge, so können wir, trotz unseres ganzen Optimismus nicht verschwören, daß niemals eine Rechtsvergewaltigung stattfinden wird; es wäre die höchste Absurdität zu erklären, daß ein Gesetz überflüssig sei, weil es nicht immer unverletzt bleiben werde.

Unsere Gesetze sichern uns Eigentum und Existenz. Trotzdem lese ich in dem heutigen Morgenblatt, daß eine Bande von Apachen in ein Haus eingedrungen ist, die da das Mobiliar geplündert, die Kasse erbrochen, Wertsachen und Schmuck fortgeschleppt, nachdem sie vorher den Eigentümer ermordet hatten. Folgt daraus, daß man deshalb aus dem Gesetzbuch die Klausel streichen müsse, nach der Mord und Raub geahndet werden sollen? Weil man es in großen Städten nicht verhindern kann, daß verkommene Subjekte schlechte Streiche ausführen, soll man deshalb die Polizei und die Strafparagraphe abschaffen?

Selbst wenn die gegenwärtige europäische Anarchie durch ein juristisches Regime ersetzt würde, ist die Möglichkeit für räuberische Überfälle nicht ganz ausgeschlossen. Ein Gesetz gegen das Verbrechen zu schaffen, heißt nicht, jedes Verbrechen von nun an unmöglich zu machen.

Wir haben nur zu untersuchen, ob die Vergewaltigung internationaler Gesetze wahrscheinlich sei. Vergleichen wir das durch einen Staat verübte Attentat mit dem von Räubern verübten Verbrechen. Das eine ist sehr leicht durchführbar, das andere voll von Schwierigkeiten. Einesteils 5—6000 Räuber, die nicht skrupulöser sind als die Schakale und die im Dunkel ganz selbstverständlich ihre Angriffe vorbereiten können; andererseits 5—6 Regierungen — nicht mehr — die sich wenigstens den Anschein geben, die Gerechtigkeit hoch zu schätzen, die ihre Friedensliebe laut verkünden, deren alle Schritte durch die Presse beleuchtet, von der öffentlichen Meinung überwacht, von einer unnachsichtigen Opposition eingehend untersucht werden. Und da findet man es einfach und wahrscheinlich, daß sie ein internationales Verbrechen

(zu welchem Zweck?) auf sich laden und eine Million Mann mobilisieren wollten?

Die Behauptung aufzustellen, daß das internationale, juristische Regime machtlos sei, heißt soviel, als daß Könige, ihre Minister und Parlamente Elende seien, fähig zu den ärgsten Freveltaten. Das scheint doch eine Übertreibung.

Die Unwahrscheinlichkeit eines Kriegsunternehmens unter solchen Umständen ist doch augenfällig — auch noch aus anderen Gründen.

Zuerst weil, sobald das Schiedsgericht allgemeine Gesetzeskraft erhält, sich die allgemeine Abrüstung als glückliche und nötige Folge vollziehen wird; langsam vielleicht aber sicher. Die Armee wird nunmehr eine defensive Armee sein, zu Eroberungskriegen nicht mehr verwendet, sondern ihre Hauptaufgabe wird sein, die Ordnung im Innern aufrechtzuerhalten. Die Invasionskriege werden fast unmöglich geworden sein.

Selbst in der Vergangenheit, die viel Nichtswürdigkeit gezeitigt hat, sind solche plötzliche Einfälle selten; diese Angriffe im tiefsten Frieden bloße Ausnahmen. Eine lange Periode von diplomatischen Kundgebungen gehen gewöhnlich den Kriegen voran. Nun, das wird der Moment sein, wo der Streitfall vor den Schiedshof gebracht werden soll, wenn die Diplomaten ihn nicht beilegen konnten.

Die Achtung vor den Konventionen und vor der Legalität ist so mächtig, selbst in unserem anarchistischen Zustande, daß fast niemals die Neutralität eines Staates verletzt worden ist.¹⁾

Die Grenzen Belgiens und der Schweiz wurden in den Jahren 1870—71 durch die beiden Riesenheere der Kriegführenden respektiert, trotz der militärischen Vorteile, welche den beiden Heeren dadurch entgangen sind.

Es ist Mode, die Gesetzmäßigkeit, als der Kraft ohnmächtig gegenüberstehend, zu verhöhnen. Aber es geschieht niemals ohne Zagen, daß die Kraft ihre Überfälle wagt. Sowie ein Hund, der sich gegen seinen Herrn wendet, nicht mit ganzer Kraft über ihn herfällt; er beißt furchtsam und immer noch mit einigem Respekt.

¹⁾ Ausgenommen die Vergewaltigung des Territoriums von Ansbach durch Napoleon, welches die Ursache des Krieges im Jahre 1806 gewesen ist.

Wir wollen dennoch annehmen, daß trotz alledem alle Hindernisse überschritten werden.

Setzen wir den Fall: daß während der Verhandlung, selbst im Augenblick, da die Richter zur Entscheidung zusammentreten, die Armee des einen Landes die des anderen überfiele, vertrauend auf ihre militärische Suprematie, sich eines wichtigen Objektes zu versichern, in der Hoffnung, durch eine rasche Mobilisierung und einen entschlossenen Angriff einen unvergleichlichen strategischen Vorteil zu erhalten. — Es ist dies eine unglaubliche Vermutung, denn einige materielle Vorteile werden einen ungeheuerlichen politischen Fehler nicht aufwiegen. Man wird seine Kanonen auf einen besseren Posten aufgesellt haben, wird 100 Kilometer dem Nachbar tiefer ins Land gerückt sein und einige Kriegskontributionen erheben können, aber wird ganz Europa gegen sich haben. Gleichviel, wir wollen diesen Fall annehmen. Was wird geschehen?

Wird dieses Attentat auf das internationale Gesetz seine Strafe erhalten? Mit anderen Worten, wird es eine Sanktion geben?

Da ist ein ernstes Problem, das wir später eingehend besprechen wollen. Hier soll es uns genügen, folgendes festzustellen:

1. Das Recht der legitimen Verteidigung ist ein unveräußerliches Recht. Es gibt zwar Gesetze und Gerichtshöfe; wenn aber ein Bandit mich attackiert, so habe ich das Recht, mich selbst gegen ihn zu verteidigen mit Feuer und Schwert (*ferro et igne*), desgleichen hat eine Nation das Recht, sich gegen Angriff und Überfall *ferro et igne* zu verteidigen.

2. Wenn auch die Institution des internationalen Schiedsrechtes viel Kriege verhindert, alle wird sie doch nicht hintanhaltend können. Ebenso wenig die Polizei und die Gesetze es möglich machen können, daß nirgends Mord und Raubfälle geschehen, desgleichen wird es vielleicht, trotz dem Bestehen gefestigter und mächtiger juristischer internationaler Rechtsinstitutionen, gelegentliche Vergewaltigung des legalen Regimes geben.

3. Diese Gewalttaten, die schon früher selten waren, werden in Zukunft noch seltener werden, falls sie überhaupt vorkommen und dies aus folgenden Gründen: wegen der allgemeinen und

progressiven Abrüstung; dem Fortschreiten der demokratischen Ideen; der Verantwortung vor ganz Europa, bei Übergriffen gegen eine internationale Gesetzgebung.

§ 2. Einwände im Punkt der nationalen Würde, Ehre und Souveränität.

Ist auch dieser Einwand an sich wertlos, so wird er uns gerade am öftesten entgegengehalten.

Man sagt: „Ein Staat ist souverän; er kann also die Einmischung anderer Staaten nicht zulassen, nicht nur bezüglich seiner inneren Angelegenheiten, sondern auch in seinen äußeren Beziehungen. Es ist unzulässig, daß andere Staaten dazu berufen werden, über seine Rechte zu entscheiden. Wir wollen Gerechtigkeit, aber wir sind auch unser eigener Richter über die Gerechtigkeit und werden keine anderen annehmen als uns selbst. Die anderen Völker sind nicht in der Lage, zu beurteilen, was unsere nationale Würde berührt, also wird unsere nationale Würde am besten durch uns selbst gewahrt bleiben, durch unsere Waffen, unsere Festungen, unsere Flotte. Es wäre schmähslich, unsere Ehre, das Erbe unserer Vorfahren, einem sogenannten Gerichtshofe auszuliefern, an dem Fremde, die aus allen Weltteilen kommen, zu Rate sitzen und die unfähig sind, die nationalen Empfindungen unseres Landes nachzufühlen. Wie können wir unsere Souveränität den Händen dieser verantwortungslosen Leute anvertrauen? Wenn sie unser Territorium aufteilen oder unsere Unabhängigkeit zunichtemachen wollten, wie sollten wir uns dagegen verwahren? Entschlossen, die Gerechtigkeit nicht außeracht zu lassen, wollen wir unsere Macht bewähren, zum Heile dieser Gerechtigkeit selbst. Eine große Nation, die ihre eigene Meinungsfreiheit besitzt, kann sich dem Verdikt einiger Rechtslehrer nicht unterwerfen, denn sie ist selbstherrlich.“

Im Grunde sind solche Reden nichts als alte Prahlereien von ehemals. Schon unser Vorfahr, der hartherzige Brennus, hat gesagt: „Ich fürchte nur eins: daß mich der Himmel zermalmt.“ Auch Bismarck hat das stolze Wort Joads gebraucht: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts in der Welt.“ Die heutigen Diplomaten lassen sich, trotz der modernen Kostüme, die sie bei feierlichen

Gelegenheiten tragen, von solchen altertümlichen Possen einschüchtern, denn in den kürzlich abgeschlossenen Schiedsverträgen haben sie nachstehendes einfügen lassen: daß die Konflikte von nun an durch den permanenten Schiedshof geregelt werden sollen, unter der Bedingung, daß sie weder die vitalen Interessen, noch die Unabhängigkeit, noch die Ehre der kontrahierenden Staaten betreffen.

Die Souveränität der Nation! Es ist ein stolzes Wort und nimmt sich im Gebrauch gar wunderbar aus. Doch möchten wir gern wissen, was es eigentlich besagt. Versteht man darunter, daß ein Volk Herr über sein Schicksal ist, daß es die Konstitution und die Finanzgesetze selbst bestimmen kann, die ihm gut dünken, so ist nichts gerechter und darüber zu streiten unmöglich.

Trotzdem ist die Souveränität nicht so ganz unbegrenzt. Tatsächlich, wenn es sich um gewisse Maßregeln handelt, die Leben und Besitz vieler Menschen betreffen, seien sie auch Landeskinder, so ist es doch nicht ausgemacht, daß andere Nationen nicht das Recht haben, dagegen Einspruch zu erheben. Setzen wir z. B. den Fall, daß die russische Regierung sich den Wahnsinn einfallen ließe, die Konfiskation der jüdischen Besitztümer zu beantragen, und das Aufhängen aller Juden des Kaiserreiches ohne vorhergehende Untersuchung; sollten sich die anderen Staaten da nicht zusammentun, um dieses große Verbrechen zu verhindern? Die Frage ist nicht aufzuwerfen, sie braucht also nicht gelöst zu werden, da eine solche Verirrung keine Aussicht auf Zustandekommen hat. Aber im Falle, daß sie wirklich auftauchte — und das ist bloß theoretisch anzunehmen — so könnten die europäischen Mächte daran denken, die Souveränität Rußlands einzuschränken und wäre eine solche Maßregel weder unlegitim, noch widersinnig.

Wir können die Souveränität einer Nation mit der Obergewalt eines Familienvaters vergleichen. Eine solche ist sicherlich geheiligt und es wäre verrückt, dies zu bestreiten. Sie ist jedoch begrenzt und ziemlich eng begrenzt, wie bekannt; denn wenn ein enimenschter Vater sein Kind zutode martert, so ist die Gesellschaft berechtigt, gegen ihn vorzugehen, ohne Furcht, die Majestät des Familienrechtes anzutasten. Es ist nicht einmal feststehend, daß ein Vater das Recht hätte, seinen Sohn Verbrechen und Sittenlosigkeit zu lehren und daß die Gesellschaft dann nicht befugt wäre, als Schützerin des Schwachen zu intervenieren.

Wenn schon in internen Angelegenheiten die Oberherrschaft einer Nation nicht unbegrenzt ist, so stößt sie im Falle äußerer Angelegenheiten sofort auf unübersteigbare Hindernisse: auf die Souveränität der übrigen Nationen.

Nehmen wir das Beispiel der Alabama.

Während des Sezessionskrieges bewaffneten in England einige Amerikaner, die zu der feindlichen Partei gehörten, eine Flotte mit Kriegsbemannung und Munition und unternahmen seeräuberische Streifzüge gegen die Handelsmarine der Nordstaaten. Diese Schiffe waren die Georgia, die Florida, die Shendansab; doch das berühmteste war die Alabama, die große maritime Schäden verursachte und mehr als 60 Schiffe wegnahm oder in den Grund bohrte.

Als der Krieg beendet war, behauptete England, keinerlei Indemnität schuldig zu sein. Die Vereinigten Staaten behaupteten das Gegenteil. Da waren also zwei Souveränitäten im Streit: die englische und die der Vereinigten Staaten. Eine hebt demnach die andere auf.

· Eine Nation ist souverän in sich selbst, das ist richtig. Aber was bedeutet die Souveränität gegenüber den Nachbarstaaten, die, groß oder klein, auch ihre Souveränität besitzen!

Hier kann die Souveränität der Nationen wieder mit der des Einzelnen verglichen werden. So sehr ich mich meiner persönlichen Freiheit und Unabhängigkeit auch rühmen kann, so darf ich doch nicht über Unterdrückung klagen, weil das Gesetz mir verbietet, auf offener Straße ein Gewehr abzufeuern, oder Tonnen mit Dynamit vor meiner Tür aufzustellen. Meine Freiheit hört dort auf, wo die Freiheit der anderen anfängt. Desgleichen wäre es widersinnig, wenn die Nationen, unter dem Vorwand der Souveränität, sich ungestraft alle Fantasien, alle Plünderungen gestatten dürften, die ihnen Trägheit und Habsucht eingeben. Ein Zustand der Verhältnisse, wo niemand eine Beschränkung kennt, wo einer den andern tyrannisiert, wenn es ihm beliebt, den Tyrannen zu spielen und sich von seinen Launen hin und her zerren läßt, das ist Anarchie, einfach fürchterliche Anarchie. Ni Dieu, ni maître — weder Gesetz, noch Recht, noch sonst etwas. Eine eingebildete Republik wie jene, deren Verfassung einst Rochefort proklamiert hat: Art. I.: „Es gibt nichts mehr.“ Art. II.: „Niemand wird mit der Ausführung dieser Verordnung betraut.“

Von dem Augenblicke an, da wir in einer Gemeinschaft leben, als Einzelner oder als Nation, haben wir mit den anderen Individuen oder Nationen zu rechnen. Ein Mensch kann nicht absoluter, unumschränkter Herrscher sein, außer er ist allein auf unserem Planeten. Sobald er einen Bruder oder Nachbar hat, wird dieser Bruder oder Nachbar in seine Herrschaft eingreifen. Aber wenn er allein ist, dann fesselt ihn nichts. Er ist der König der Erde und seine Launen kennen kein anderes Hindernis, als sein physisches Unvermögen. Einsam auf einem Felsen thronend, vor ihm ein unendliches Meer, wird ihm niemand begegnen, der sein Vergnügen stört. Armer Alleinherrscher! Tausendmal machtloser in seiner Einsamkeit als in einer Gesellschaft, in der so viele hilfsbedürftige Menschen wie er, ihm helfen, gegen die Dinge anzukämpfen.

In der jetzigen Gesellschaft kann keine einzige Nation Anspruch auf absolute Souveränität erheben. Denn keine ist allein auf der Welt. Keine hat das Recht, allein die Gerechtigkeit zu dekretieren und die Gesetze zu machen. Die Sonne scheint für alle Völker. Aber auch die Gerechtigkeit. Deutschland hat in einem Streit mit Dänemark, nicht mehr als Dänemark, das Recht, allein zu sprechen: **das ist gerecht**. Daß Deutschland mächtiger sei als Dänemark, das ist unbestreitbar; aber Macht hat nichts zu schaffen mit Recht. Die Theorie absoluter Souveränität ist einfach immer die Theorie der Stärke, das heißt der Ungerechtigkeit und das ist Anarchie.

So sind denn diejenigen, welche sich dem Schiedsgerichtsverfahren widersetzen, unter dem Vorwand, die Nationen können ihre Souveränität nicht preisgeben, einfach Verleugner und Verächter des Rechts. Nichts anderes. Wenn also irgendeine Nation auf dem Verwerfen des Schiedsgerichts besteht, trotzdem die anderen dieses Verfahren angenommen haben, und ihre Souveränität einem Schiedshof nicht unterordnen will, dann handelt eine solche Nation wie eine Räuberbande, die nicht zugestehen mag, daß ein Tribunal ihre Taten prüfe, sondern nur von ihrem eigenen Gewissen sich leiten lassen will.¹⁾

¹⁾ Unlängst fand ich im Journal des Débats eine merkwürdige Phrase. Der Verfasser – der vom diplomatischen Schiedsgericht gesprochen hat – erklärt, daß die Obligation das Verfahren erschwert. Die Gauner, Fälscher und Mörder finden gleichfalls, daß das bürgerliche Gesetzbuch und die Gerichte ihre Existenzbedingungen erschweren.

Es ist dies übrigens eine falsche Rechnung, kein anderes Gesetz anzuerkennen, als die eigene sogenannte Souveränität; denn so mächtig ich heute bin, habe ich nicht die Gewißheit, es morgen auch noch zu sein. Diese unbedingte Souveränität, auf die ich mir soviel einbilde, wird wertlos, sobald mir eine andere Souveränität von noch größerer Macht begegnet; denn jene wird mich, wenn sie besser bewaffnet und geschickter ist als ich, dank ihrer Kraft, zermalmen können. Ich werde nicht einmal mehr das Recht haben, mich zu beklagen, weil es ja infolge meiner eigenen Grundsätze geschah, daß ich zermalmt werden konnte. **Patere legam quam ipse fecisti.**

Mit anderen Worten, meine Achtung vor fremder Souveränität ist die Garantie meiner eigenen. Das ist der soziale, nicht anarchistische Standpunkt. Ich achte die Rechte anderer, damit ich Achtung meiner eigenen Rechte gewärtigen kann.

Durch Gerechtigkeit sichert man die eigene Souveränität, während man durch rohe Kraft garnichts sichert. Man ist dem Zufall anheimgegeben, einer Unvorsichtigkeit, einem Verrat, einer feindlichen Verbündung. Es ist die Sicherheit des Damokles.

Trotz aller Hochachtung, die ich für Präsident Roosevelt empfinde, muß ich gestehen, daß, wenn ich eine seiner Botschaften lese, meiner Hochachtung sich manchmal Verwunderung zugesellt. Er hat kürzlich ausgesprochen, daß eine Nation ihr Gewissen keiner anderen Nation unterwerfen könne, ebensowenig wie ein Individuum einem dem anderen, was unstreitig wahr ist. Doch leider fügt er hinzu, daß eine Nation die Pflicht habe Krieg zu führen, um ihre Rechte zu verteidigen. Nun, ist die Theorie zulässig, daß man Richter über sein eigenes Recht sei, dann predigt man die Anarchie im vollsten Sinne des Wortes, die wirkliche Anarchie, nicht mehr und nicht weniger.

Denn man meint immer, sein eigenes Recht zu verteidigen, wenn man sich schlägt. Es gibt keinen Streit, bei welchem der eine oder der andere der Beteiligten nicht davon überzeugt wäre, bis in die tiefsten Tiefen seines Gewissens, daß er das absolute und totale Recht, die Billigkeit, Gerechtigkeit, Legalität, Wahrheit und alles, was es nun Heiliges gibt, vertritt. Doch die beiden Beteiligten stehen auf entgegengesetztem Standpunkte, folglich muß

wenigstens der eine im Irrtum sein. Und wie soll ein Krieg darüber entscheiden, wo der Irrtum steckt? Das ist ein ungeheurer Widersinn — obgleich Präsident Roosevelt dies schwerlich zugeben würde — dem Kriege den Wert einer vernünftigen Begründung einzuräumen. Das eigene Recht per fas et nefas gegen alles und trotz allem zu verteidigen, das wäre ein schönes Ideal, wenn ein Gott uns die Gewißheit geben würde, daß unser Recht siegen wird. Aber kein Herrgott macht sich die Mühe, uns das bekanntzugeben. In Ermangelung dessen kann einzig und allein der Zusammentritt von recht denkenden und unparteiischen Juristen uns die Möglichkeit einer gerechten und guten Entscheidung bringen. Die Prozessierenden müßten zurückgewiesen werden, wenn sie selbst Richter ihrer Sache sein wollten. Eine Nation selbst über ihr Recht entscheiden lassen zu wollen, ist ebenso komisch, als spräche man zu den Prozeßführern: „Guter Freund, ich ernenne dich zum Richter; du selbst sollst erklären, ob du im Recht bist.“ Im Privatleben erschiene solche Vertrauensseligkeit einfach lächerlich. Weshalb ist sie es nicht auch in internationalen Streitfällen?

Es ist wahr, daß Roosevelt am Schlusse seiner Reden seine anarchistischen Ausführungen etwas mildert: „Man wird die Zwistigkeiten nicht auf friedliche Weise durch Schiedsgerichte beilegen können,“ sagt er, „außer die vereinten Nationen besitzen eine genügend starke Armee, die die Ausführung ihres Willens gewährleistet!“

Wenn ich zwischen zwei einander entgegengesetzten Gedanken in der Botschaft Roosevelts wählen soll, so wähle ich und ziehe den Ausspruch, daß man die Streitfragen durch Schiedsgerichte lösen soll, demjenigen vor, daß man Krieg führen soll, um zu seinem Recht zu gelangen. Ich will jedoch beide Vorschläge gelten lassen, so widersprechend sie auch scheinen und werde sagen: erstens, man muß in der Verfassung sein, Krieg führen zu können, um seine Rechte zu verteidigen, **solange es kein Schiedstribunal gibt**. Zweitens: sobald es ein Schiedstribunal geben wird, darf man nicht mehr Richter in seiner eigenen Sache sein, sondern muß an das Schiedsgericht appellieren.

Lassen wir meinethalben die Souveränität beiseite, heißt es nun. Aber wie steht es um die Ehre der Nation?

Darauf antworte ich: „Die internationale Ehre ist die Achtung vor der Gerechtigkeit. Also, wenn die Gerechtigkeit entscheidet, dann besteht die Unehre darin, diese Entscheidung nicht annehmen zu wollen.“

Als es sich darum handelte, die Alabama-Affäre zu regeln, wo war da die internationale Ehre im Spiele? Man wollte wissen, ob England den Vereinigten Staaten 75 Millionen schuldig sei? Da war doch die Ehre der Nation ebensowenig daran beteiligt, wie die Ehre eines Privatmannes, der eine Schuld von 75 Franks bestreitet. Als Deutschland darauf bestanden hat, daß durch eine internationale Konferenz die Angelegenheit von Marokko geordnet werde, war unsere nationale Ehre keineswegs dabei im Spiel, ebenso wenig als die Deutschlands.

Auch entsprang die Politik Frankreichs, die diese Konferenz akzeptierte, der Klugheit wie der Ehrenhaftigkeit und die Entscheidung der in Tanger vereinigten Diplomaten war einem juristischen Rechtspruch gleichwertig.

Hat es die Ehre Rußlands getroffen, daß die Japaner in Korea eingefallen sind? Hätte es, anstatt diesen traurigen Krieg herbeizuführen, sich an ein Schiedsgericht gewendet, mich dünkt, seine Ehre wäre dann besser gewahrt geblieben. Ob es sich nun um einen Privatmann oder ein Volk handelt, die Ehre kann darin nicht liegen, eine Schlacht zu schlagen. Das Duell existiert noch in Deutschland, Frankreich und Italien in Angelegenheiten, die, wie es heißt, nicht gerichtlich ausgetragen werden können. Es ist ein recht dummer Brauch. Wie sagt irgendeine Person in einer Komödie, ich weiß nicht wo: „Wenn ich Sie töte, wo bleibt die Genugtuung? Wenn Sie mich töten, wo bleibt die Gerechtigkeit?“ In den anglosächsischen Ländern hat man seit langem diese sonderbare Kampfweise aufgegeben. Getötet zu werden oder zu töten um eines Buketts, eines Schoppen Bieres, einer Zeitungsphrase willen — die Sache ist so lächerlich, daß unsere Nachbarn seit längerer Zeit auf diese altmodische Gewohnheit verzichtet haben, die mit der Ehre der beiden Gegner garnichts zu tun hat.

Und dennoch, so unberechtigt es auch sei, so ist das Duell von einer wunderbaren Logik, wenn man es mit einem Kriege vergleicht, der wegen der „nationalen Ehre“ geführt wird. Im

Zweikampf sind die beiden Kämpfenden Feinde; aber im Krieg haben die Kämpfenden keinerlei Haß aufeinander und können gar keinen haben. Was würde man von einem Duell sagen, zu welchem die Duellanten ihre Bedienten schickten, damit sie sich schlagen? Allenfalls würde die geringe Zahl der Kämpfenden die Dummheit noch entschuldbar machen.

Bei einem Krieg jedoch, der für die Ehre der Nation geführt wird, sind die Kämpfenden zahllos: obendrein werden sie nicht bezahlt, um sich zu schlagen, **sondern sie müssen bezahlen**; was in Paranthese bemerkt, eine wahrhaft grausame Ironie ist. Es sind nicht zwei Menschen, die auf eigene Faust herumfuchteln; es sind Tausende, die einander töten einer Sache wegen, von der sie nichts wissen. Die russischen und japanischen Bauern, die zu Tausenden in der Mandchurei und in Korea gefallen sind, hatten gar keinen Grund zum Haß. Denn man kann sich nicht hassen, ohne sich einigermaßen gekannt zu haben. Für die „nationale Ehre“ haben sie einander bekämpft. Eine sonderbare Ehre, die darin besteht, einander in den Tod zu jagen!

Andrew Carnegie sagt sehr treffend in seiner wunderbaren Rede, die er an die Studierenden der schottischen Universität von St. André hielt: „Die Menschen, als Einzelne zivilisiert, sind vom internationalen Gesichtspunkte aus noch Barbaren, wenn sie eine friedliche Beilegung zurückweisen und eine nationale Rache verlangen für eine Ehrenbeleidigung.“

Wiederholen wir es ohne Unterlaß: die Ehre eines Volkes ist seine Achtung vor dem Recht. Und da man sich nicht selbst Recht zusprechen kann, so ist Achtung vor dem Recht, Achtung vor dem Schiedstribunal.

Die Souveränität der Nation wird nur durch die Gerechtigkeit geschützt. Alle nationale Würde liegt in der Gerechtigkeit.

„Gerechtigkeit, heilige, hehre Gerechtigkeit, die wir verkennen, wenn uns die Leidenschaft übermannt oder die Macht berauscht! Du bist es, der wir unsere Würde vertrauen! Du bist es, der Hort unseres guten Rechtes, der wir unser zukünftiges Schicksal übergeben. Wir fürchten dich nicht. Es sind bloß Verbrecher, welche dich fürchten. Deine Gebote erschrecken uns nicht, denn wir planen weder Plünderung, noch Mord. Sind wir schwach, so haben wir

es dir zu danken, wenn wir durch die Starken nicht erdrückt werden und sind wir mächtig, so werden wir nicht versucht sein, die Schwachen zu unterdrücken. Dir sei es gedankt, daß die menschliche Gesellschaft, die durch Barbarei zerklüftet war, sich der Zivilisation öffnen möge. Gerechtigkeit, die der Natur fremd ist, die Menschheit wird dir Altäre bauen. Das Schicksal und die Wildheit der tierischen Natur besiegend, wird der Mensch endlich deine Herrschaft sichern auf den Trümmern des besiegten Krieges.“

Man spricht auch noch von den „vitalen Interessen“. Aber diese Bezeichnung ist außerordentlich vage und kann alles mögliche umfassen.

Berührt die Eroberung von Korea durch die Japaner und die von Marokko durch die Franzosen, die vitalen Interessen dieser Nation? Das ist Ansichtssache. Doch gleichviel; wir sind gern bereit, anzunehmen, daß es sich hier wirklich um die vitalen Interessen dieser Völker handelt. Ist dies aber ein Grund, diese ersten Differenzen nicht einem Schiedsgericht vorzulegen? Unter Privatpersonen sind es nicht nur geringfügige Streitfragen, die vor den Richter gelangen; es gibt auch sehr schwerwiegende, die für den Privatmann, der dabei sein ganzes Vermögen verlieren kann, viel wichtiger sind, als für Frankreich und Japan die Streitigkeiten wegen Marokko oder Korea. Und es ist doch nicht gestattet, den Gerichten einen Streitfall zu entziehen unter dem Vorwande, daß er vitale Interessen berühre. Man vergißt dabei, daß bezüglich vitaler Interessen, diese auf beiden Seiten auf dem Spiele stehen und noch dazu solche, die einander widersprechen. Hinsichtlich Koreas steht Rußland auf einer Seite, Japan auf der anderen und hinsichtlich Marokkos, auf einer Seite Deutschland, auf der anderen Frankreich. (Wohlverstanden wird hier weder von Koreanern, noch von Marokkanern gesprochen; die zählen nicht.) Also, wenn zweierlei vitale Interessen in Betracht kommen, wer entscheidet? Es gibt hier nun drei mögliche Lösungen: einen Vergleich, eine Entscheidung durch die Waffen oder einen Schiedsspruch.

Nichts besseres gibt es, als den Ausgleich. Ich erkläre einfach, daß er selbst einer juridischen Entscheidung vorzuziehen ist; die beiden Parteien werden stets bei einer freundlichen Auseinandersetzung mehr gewinnen, als wenn sie den Fall vor die Richter bringen.

Aber es kann ja geschehen, daß jeder Ausgleich unmöglich ist, daß nach langen, diplomatischen Pourparlers, dem Austausch von Noten und Gegennoten, Protesten und Gegenprotesten, Enqueten und Gegenenqueten, beide Nationen auf ihren widersprechenden Entschließungen beharren. Wer wird dann entscheiden?

Ein durch ein Schiedsgerichtstribunal gesprochene Urteil ist dem Friedensvertrage vorzuziehen, der dem Kriege folgt.

Hier haben wir denn im wesentlichen den Leitsatz dieses Buches, denjenigen, der klar alles zusammenfaßt, was wir seitenlang ausführlich entwickelten. Es müssen daher die entscheidenden und absolut unwiderleglichen **Gründe**, auf die er aufgebaut ist, nach jeder Richtung hin beleuchtet und festgehalten werden.

1. Das durch ein Tribunal abgegebene Urteil wird **verlässlicher** sein; denn ein Friedensvertrag bestätigt nur die Niederlage des Besiegten. Damit wird keineswegs bewiesen, daß der Geschlagene im Unrecht war. Die Tatsache, Sieger oder Besiegter zu sein, hat mit dem Rechte nichts zu tun; ein Schiedsurteil entspricht der Gerechtigkeit, während ein Friedensvertrag nur die Konsecration der Macht darstellt.

2. Das Urteil, welches durch ein Tribunal gefällt wird, ist hunderttausendmal **weniger kostspielig**, als ein Friedensvertrag; denn die Vorbereitungen zum Kriege und der Krieg selbst kosten Milliarden und Milliarden, während die Schiedsgerichtsinstitution nur geringe Auslagen erfordert. Im Kriegsfall wird einer der beiden Gegner ruiniert und vernichtet sein, der andere vernichtend und ruiniert. Im Falle einer Entscheidung durch das Gericht wird derjenige, zu dessen Gunst das Urteil gefällt, alles gewonnen, der andere aber, der dabei verliert, nur wenig verloren haben.

3. Der Krieg erfordert Tausende von **unschuldigen Opfern**, während das Schiedsgericht nicht eine einzige Existenz vernichtet.

Also hauptsächlich, wo es sich um die vitalen Interessen handelt, soll eine Nation an das Schiedsrecht appellieren; erstens weil von allen vitalen Interessen der Friede das hervorragendste ist und zweitens, weil durch einen Schiedsspruch die vitalen Interessen eines Staates, wenn sie legitim sind, viel besser behütet sein werden, als durch einen Krieg. Heute hindert die Intervention Europas Frankreich daran, sich in Marokko festzusetzen und stört

somit unsere Interessen. (?) Aber morgen würde Europa unsere Interessen wahren, wenn es Deutschland daran hindern würde, Luxemburg zu anektieren.

Alle finden wir unseren Vorteil dabei, wenn unsere gegenseitigen Rechte garantiert sind.

Es ist mir recht verdrießlich, daß ich auf dem Acker des Nachbarn keine Lerchen schießen darf; andererseits ist es mir sehr angenehm, daß der Nachbar auch auf meinem Acker keine Lerchen schießen darf. Wir können durch gute Gesetze alle nur gewinnen. Und unsere vitale Interessen werden niemals besser geschützt sein, als durch eine, gerechten Urteilspruch fällende juristische Macht.

Demnach ist nichts so mächtig unsere vitalen Interessen, seien sie kommerzieller, finanzieller, geistiger, politischer, industrieller Art, wirksam zu schützen, wie das juristische System. Der Zufall der Schlacht schützt garnicht; er ist das Unbekannte, das Ungewisse; ein Würfelspiel. Würde man einen Privatmann für verrückt genug halten, daß er über sein Vermögen durch ein Duell entscheiden lasse? Und es ist doch ganz dasselbe, wenn die Nationen nicht wollen, daß über ihre politischen und industriellen Interessen durch schiedsgerichtliches Urteil entschieden werde.

Ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich würde sicher mit der Vernichtung des einen oder des anderen Staates enden. Und sie wollten es wagen, einen solch ungeheuerlichen Krieg zu unternehmen, aus Gott weiß was für kleinlichen Interessen? Das wäre ein Spiel, bei welchem der mögliche Verlust nicht im Verhältnis zum Einsatz stünde. Einen Narren, der sein Leben und die Millionen, die er besitzt, im Spiele wagen würde, um 1000 Frks. zu gewinnen, würde man einsperren. Ein Volk, das um des Besitzes einiger Quadratkilometer Bodens willen seine nationalen Existenzen riskieren würde, beginge keine geringere Torheit.

Als letzter Einwand bliebe also noch das große Wort der **nationalen Unabhängigkeit** übrig. Sollte das Schiedsrecht auch nur eine einzige Nation in ihrer Unabhängigkeit bedrohen, wäre dies ein sehr schwerwiegender Einwand. Aber wahrlich, er ist nicht ernst zu nehmen.

Wie! die im Haag unter Umständen, die ihre Unparteilichkeit und Uneigennützigkeit verbürgen, versammelten Juristen sollten die Unabhängigkeit eines unabhängigen Volkes zunichte machen?

Aber das ist ja eine Absurdität, die vorauszusetzen ich mich entschieden weigere. Nehmen wir an — und es sind unsere Gegner, die uns ein so phantastisches Beispiel aufzwingen — daß Deutschland, welches Lust bekäme, die Franche-Comté zu germanisieren, uns vor den Haager Schiedshof zitieren würde, uns zumutend, ihm diese ehemalige Provinz des deutschen Kaiserstaates zurückzugeben. Nehmen wir dies an, so ungereimt dies auch sein möge. Es ist noch tausendmal ungereimter, zu glauben, daß die Richter im Haag, diese Streitfrage erwägend, ernstlich entscheiden würden, daß die Franche-Comté Deutschland gehören solle.

Man frägt die Verfechter des Schiedsgerichts, was sie dann sagen würden.

Nun also, ich sage, daß in diesem lächerlichen Falle, wie im Falle legitimer Verteidigung, die Franzosen berechtigt wären, sich mit Gewalt zu widersetzen. Aber ist es nicht widersinnig, uns unsinnige Hypothesen entgegenzuhalten? Sich einzubilden, daß unsere nationale Unabhängigkeit, anstatt durch das Gerichtstribunal geschützt zu sein, dadurch bedroht wäre, das ist ebenso lächerlich, als sagte man: das Leben jedes Bürgers würde durch die Justizpflege in seinem Lande bedroht, anstatt geschützt. Man treibt die Absurdität bis an ihre äußerste Grenze, indem man sagt: „**Unsere Freiheit ist in Gefahr, weil es Gesetze gibt.**“

Ich beuge mich vor der bürgerlichen Gerichtsbarkeit meines Vaterlandes. Man wendet mir ein: „Auch, wenn die Gerichte dich zum Tode verurteilen, trotzdem du unschuldig bist?“ Dann würde ich erwidern: „Sie sollen es tun, dann werde ich mich auflehnen. Bis dahin unterwerfe ich mich ihnen.“

Die Institution eines Schiedsgerichtshofes bekräftigt also die Unabhängigkeit einer Nation, anstatt sie zu gefährden. Die kleinen Staaten, die dem Verschlungenwerden durch die großen ausgesetzt sind, besitzen keine wirkliche Unabhängigkeit; sie werden sie erst an jenem Tage erhalten, an dem den großen die Möglichkeit genommen sein wird, sie zu plündern. Und was die großen Nationen betrifft, die so mächtig scheinen, so sind sie trotz ihrer Stärke vor einer Koalition nicht gesichert, die sie vernichten und ruinieren könnte. Hier also ist wieder, wie immer, das Recht die wahre und wirksamste Garantie der nationalen Unabhängigkeit.

§ 3. Einwand der fehlenden Rechtswirksamkeit

Man sagt: „Jede juristische Macht bedarf der Sanktion. Das Gesetz wird nur Gesetz, wenn es von der Gewalt unterstützt wird. Die Göttin der Gerechtigkeit trägt nicht bloß eine Wage, sondern auch ein Schwert. Ohne dieses Schwert ist die Göttin der Gerechtigkeit nur ein Popanz, gut genug, um als Vogelscheuche zu dienen. Die Entscheidungen des Rechtes haben nur Giltigkeit, wenn das Recht in der Lage ist, sich Achtung zu verschaffen. Hätten die Behörden nicht Gendarmen und die ganze öffentliche Gewalt, die sie stützte, so wären sie ganz einfach lächerlich. Nun, die Entscheidungen des internationalen Schiedshofes könnten durch keinerlei bewaffnete Macht durchgesetzt werden, denn es gäbe keine solche mehr. Der Mangel der Sanktion bringt es mit sich, daß die Entscheidungen nie mehr als theoretischen Wert haben werden. Ein Staat kann zwei Millionen Soldaten den 100 Beamten im Haag gegenüberstellen. Welche Autorität werden diese 100 schwachen Persönlichkeiten besitzen? Von zwei Dingen ist eines denkbar: entweder werden die nicht kriegführenden Staaten eingreifen, oder sie werden es nicht. Intervenieren sie, um dem Beschluß des Tribunals Sanktion zu verschaffen, so entsteht der Krieg und das sonderbare Schauspiel wird gegeben, daß man Krieg führt, um den Frieden zu sichern. Intervenieren sie nicht, dann wird der rebellische Staat unbehindert das gesprochene Urteil außeracht lassen können. Die Staaten werden der juristischen Sentenz nur gehorchen, wenn es ihnen Vergnügen macht. Am gegenwärtigen Stand der Dinge wird sich nichts geändert haben und es wird nur eine Heuchelei mehr geben in der Welt.“

Dieser Einwand ist in der Tat sehr ernst zu nehmen; er ist viel kräftiger, als die beiden anderen. Dennoch glauben wir, daß man ihn siegreich bekämpfen kann.

Vier verschiedene Fälle können eintreten:

- a) Die beiden streitenden Nationen weigern sich, die Differenz einem Schiedsgerichte vorzulegen.
- b) Eine der Nationen lehnt ein Schiedsgericht ab, während die andere eins verlangt.
- c) Nachdem das Urteil gesprochen ist, weigert einer der Beteiligten sich, dasselbe anzuerkennen.

d) Nachdem das Urteil gesprochen ist, verweigern beide, sich ihm zu unterwerfen.

Sollten beide Teile gleichzeitig den Schiedsspruch ablehnen, möge auch vorher zwischen ihnen ein Vertrag geschlossen worden sein oder nicht, so ist das ihre Sache und es wäre recht unvernünftig von der übrigen zivilisierten Welt, hier einzugreifen, um die Barbaren daran zu hindern, sich wie Barbaren zu benehmen. Wenn zwei Negerdörfer um ein Stück alten roten Tuches mit einander hadern, so ist es überflüssig, sich ins Mittel legen zu wollen, außer die Rauferei droht eine allgemeine zu werden. Dergleichen, wenn zwei Nationen die Wohltat des Friedens verschmähen, dann hätte die Intervention der Mächte, um den Krieg zu verhindern, keinen besonderen Zweck. Selbstverständlich müßten Hindernisse aller Art geschaffen werden, den beiden Nationen gegenüber, die den Krieg gewollt; z. B. die Vermehrung der Rechte der Neutralen, das Unmöglichmachen jeder Kriegskontrebande, das Verhindern der Aufnahme einer Anleihe durch die Kriegführenden. Aber das wäre keine Einführung einer anderen Art von Politik als der früheren und im Arsenal bereits bestehender Gesetze fände man dazu alle nötigen Waffen. Da gäbe es keine Neuerungen.

Der Fall läge so ziemlich gleich, wenn, nachdem das Urteil einmal gesprochen ist, beide Parteien sich seiner Vollstreckung widersetzen. Übrigens ist ein solcher Fall unwahrscheinlich genug und es wäre unnütz, sich damit zu befassen.

Was die beiden anderen Hypothesen betrifft, könnte man sie leicht verwechseln; der Unterschied ist nicht groß zwischen der Ablehnung eines Schiedsgerichtes vor richterlicher Entscheidung oder die Ablehnung ihres Vollzuges. Zwei Parteien treten auf den Plan: die eine verlangt nach den Richtern, die andere will von ihnen nichts hören. Diese Ablehnung des Gerichtes ist nicht minder ernst, als die Verweigerung der Unterwerfung unter die gesprochene Sentenz. Ebenso wenig ist es statthaft, sich dem Gerichte zu entziehen, als seinem Urteil sich nicht zu fügen. Wir können demnach diese beiden Fälle für einen gelten lassen.

Wir dürfen also annehmen — das ist eine Bedingung unserer Diskussion selbst — 1. daß es in voraus geschlossene Schiedsverträge gibt, daß diese Verträge obligatorisch sind und freiwillig

eingegangen wurden; 2. daß ein Schiedsgerichtshof existiert, der von allen Mächten offiziell anerkannt wird; 3. daß der Fall den Richtern des Tribunals vorgelegt wurde.

Wenn das Urteil ausgesprochen worden ist, welche materielle Macht wird seinen Vollzug sicherstellen?

Konstatieren wir in erster Linie ein Faktum, dessen Wichtigkeit man nicht einleuchtend genug machen kann: das ist, daß unter 275 bereits ausgesprochenen Urteilen bisher noch **niemals** eine Berufung dagegen erflossen ist, ausgenommen in einem einzigen unbedeutenden Falle: bei dem Schiedsgericht zwischen den Vereinigten Staaten und England (24. Dez. 1814 — 10. Jänner 1831) in welchem der König von Holland als Schiedsrichter fungierte und hinterher von beiden Parteien abgelehnt wurde. — Also lehrt uns die Geschichte, daß den schiedsrichterlichen Sentenzen immer Folge gegeben worden ist. Warum also vermuten, daß es in Zukunft anders sein würde? Der Einwand von dem Ermangeln einer Sanktion kann nur für besondere Ausnahmefälle gelten.

Dennoch dürfen diese Ausnahmefälle von Unfügsamkeit, so selten sie auch vorkommen mögen, nicht übergangen werden; denn es können auch ernste Streitfragen sein, in denen solche Resistenz in die Erscheinung tritt. Bei geringfügigen Differenzen, wie sie das Schiedsgericht bisher entschieden hat, wird kein Staat dem Gerichtshof Opposition machen; aber wenn Streitfragen über wichtige Interessen — oder die Frage des Selbstgefühls, die noch schwerer zu lösen ist — auf dem Spiele stehen, dann ist es sehr leicht möglich, daß der Staat, zu dessen Nachteil entschieden worden ist, sich nicht unterwerfen wollte, und dann müßten Mittel gefunden werden, um ihn zur Fügsamkeit zu bringen.

Ich bleibe dabei, das werden Ausnahmefälle sein. Alles in allem genommen, ist ein Krieg immer ungewiß in seinem Ausgang. Um wieviel ungewisser aber noch, wenn man ihn auf dem Boden der Gesetzlosigkeit beginnen wird, angesichts von scheinbar neutralen, in Wahrheit aber feindseligen Staaten, da ja der Ablehnende sich in so schreiendes Unrecht gesetzt haben wird. Welche moralische Macht würden seine Armeen besitzen? Jeder Soldat wird in seinem Tornister eine schwere Last zu tragen haben: das Bewußtsein, eine unrechtmäßige Sache zu verteidigen.

Und würde man nicht mit einer inneren, mächtig anwachsenden Opposition zu kämpfen haben? Denn eine Opposition gibt es immer, selbst in despotisch regierten Ländern. Die Armee des Feindes, die sich sicher fühlen wird, das Recht auf ihrer Seite zu haben, wird eine unüberwindliche moralische Macht besitzen und alle Unternehmungen des Heeres, das die ungerechte Sache vertritt, werden durch diese Ungerechtigkeit selbst gehemmt sein. Napoleon sagte einmal: „Es gibt nur zwei Mächte in der Welt: den Säbel und den Geist; schließlich wird der Säbel doch immer durch den Geist geschlagen.“

Die sich gegen eine schiedsrichterliche Entscheidung sträubende Nation wird nicht nur das Unrecht, sondern auch den Meineid auf ihrer Seite haben. In den Schiedsverträgen, welche die pazifistischen Gesellschaften vorgeschlagen haben, ist folgende Klausel enthalten: „Beide Parteien sind durch ihre Ehre verpflichtet, dem Vertrag getreulich nachzukommen.“ In dem Vertrag zwischen der Schweiz und den Vereinigten Staaten heißt es: „Jeder der kontrahierenden Staaten verpflichtet sich, in loyaler Weise das schiedsrichterliche **Urteil zu beachten und zu befolgen.**“

Bei dem interparlamentarischen Kongreß in Brüssel (1895) wird gesagt: „Die Ausführung der Bestimmungen des Schiedshofes ist der Ehre und dem guten Glauben der streitenden Staaten anvertraut.“ In dem permanenten Vertrag zwischen Argentinien und Italien (23. Juli 1898) heißt es: „La sentenza e inappellabile e la sua esecuzione affidata all' onore delle nazioni firmatarie di questo patto.“

Wie es J. Dumas treffend in seinem vorzüglichen Buche¹⁾ bemerkt, muß es mißliebig auffallen, daß in den neuen Verträgen das Wort „Ehre“ weggelassen ist. Welch sonderbarer Skrupel hat denn die Geister der Verhandelnden beschlichen? Bilden sie sich denn ein, daß, wenn sie auch das Wort unterdrücken, dessen Bedeutung dann aus der Welt geschafft ist? Wenn ein Versprechen abgegeben wird, bei dem die Ehre selbstredend mitspielt, ist es nicht nötig, diese „Ehre“ besonders zu verklausulieren. Ob das Wort in einem Verträge vorkommt oder nicht, das tut wenig zur Sache. Die Ehre ist mit inbegriffen, ohne daß das Wort erst betont

¹⁾ La Sanktion de Arbitrage international I. v. 8. Paris Pedone 1905.

zu werden braucht. Ein freiwillig geschlossenes Übereinkommen beruht immer auf dem Ehrbegriff. Die moralische Lage eines Staates wäre sehr gefährdet, wenn dieser Staat, nachdem er formell erklärt, seine Angelegenheit dem Schiedsgerichte vorzulegen und die Sentenz des Schiedshofes anzunehmen, von seiner Zusage zurücktreten und, sobald das Urteil verkündet ist, erklären würde, nicht darauf eingehen zu können.

Europa feindselig, die Nation schwankend, zum Aufstand, ja zur Revolution bereit, die Armee zögernd! Und welche zweifelhafte Vorteile zu gewinnen? Ein Sieg, wenn es einen gäbe, würde keinen Nutzen bringen und eine Niederlage würde vollständige Vernichtung nach sich ziehen. Einem Herrscher, der so fanatisch ungerecht wäre, müßte man jenen Geist der Unvorsichtigkeit und des Irrwahns zutrauen, der den Sturz von Dynastien und den Zerfall der Nationen herbeiführt.

Wohlan. Wir wollen auch das noch annehmen. Setzen wir solchen unwahrscheinlichen und unsinnigen Widerstand voraus. Was wird dann weiter geschehen?

Hier sind wir zu der Annahme einer Hypothese genötigt. Nämlich: daß die Staaten Europas einigen Wert auf die Organisation des internationalen Gerichtes legen. Denn würden sie wirklich nicht um den Frieden Europas besorgt sein, dann wäre nichts zu hoffen. Wir müssen vermuten, daß alle Staaten, die großen und die kleinen, wie die Schweiz, Belgien, Dänemark, die Niederlande, Portugal, Rumänien, Griechenland endlich zu der Überzeugung gelangt sind, daß ihre nationale Unabhängigkeit nur auf Grund der Achtung der internationalen Justiz aufrechterhalten werden kann. Diese Übereinstimmung in der Gerechtigkeit, diese Harmonie des Friedens, werden tatsächlich eine neue heilige Allianz begründen, aber nicht jene Allianz von Despoten des Jahres 1815, welche die Aufgabe hatten, die Völker zu unterdrücken, sondern eine Allianz der Völker, die entschlossen sind, zusammenzustehen, um durch das Regime des Rechtes in ihrer Würde und ihrer Freiheit geschützt zu sein. Wenn die neutralen Staaten sich nicht entschließen, die Entscheidungen des Gerichtshofes kräftig zu unterstützen, wird nichts geschehen, kein Fortschritt wird errungen sein. Wir verfallen in die Irrtümer der Vergangenheit mit einer Lüge mehr.

Aber wenn im Gegenteil die Staaten vernehmlich erklären, daß der Schiedsgerichtshof, der ihnen entstammt, von ihnen respektiert und unterstützt werden wird, dann werden friedliche aber wirkungsvolle, legale aber mächtige Sanktionen alle Auflehnung gegen das Urteil der Richter unmöglich machen.

Wir sagen, diese Sanktionierung werde eine friedliche sein. Es ist jedoch nicht widersinnig, sich eine internationale Armee vorzustellen, die damit betraut wäre, den Entscheidungen des Tribunals Nachdruck zu geben. (In China und Kreta haben wir solche Heere gesehen.) Doch können gegen die Institution einer solchen pazifistischen Armee viele Einwände gemacht werden. Wer wird sie befehligen? Wer die Ordre erteilen? Würde das Tribunal, das bisher auf ausschließlich juristischen Funktionen eingerichtet war, am Ende zu einem politischen, internationalen Machtmittel werden? Es würde für das Tribunal statt einem Element der Kraft, ein Element der Schwäche sein.

Hervorragende Geister haben öfter das Prinzip eines Heeres zur Ausführung schiedsrichterlicher Bestimmungen aufgestellt. Nowikow vertritt die Ansicht, eine solche Armee wäre eigentlich keine, sondern bloß eine bewaffnete Polizei, ein Werkzeug für gerichtliche Macht wie die Gendarmerie, damit betraut, die Gesetze zu schützen. Desclozeaux sagt mit Recht: „Macht geht vor Recht, solange sie gegen das Recht organisiert ist; aber von dem Tage an, da sie dem Rechte dient, scheint es, daß im Gegenteil das Recht vor Macht geht.“

Dennoch teile ich gern Dumas Ansicht: „Theoretisch kann man die Legitimität des Sanktions-Krieges anerkennen; doch in der Praxis lehnen wir sie ab; und obgleich sie statthaft wäre, weisen wir sie zurück. Wir verurteilen ihn ebenso, wenn er im Namen einer internationalen Macht erklärt wird, als wenn ihn derjenige Staat erklärt, dem die Schiedsrichter das Recht im Streitfalle zugesprochen haben. Möge er gerechtfertigt oder ungerechtfertigt sein, er erzeugt immer die gleiche Vernichtung, die gleichen Leiden, die gleiche Trauer.“

Fügen wir noch hinzu, daß, wenn es zum Kriege kommt, er Sieg oder Niederlage bringen muß. Nun ist es aber nicht statthaft, anzunehmen, daß die gerechte Sache unterliegen dürfte. Was

auch vorkommen mag, der Gendarm muß immer der Stärkere sein, sodaß wirksamer Widerstand unmöglich wäre. Wenn internationale Heere mobilisiert werden sollten, müßten sie dem widerspenstigen Staate so sehr an Zahl und Stärke überlegen sein, daß jeder Gedanke an Aufruhr absurd wäre. Daher die Notwendigkeit einer gewaltigen, internationalen bewaffneten Macht, was gleich wieder die Lasten eines bewaffneten Friedens und eines ansehnlichen Budgets zur Folge hätte; kurzum, alle Misere der Kriegführung zur Organisation des Friedens.

Glücklicherweise ist die internationale Armee nicht von Nöten und es ist zwecklos, ihre Existenz anzunehmen, selbst wenn man wünscht, daß die Sentenzen des Schiedshofes Rechtskraft erhalten.

Es wird vollkommen genügen, wenn gegen den widerspenstigen, rebellischen oder meineidigen Staat — gleichviel welchen Ausdruck man gebraucht für die Nation, die sich weigert, ein gegen sie rechtlich gesprochenes Urteil anzuerkennen — wenn gegen einen solchen Staat eine Koalition aller anderen Staaten sich bildet. Diese Koalition, wenn sie auch friedlich sein wird, wird trotzdem eine unvergleichliche Macht besitzen.

Zuförderst und vor allen übrigen Maßregeln, der Abbruch aller diplomatischen Beziehungen. Man könnte wohl einwenden, daß dies nicht von allzu großer Tragweite sei. Der moralische Effekt darf jedoch keineswegs unterschätzt werden. Wenn alle Signatarmächte der Haager Konventionen ihre Gesandten augenblicklich abberufen würden, als Antwort auf die Ablehnung des gesprochenen Urteils, dann würde der widerspenstige Staat isoliert dastehen.

Aber eine noch ernstere Maßregel könnte getroffen werden und zwar die Kündigung ipso facto aller Handelsverträge. Wäre diese Maßregel nicht dazu bestimmt, eine vorübergehende zu sein, dann wäre sie nicht anwendbar; denn die verschiedenen Staaten haben sehr verschiedenartige persönliche Interessen und es hieße ein zu großes Opfer für die allgemeine Sache fordern, wenn man die Kündigung gewisser Verträge verlangen wollte, die für sie manchen Vorteil haben mögen. Doch die Einmütigkeit, so wünschenswert sie ist — ist da nicht unentbehrlich. Es würde genügen, wenn zwei oder drei Staaten die Gelegenheit benützen würden; schon dadurch würde die Maßregel bewirken, daß der rebellische Staat seine Widerspenstigkeit aufgäbe.

Es ist selbstverständlich, daß unter solchen Umständen jeder Staat Herr seiner eigenen Entschlüsse bliebe. Manche würden davon profitieren, andere wieder nicht. Aber das Faktum der Auflehnung gegen ein Schiedsurteil brächte für jeden neutralen Staat das Recht mit sich, augenblicklich die Handelsverträge zu suspendieren, die mit dem widerspenstigen Staate geschlossen waren.

Die Tatsache, sich einem Schiedsgerichtsurteile widersetzt zu haben, zöge sofort die Auflösung aller mit den neutralen Mächten geschlossenen Verträge nach sich. Setzen wir den Fall, um ein konkretes Beispiel zu wählen, daß in einem Konflikt mit Spanien Deutschland sich weigern würde, dem vom Haager Gerichtshof abgegebenen Urteilsspruch Folge zu leisten; da würden sofort alle Verträge, die es mit anderen Ländern geschlossen hätte, hinfällig, weil sie legalerweise für diese nicht länger bindend wären. Indem Deutschland sich weigerte, die von den Richtern gesprochene Sentenz auszuführen, hätte es die Aufhebung aller seiner Handelsverträge bewirkt. Da würden nun Frankreich, England und Italien vollgiltig das Recht haben, während der ganzen Dauer der Auflehnung das Einfuhrverbot von Geweben, Kohlen, Eisen und Kupfer aus Deutschland zu verfügen. Die moralischen Verhältnisse wären in jenem ungerechten und als ungerecht erkannten Kriege schon sehr heikler Natur. Die materiellen werden noch schwieriger sein. Die finanziellen Verhältnisse können sich für den rebellierenden Staat ebenfalls sehr schwierig gestalten. In dieser Richtung haben die Friedensgesellschaften ihre Ansicht deutlich ausgesprochen. Die französische Societè d'arbitrage hat auf meinen Vorschlag hin (18. Februar 1905) erklärt. . . . **daß in einem neutralen Staate die öffentliche und offizielle Unterzeichnung einer, von einer kriegführenden Macht ausgegebenen Anleihe einen flagranten Bruch der Neutralität bedeute.**

Wenn eine kriegführende Macht sich gegen eine arbiträre Sentenz auflehnt, dann müssen alle neutralen Staaten, die zu dieser pazifistischen Koalition, von der ich eben gesprochen, sich zusammentun, einmütig jede Staatsanleihe in ihren Territorien zu verbieten. Es ist allerdings unmöglich, die großen Privatbanken zu verhindern, Kriegsanleihen zu gewähren; die Regierungen aber werden ermächtigt sein, die öffentliche Unterzeichnung zu verhindern, die Zulassung der Quote zu verweigern, die eingegangenen Trans-

aktionen nicht als gültig anzusehen, sie mit einem Wort schwierig und so lästig zu gestalten und infolge dessen die Bedingungen so kostspielig zu machen, daß es in Wahrheit der Ruin des Staates wäre, der zu diesem Mittel greifen wollte.

Diese materielle und finanzielle Art der Sanktion hat nichts von einer Schimäre an sich. Es genügte, einen kurzen Artikel den Regeln des Haager Schiedshofes anzufügen: zur Sanktion des vom Schiedshof gesprochenen Urteils erklären die unterzeichneten Staaten:

1. daß sie, falls eine Macht ablehnt, sich dem Urteilsspruch zu unterwerfen, nicht länger zur Einhaltung der mit dieser Macht geschlossenen Handelsverträge verpflichtet seien;
2. daß sie auf ihren Ländergebieten die öffentliche Unterzeichnung der durch diese Macht aufgenommenen Staatsanleihen verbieten.

Solche Sanktionen haben nichts kriegerisches an sich. Denn wir betrachten solche Vorschläge — wie sie dennoch einige Pazifisten gemacht haben -- als verwerflich wie die Beschlagnahme der Schiffe der widersetzlich Kriegführenden, die Konfiszierung der Güter seiner Eingeborenen, die Blockade seiner Häfen, sogar die Gefangennahme einiger Geiseln. Dies sind kriegsmäßige Maßnahmen, die man verurteilen muß. Aber die Kündigung der Handelsverträge und die Verweigerung der Kriegsanleihen sind erlaubte, maßvolle Verfügungen, welche, indem sie die Stellung des widerspenstigen Staates unendlich erschweren, dem Leben und Vermögen von Privatpersonen keinen Schaden zufügen.

Es gibt noch ein anderes, wirksameres Mittel, dessen Anwendung keine Schwierigkeiten zu bieten scheint: es ist die Kautionserlegung.

Im Augenblick, da die Streitfrage vor die Schiedsrichter gebracht wird, noch ehe das Urteil gesprochen ist, müßte jede der beiden Nationen eine beliebige Summe in die Hände der anderen Mächte niederlegen, die zur Garantie der Durchführung der Verträge dienen würde.

Diese Klausel könnte dem Schiedsgerichtsvertrage eingefügt werden; nichts wäre einfacher, als jedem zukünftigen Schiedsvertrag den nachstehenden Artikel anzugliedern:

„Zur Verbürgung einer rechtlichen Durchführung des Urteils verpflichten sich die beiden kontrahierenden

Staaten, im Augenblick, als der Streitfall den Schiedsrichtern zugewiesen wird, einer dritten Macht eine Summe zu übergeben, deren Höhe in einer vorbereitenden ersten Sitzung durch den Schiedshof festgesetzt werden soll.“

Unter diesen Umständen wäre die materielle Stärke der bereits schwer getroffenen revoltierenden Macht noch merklicher vermindert, denn es handelte sich hier, ohne jede Kompensation, um den Verlust einer ahnsehnlichen Summe.

Es werden noch andere Mittel vorgeschlagen, den Urteilen des Schiedsgerichtshofes Rechtswirksamkeit zu verschaffen; aber eigentlich werden sie alle nicht nötig sein. Man wird sie nicht brauchen, aus dem einfachen und entscheidenden Grunde, weil, sobald das Prinzip des obligatorischen Schiedsverfahrens anerkannt ist, der gegenwärtige Stand der Dinge von Grund auf verändert sein wird. Das juridische Regime wird angenommen sein, nicht nur vom materiellen, sondern auch vom moralischen Gesichtspunkte aus. Es wird auf dem Gebiete des internationalen Rechts für einen Staat ebenso ungereimt sein, gegen das ausgesprochene Urteil zu revoltieren, als es jetzt für den Privaten ist, sich gegen die zivilrechtliche Sentenz aufzulehnen. Damit derjenige, welcher in einem Prozeß verurteilt wird, sich füge, brauchen die Gendarmen nicht erst einzuschreiten. Er fügt sich einfach, weil er begreift, daß jeder Widerstand absurd wäre. Der Schiedsgerichtshof wird eine solche moralische Autorität erlangt haben, daß er Urteile fällen wird, gegen die sich aufzulehnen niemandem einfallen wird.

Und mit welchen Mitteln sollte eine solche Auflehnung auch unternommen werden? Die stehenden Heere werden durch eine kräftige Gendarmerie von 20.000, vielleicht 40.000 Mann für die größeren Staaten ersetzt sein. Für große Eroberungsabenteuer wird kein Raum mehr da sein. Keine Nation wird die Unabhängigkeit einer anderen mehr bedrohen.

Selbst auch, wenn noch mehrere Jahre lang, nachdem die Verpflichtung zum Schiedsgericht angenommen worden ist, große permanente Armeen die Verarmung der Völker noch weiter verursachen sollten, so wird die Fortdauer dieses unseligen Irrtums nicht fortgesetzt werden können; denn alle Völker werden es

begreifen, daß die Heere überflüssig geworden, weil kein Krieg gewagt werden wird gegen das Recht, das der Schiedshof verkörpern soll. Eine Nation, welche dergleichen unternähme, stünde allen anderen isoliert gegenüber. Die pazifistische Koalition aller übrigen Mächte hätte sofort die moralische Autorität des aufständischen Landes vernichtet, das um eine verhaßte und als hassenswert erkannte Sache ringen wollte. Dieses unselige Volk, das durch seine Führer ins Verderben gejagt würde, wäre in seinen diplomatischen, kommerziellen und finanziellen Beziehungen augenblicklich lahmgelegt. Der Ausgang des Kampfes wäre nicht zweifelhaft und Europa würde — um ein Beispiel zu statuieren — kein großes Mitleid mit einer Regierung haben, die gegen die Ehre gesündigt; und der Friedensschluß würde für sie unter harten Bedingungen zustande kommen.

Die Unmöglichkeit eines Sieges, ein unter den schwersten Bedingungen geschlossener Friede, ein verzweiflungsvoll geführter Krieg — das wären die Aussichten, unter welchen in die Schlacht gezogen werden müßte.

Daher wird man eben nicht in die Schlacht ziehen und das ist die wahre Sanktion der internationalen Justiz. Sie sichert den Sieg des Rechtes ohne blutigen Kampf. In den vergangenen Streitigkeiten war es in vollkommenes Dunkel gehüllt, auf welcher Seite das Recht liege. Man beriet darüber, die guten und schlechten Argumente erwägend und war auf beiden Seiten im Zweifel. Künftighin wird diesen Diskussionen nicht mehr Raum gegeben, wenn einmal die Justiz gesprochen haben wird.

Früher waren die Sympathien der Neutralen geteilt und unentschlossen. In Zukunft werden alle neutralen Staaten auf Seite der Justiz stehen. Obwohl man an Sanktionen und zwar an wirksame Sanktionen appellieren können, wird man sie nicht anzuwenden brauchen. Durch ihre moralische Macht allein wird die Gerechtigkeit die stärkere sein.

Wir sind sogar davon überzeugt, daß die Mehrzahl der Differenzen garnicht bis an den internationalen Schiedshof gelangen werden. Auf dem Wege dahin werden die Streitigkeiten sich lösen. Diplomatische Verhandlungen werden stattfinden, welche die aufkeimenden Schwierigkeiten ausgleichen. Es wird Transaktionen,

Vergleiche geben und der herrlichste Sieg des internationalen Schiedsrechtes wird sein, daß es sogar das Schiedsgericht unnötig machen wird.

§ 4. Einwand bezüglich des Rechts der Nationalitäten.

Man sagt: „Es gibt in der gegenwärtigen politischen Welt unterdrückte Völker, die unter dem Joche einer verhaßten Nation seufzen, die keine nationale Unabhängigkeit besitzen, die noch wertvoller ist, als die bürgerliche: Polen, Finnland, Elsaß-Lothringen, Schleswig, Irland, Siebenbürgen, Thessalien, Armenien; diejenigen Völker außerhalb Europas nicht gerechnet, die vollständig unterjocht sind, wie Indien, Transvaal, die Philippinen, Indo-China. Wird der Schiedsgerichtshof die Sache dieser Unglücklichen in die Hand nehmen? Lehnt er es ab, dann huldigt er der Vergewaltigung des Rechts. Verkündigt er die Rechte dieser Völker, dann ruft er eine ganze Reihe blutiger Kriege hervor. Der Gerichtshof wird also zwischen diesen zwei gleich odiosen Alternativen eingeklemmt sein: Ungerechtigkeit oder Krieg.“

Unter allen vorgebrachten Einwänden scheint mir dieser der gefährlichste zu sein und man darf nicht versuchen, ihn abzuschwächen.

Ja, gewiß. Sobald das internationale Tribunal in Tätigkeit tritt, wird es sich einer großen Schwierigkeit gegenübergestellt sehen. Wird es den unterdrückten Nationen zuneigen oder den unterdrückenden Regierungen? Wird sein Urteil auf der ewigen Gerechtigkeit beruhen oder auf den gegenwärtigen staatlichen Verfassungen?

Wenn ich mich fortreißen ließe von dem glühenden Drang nach Gerechtigkeit, der in mir lebt, dann würde ich nicht zögern, mich offen auszusprechen. Es ist überflüssig, zu betonen, daß meine Sympathie auf Seite meiner lieben Landsleute von Elsaß-Lothringen stünde, auf Seite der klugen und edlen Finnländer, auf Seite der Polen, deren glanzvoller Heldenmut durch ein Jahrhundert der Unterdrückung nicht vernichtet werden konnte. Mein Herz schlägt für alle und ich wünsche mit aller Macht ihre Befreiung. Denn leider! ich weiß, daß sie leiden!

Aber ich weiß auch, daß es der Krieg ist, der grausige und elende Krieg, der alle diese großen Verbrechen begangen hat.

Nun handelt es sich aber weniger darum, die kriegerischen Attentate der Vergangenheit wieder gut zu machen, als darum, seine künftigen Attentate zu vermeiden; man muß trachten, neue Schlechtigkeiten zu verhindern, bevor man die alten aufzuheben sucht.

Obwohl man uns Utopisten nennt, wissen wir die Realität von der Schimäre zu unterscheiden. Es wäre wirklich schimärenhaftes Beginnen, die Weltkarte ummodellieren zu wollen. Angenommen, die Rückerstattung Elsaß-Lothringens an die Elsässer und Lothringer, Polen den Polen, Finnland den Finnländern, wo wäre dann die Grenze solcher Rückerstattungen? Soll Irland ein selbständiges Reich werden? Wird man die dreißig indischen Monarchien wieder herstellen müssen, die es einst in Hindostan gab? Madagaskar den Havas, Ägypten den Fellahs, Algerien den Arabern zurückgeben?

Diese Zueignungen würden noch nicht einmal genügen. Jeden Augenblick müßte man sich zu neuen Grenzveränderungen bequemen. Eine korsikanische Deputation würde Unabhängigkeit zurückverlangen. Warum sollte man sie verweigern? Wollte Catalonien sich zu einer autonomen Republik konstituieren, wer könnte dagegen etwas einzuwenden haben? Auf dem Balkan allein wohnen zehn verschiedene Nationalitäten neben einander, deren geographische Grenzen und Sprachen heillos vermengt sind. Wer könnte sich unterfangen, diesen wüsten Knäuel zu entwirren?

Solche Forderungen könnten nicht vorgebracht werden. Würde auch im gegebenen Moment eine beliebige Gruppe, die sich für mehr oder weniger national hält, Unabhängigkeitsrechte beanspruchen, so wäre dies kein genügender Grund, ihre Unabhängigkeit sofort zu dekretieren. Man gelangte auf diese Weise zu offensichtlichen Absurditäten. Sollten die Bewohner der Provinz Eure et Loire es sich einfallen lassen, eine autonome Republik sein zu wollen oder portugiesisch zu werden, wäre es Pflicht, ihnen Gehör zu schenken?

Man kann im Prinzip erklären, daß als vertragsschließende und reklamierende Parteien vor dem Schiedshof nur die bereits konstituierten Regierungen zugelassen werden. Über diesen Punkt ist jeder ernste Einwand unzulässig. Höher oben haben wir gesehen, daß England beim Haager Kongreß als Bedingung seiner Betei-

ligung das Verlangen gestellt hat, daß Transvaal keine Vertretung hinsende. Sicherlich hätte Frankreich in gleichen Sinne bezüglich Tunesiens gesprochen und mit noch mehr Berechtigung, Deutschland bezüglich Elsaß-Lothringen, und Rußland bezüglich Finnland.

Wäre der arbitrare Gerichtshof eine internationale politische Großmacht, dann würde ihm vielleicht die Beschützerrolle gestattet sein, die Klagen gemarterter oder aufständischer Völkerschaften anzuhören und ihre Leiden einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen. Aber der Schiedshof ist eine juridische Macht und hat die historischen Fakten der Vergangenheit nicht festzustellen. Er hat die **aktuellen** Differenzen zu richten. Seine Aufgabe ist also viel einfacher, als man gelten läßt. Ebenso wie ein Richter, der einen Prozeß leitet, keine Untersuchung anzustellen hat über den Ursprung des Vermögens der beiden Parteien und sich bloß über den klar umrissenen Streitfall kümmern wird, ebensowenig hat der Haager Schiedshof die mehr oder weniger legitimen Besitzansprüche der Staaten zu examinieren, wenn er nicht durch einen der souveränen Staaten dazu angeregt wird.

Ein gegenwärtiger dringender Streitfall soll entschieden werden. Der Gerichtshof hat sich um nichts anderes zu kümmern.

Man könnte sagen, dies heiße nur, die Schwierigkeit verschieben, denn einer der souveränen Staaten könnte ja die Sache der nach nationalem Beschluß strebenden Völkerschaften in die Hand nehmen und die Frage vor die Richter bringen.

Zum Beispiel könnte Italien die Abtretung von Triest verlangen, Frankreich von Elsaß-Lothringen, Dänemark von Schleswig. Wessen Partei wird das Tribunal ergreifen? Auf welches Prinzip wird die Sentenz begründet sein? Ich erkläre meinerseits ganz entschieden und aufrichtig, daß ich es für richtig halte, im voraus das Urteil anzunehmen, das der Schiedshof aussprechen würde.

Er wird seine Entscheidung auf ein oder das andere der nachstehenden, entgegengesetzten Prinzipien gründen können: sei es auf Wunsch der Völker (vorausgesetzt, daß die Gewähr geboten ist, daß dieser frei und in gesetzmäßiger Weise zum Ausdruck gelangt sei), sei es auf die Achtung bestehender, durch Zeitverlauf und Überlieferung geheiligter Verträge, nach dem Grundsatz: „Der Besitz ersetzt den Rechtstitel.“

Hätte ich die Ehre, Mitglied des Schiedsgerichtshofes zu sein, so wäre ich mir ganz klar darüber, in welchem Sinne ich urteilen würde, denn es wäre mir niemals eingefallen, Bevölkerungen von Millionen Menschen wie das Vieh nach Gutdünken zu verkaufen. Die freie Willensäußerung des Volkes würde mein Gewissen leiten und ich würde allen Eifer daran setzen, die Sache der nationalen Unabhängigkeit zu vertreten. Aber wie feststehend meine eigene Anschauung auch sein möge, so würde ich mich doch grundsätzlich vor dem Urteile der Majorität des Gerichtshofes beugen. Denn wenn jedermann so wie ich diese gewissenhafte Ehrerbietung vor dem Rechtsurteil hätte, dann wäre jeglicher Krieg endgiltig aus der Welt geschafft und die Gerechtigkeit würde — abgesehen von einigen teilweisen Ausnahmen — von der Gesamtheit gewahrt werden.

Nehmen wir als Beispiel den noch lebenden, noch blutenden Fall Elsaß-Lothringen an. Stellen wir uns vor, der sich auf diese Frage beziehende Prozeß würde durch Frankreich und Deutschland vor die Richter im Haag gebracht; was werden diese beschließen? Es steht fest, daß ich blindlings ihr Urteil respektieren würde. Aber gehen wir weiter und sehen wir zu, was ihre Entscheidung sein wird. Bestimmt der Gerichtshof, daß Elsaß-Lothringen bei Deutschland bleiben soll, werde ich dies schmerzlich empfinden. Trotzdem würde ich mich fügen, wenn der Gerichtshof einmal sein Urteil gefällt hat, ebenso wie ich im zivilrechtlichen Verfahren mich in den Verlust meines Prozesses fügen müßte, wäre meine Sache auch noch so gerecht.

Schließlich worin hätte sich auch nach einem solchen Urteil die Situation im Hinblick auf die jetzt zu Recht bestehende geändert? In was bestände die Umwälzung? Weshalb meine Entrüstung? Die Sentenz entspräche nur der Wirklichkeit, die seit fünf- unddreißig Jahren besteht. Es wäre nichts neues. Die Entscheidung der Schiedsrichter, so wenig gerecht man sie auch finden möge, könnte die Zustände von Elsaß nicht verschlimmern. Nein! Elsaß-Lothringen war Reichsland, es würde Reichsland bleiben. Man hätte an der Sache nichts geändert. Und gegen den Schiedsgerichtshof würde man zetern, als sei er es gewesen, der seit 35 Jahren diese Rechtsvergewaltigung verschuldet hat.

Und wenn es keinen Gerichtshof gäbe, stünden dann die Dinge anders? Man weiß sehr wohl, daß nein, denn Frankreich hat niemals den Krieg gewollt, um die Provinzen zurückzunehmen. Frankreich will nicht Elsaß-Lothringen durch Krieg erobern. Weßhalb sich gegen den Frieden wenden, weil er das nicht zurückgibt, was der Krieg geraubt hat? Daß Deutschland sich gegen die Zumutung eines Schiedsgerichts auflehne, würde begreiflich erscheinen. Denn es hätte alles zu verlieren und nichts zu gewinnen.

Die günstigste Lösung für Deutschland und die ungünstige für Frankreich war die Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Zustandes, wo jede Gerechtigkeit unmöglich ist. Die guten Franzosen müßten demnach sagen: „Alles eher, als die Erhaltung des jetzigen Zustandes.“

Nicht bloß die guten Franzosen, sondern alle ehrlich denkenden Menschen, Deutsche wie Franzosen, müßten im Einklang sein, um die Gerechtigkeit herbeizuwünschen.. Nun denn, die Gerechtigkeit verkörpert sich in den Richtern und der Justiz, die sie üben. Der Krieg aber kann die Übel nicht gut machen, die er entfesselt hat. Er ist nicht die Lanze des Achilles, welche die Wunde heilte, die sie geschlagen. Gott sei es geklagt, er schlägt immerwährend die Wunden aufs neue, reißt jedesmal tiefere auf, sodaß die Schmerzen zunehmen und das Übel sich verschlimmert. Der Krieg gebiert Krieg; Gewalt ruft Gewalt hervor. Gibt es eine Hoffnung für die unterdrückten Nationen, so liegt sie in dem Rechtsverfahren eines Gerichtshofes, der sich aus unparteiischen, weisen und uneigennütigen Männern zusammensetzt, so verschieden in nationaler Zugehörigkeit, daß alle nationale Vorurteile machtlos werden. Da die Gerechtigkeit nun einmal von Menschen ausgeübt werden muß, wäre sie durch niemand besser vertreten, als durch solche Männer.

Es ist unmöglich, daß die diversen europäischen Nationen, mit den ewig aufgerissenen Wunden so fort leben können; es ist undenkbar, daß fortwährend unterdrückte Völker um Befreiung rufen, ohne gehört zu werden. Es muß ein Ende nehmen mit dieser Gehässigkeit, diesen Leiden.

Aber die einzige Rettung ist nicht der Krieg, wie es unsinnigerweise behauptet wird, es ist die Gerechtigkeit. Was die Völker

erbittert, ist, daß sie kein Tribunal finden, vor dem sie ihre Sache führen können. Ihre Leiden wären geringer, wenn sie dieselben vor ein Forum bringen könnten und ihre Klagen wären dann weniger gerechtfertigt, selbst wenn das ausgesprochene Schiedsurteil für sie nicht günstig ausfiele.

Mit Absicht habe ich das dornigste Beispiel gewählt, jene Mißhelligkeit, welche ein Hindernis für den Weltfrieden bildet und habe gezeigt, daß der Schiedsgerichtshof hier, wenn auch nicht vollständige Lösung, so doch Milderung schaffen könnte. Aber noch andere Fragen, sehr ernster Natur, werden sich einstellen. Diese werden äußerst kompliziert sein, und es gehörte eine besondere Naivität dazu, zu glauben, daß alle großen mondialen Schwierigkeiten mit einem Schlag ohne Gefahr und ohne ernste Meinungsverschiedenheiten im Verlauf von einigen Wochen ihre einfache Lösung finden werden, die alle Welt befriedigte und daß eine unanfechtbare Übereinstimmung zwischen der Legalität und der Gerechtigkeit überall ohne Anstrengung platzgreifen wird. Wir hegen diese törichte Illusion nicht; und wir sehen nachherige heftige Erörterungen und ernste Streitigkeiten voraus.

Doch wird dadurch die Lage auf keinen Fall verschlimmert sein. Möglich, daß die alten Zerwürfnisse nicht vollkommen geebnet werden können: aber sicher ist, daß neue Streitigkeiten unverzüglich aufgehoben werden.

Stellen wir einen Vergleich an. Da ist ein Unglücklicher, der seit vielen Jahren an einer schmerzhaften Krankheit leidet. Ich besitze ein wunderbares Medikament, welches das Umsichgreifen neuer Leiden, von denen er bedroht ist, verhindern kann. Seine alten Übel werden wahrscheinlich dadurch gelindert, ich kann sogar hoffen, sie zu heilen. Aber verbürgen kann ich es nicht und ich erkläre mit völliger Ehrlichkeit, daß dies vielleicht nicht in meiner Macht liegen werde. Wird man mir deshalb einen Vorwurf machen können, weil ich ihm nicht vollkommene und sofortige Genesung von allen seinen Leiden verspreche?

Wie! Weil das internationale Schiedsgericht, 14 Tage nachdem es eingesetzt worden, nicht sogleich das goldene Zeitalter herbeigeführt, mit einstimmigem Beifall der Eroberer und Eroberten, der Herrscher und der Völker, will man uns sagen: „**Eure Schieds-**

gerichte taugen nichts.“ Wie! Wir verhindern die Kriege, wir beugen allen zukünftigen Ungerechtigkeiten vor, wir machen einige Verfehlungen der Vergangenheit wieder gut und man wollte uns sagen: **„Ihr habt garnichts nennenswertes vollbracht, solange alle Ungerechtigkeit von ehemals nicht wieder gutgemacht ist.“**

Wahrhaftig! Man möge doch besseres vorschlagen. Bietet dies etwa der jetzige Zustand, da die Ungerechtigkeit Triumphe feiert und furchtbare Kriege noch größeres Unrecht voraussehen lassen?

Wir machen niemandem weis wie gewisse Quacksalber, ein Mittel zu besitzen, das eine unfehlbare und allheilende Panacée ist. Die zukünftigen Übel vermeiden und die vergangenen vermindern, das ist es, was das obligatorische internationale Schiedsgericht bewirken kann. Und das sollte verworfen werden unter dem oberflächlichen Vorwand, daß es nicht alles wieder gutmachen, nicht alles beendet und daß trotzdem noch manche Ungerechtigkeit in der Welt obsiegen werde.

Überdies darf man diese Schwierigkeiten nicht übertreiben. Sie sind nicht größer, als es die herrschenden sind. Selbst wenn das internationale Schiedsgericht endgiltig obligatorisch würde, folgte daraus nicht, daß das Anliegen territorialer Restitutions unverzüglich vor das Tribunal gebracht würde.

Man muß sehr wenig guten Glaubens sein, um zu behaupten, daß eine juristische Institution die allgemeine Lage von Europa verschlimmern würde. Höchstens, wenn wir den schlechtesten Fall annehmen, würde sie dieselbe nicht verbessern. Aber solcher Pessimismus wird durchaus ungerechtfertigt sein und zwar aus dreierlei fundamentalen Ursachen:

1. Ist einmal der obligatorische Schiedsgerichtsvertrag beschlossene Sache, und das internationale juristische Verfahren vorherrschend, dann werden die stehenden Heere überflüssig, die Rüstungen hinfällig geworden sein und das militärische Regime wird sein Ende gefunden haben.

2. Wie immer die neuangenommene Lösung zur Bestimmung der Landesgrenzen und zur Unabhängigkeit der Nationalitäten lauten möge, so wird die Entscheidung des Tribunals volle Rechtskraft haben. Sie wird dem Zustand ewiger Beängstigung, in welchem

die Völker leben, ein Ende bereiten und ein stabiler Zustand, der in den meisten Fällen, wenn nicht immer, dem Rechte entspräche, wird dem Zustande der Unsicherheit und Anarchie folgen, in dem wir gegenwärtig versunken sind.

3. Das Nationalempfinden, wenn es auch noch so mächtig bliebe, würde nicht länger den feindseligen Charakter von heute aufweisen.

Ich will auf diesem letzten Punkte beharren, denn ich lege auf ihn hohen Wert.

Welches ist der größte Schmerz der Elsässer, Finnländer und Polen? Es ist ihre Einberufung zum Soldatendienste und der Zwang, ihre Waffen im Dienste eines aufgedrungenen Vaterlandes gebrauchen zu müssen, gegen ihr wahres, ihrem Herzen teures Vaterland. Aber denken wir die Kriegsmöglichkeit hinweg und alles ist verändert. Wohl bleiben noch die Gesetze, die Steuern, die Postwertzeichen, die Behörden übrig, welche ihnen den Stempel einer verhaßten Nationalität aufdrücken. Und doch, was sind diese Dienstbarkeitsverpflichtungen, wenngleich ziemlich peinlich, gegen jene ungeheuerliche, die die jungen Leute in die Lage bringt, auf ihre wahren Landsleute zu feuern? Nun also, durch das juristische System, das einen Krieg unmöglich macht, wird diese moralische Folterqual nicht länger zu befürchten sein. Selbst wenn die Elsässer bei Deutschland verbleiben, würde sie diese Germanisierung nicht zwingen, gegen die Franzosen zu kämpfen; die Dänen müßten sich nicht mit den Dänen schlagen, die Italiener von Triest würden nicht gezwungen sein, unter der österreichischen Fahne gegen die Italiener Venetiens zu marschieren.

Die einen wie die anderen werden ihre alten Erinnerungen pflegen dürfen, sie werden nicht genötigt sein, die ihnen verhaßte Uniform anzuziehen. Die Bürger Europas werden endlich, wenn die politische und individuelle Freiheit unangetastet, wenn der Friede gesichert sein und kein brudermörderischer Krieg mehr zu fürchten sein wird — in einer Art wirklicher Konföderation leben und die Sorge um die Nationalität wird keine bedrückendere sein als die der Normanen und Bretonen, die wohl französische Bürger, aber auch Normanen und Bretonen sind.

Nichts ist minder utopistisch, als zwischen zwei verschiedenen, sogar feindseligen Nationalitäten eine Art föderatives Bündnis anzu-

nehmen, das jeden alten Haß auslöscht. Wir haben davon in letzter Zeit ein schlagendes Beispiel in Südafrika. Das heldenhafte Burenvolk hat gegen England gekämpft, um nicht englisch werden zu müssen. Sie wurden geschlagen und sind durch die Gesetzgebung des Krieges englische Untertanen geworden. Aber England hat in seiner liberalen Klugheit den Besiegten eine sehr weitgehende Unabhängigkeit eingeräumt und sie die Herren sein lassen über ihr eigenes Schicksal. Die Buren haben also in der Föderation mit England, zu dem sie trotz allem nun gehören, ihre ganze Autonomie. Sie haben ihr eigenes Budget, ihre Armee, ihre Postwertzeichen, Schulen, Deputierten und Minister. Diese Föderation, in welcher die individuelle und die politische Freiheit streng respektiert wird, enthält nichts, was das Nationalgefühl peinlich berühren könnte und sie soll der Typus jener Föderationen sein, die wir für die Zukunft erhoffen.

Man wird sagen, bis dahin sei noch eine lange Zeit. Aber hat man nicht auch ferne Zeiten im Auge, wenn man an unwahrscheinliche Konflikte denkt, die lange nach der Einsetzung des internationalen Schiedstribunals durch die Unvorsichtigkeit der Regierungen entstehen könnten?

Wählen wir lieber die Geduld, als die Wut. Die Wut, das ist der rasende Krieg. Die Geduld ist die Vorsicht der Diplomaten, die Weisheit der Behörden, die unerschütterliche Festigkeit der Völker. Sie ist schließlich die Anwendung eines bewundernswerten juristischen Instrumentes, welches trotz aller Vorzüge seine wohlthuende Tätigkeit nur dann entfalten kann, wenn den Herrschern wie den Nationen die Liebe zum Frieden wie zur Gerechtigkeit im Herzen wohnt.

§ 5. Schlußfolgerung. Die Institution eines obligatorischen internationalen Schiedsgerichts ist notwendig und leicht.

Fassen wir die logischen Betrachtungen und Beweisführungen dieser langen Studien zusammen.

Im ersten Buche dieses Werkes ist klargelegt worden, daß der Krieg ein Übel ist, eine verabscheuungswürdige Geißel. Und daraus entspringt eine Schlußfolgerung von packender Einfachheit: daß man dieses Übel bekämpfen, diese Geißel vernichten müsse.

Traum, Utopie, Schimären? O nein! Und wir haben es versucht, zu beweisen, daß der Krieg besiegt werden könnte, durch ein einfaches und wirksames Mittel.

Es handelt sich nicht darum — welchen Unsinn unsere Widersacher uns auch unterschieben mögen — mit aller Bestimmtheit zu erklären, daß es nimmermehr Krieg geben werde, weder Bürgerkriege, noch solche gegen den äußeren Feind; daß das goldene Zeitalter herrschen werde unter der für ewig friedfertigen Menschheit. Unsere Ansprüche sind nicht so hochfliegende und unsere Ziele viel bescheidener.

Wir glauben nur, daß man auf die vorgeschlagene Weise **beinahe alle** internationalen Kriege wird vermeiden können. Machen wir den uns umgebenden Vorurteilen die äußerste Konzession und sagen wir, daß man bloß einige vermeiden wird. Vielleicht wird es doch einleuchten, daß die Ersparnisse an vergossenem Blut den gemachten Versuch lohnen. Man hat dickleibige Bücher über minder Wichtiges geschrieben.

Die Herren Spronck, Malo, v. Stengel und mehrere andere, die Feinde jeder juridischen Institution sind, werden dennoch mit mir übereinstimmen, auch wenn sie keinen Sohn unter den Fahnen haben und mir zugestehen, daß der Tod von hunderttausend jungen Männern keine *Quantité négligeable* ist. Folglich angenommen selbst, daß bloß einige Kriege und nicht alle vermieden werden könnten, wäre der Schiedsrechtshof nützlich und gut.

Es wäre sonderbar, darüber Klage zu führen, daß ein Rettungsboot, das fünf gefährdeten Schiffen zu Hilfe eilte, nicht auch das sechste retten konnte, das trotz der Hilfsaktion zugrunde gehen mußte; und wenn man deshalb die Bemannung des Rettungsbootes mit Verachtung und Schmähungen überhäufte, weil sie nicht alles retten konnte.

Dies vorausgesandt und nachdrücklich betont, damit kein Irrtum mehr vorwalte, wollen wir zusehen, ob diese Schiedsverträge und dieses Schiedstribunal eine Schimäre sind.

Es klingt wohl befremdend, diese Frage aufzuwerfen; denn sie ist ja bereits erledigt. Es gibt einen Schiedsgerichtshof. Es gibt Schiedsverträge. Allerdings sind derartige Verträge noch nicht zwischen allen Nationen abgeschlossen. Wir besitzen weder mit

Deutschland, noch mit Rußland, noch mit Österreich einen solchen. Aber man wird zugestehen, daß dies nur eine geringe Schwierigkeit ist; denn was mit England, Italien, Spanien, den Vereinigten Staaten, den Niederlanden abgemacht wurde, kann schon morgen mühelos allen anderen Staaten gegenüber geschehen. Nur der erste Vertrag hat Schwierigkeiten geboten; alle übrigen könnten in aller Stille nach ein paar Stunden diplomatischer Besprechungen redigiert und abgeschlossen werden und alle Parlamente werden sie annehmen.

Nun handelt es sich eben darum, diesen Schiedsverträgen einen obligatorischen Charakter zu geben. Im Grunde ist dies die einzige Schwierigkeit und man wird keine andere finden. Sie ist eine tatsächliche, aber sie liegt allein an dem Übelwollen der Regierungen. Deshalb soll die öffentliche Meinung, die Meinung des sogenannten Kanonenfutters, das des Niedergeknalltwerdens müde geworden ist, eine energische und machtvolle Pression auf die Diplomatie ausüben, um diese Obligation zu erlangen.

Das Obligatorium ist eine logische Notwendigkeit, denn ein nichtobligatorischer Schiedsvertrag hat nicht viel stärkere Wirkungskraft, als garkeiner. Das Obligatorium kann nur von solch einem Staate zurückgewiesen werden, der sich mit der Absicht eines Überfalles, einer Eroberung, einer Vergewaltigung des Rechts trägt. Ein solcher Staat wird sich natürlich der obligatorischen Unterwerfung unter richterliches Urteil widersetzen. Er spielt die Rolle eines Banditen. Aber kein zivilisierter Staat will zu den Räubern gezählt werden. Jede Regierung schwört auf die Reinheit ihrer Absichten und behauptet, Anhängerin der Gerechtigkeit und des Friedens zu sein. Ist sie ehrlich, so hat sie durch das obligatorische Schiedsgericht alles zu gewinnen, weil ihre Gegner dann keinerlei Angriffe mehr auf sie unternehmen können.

Das Obligatorium bindet bezüglich jeder Übeltat die Hände. Nun, wenn man nichts Übles will, weshalb diese Scheu? Werden diesfalls nicht auch unseren Nachbarn die Hände gebunden, daß sie kein Unrecht begehen können?

Man sagt: „**Und die Würde der Nation?**“

Aber die Würde der Nation besteht doch nicht im Räuberhandwerk; und es heißt nicht, meiner Ehre und Würde nahe-treten, wenn die Gendarmen mich hindern, die Reisenden auf der Landstraße anzufallen.

Man sagt ferner: „**Und die nationale Selbständigkeit?**“

Aber das Recht legitimer Verteidigung bleibt ja unangetastet. Und die nationale Unabhängigkeit, welche durch Krieg bedroht ist, kann durch den Frieden nur gefestigt werden. Also muß die obligatorische Klausel in den Schiedsgerichtsverträgen enthalten sein. Die Ehre einer jeden Nation muß zur loyalen Durchführung zuerst des Vertrages, dann des Urteiles verpflichtet sein. Die Ehre besteht in der Achtung fremden Eigentums und dem Gehorsam gegenüber dem Gesetz.

Wahrlich, dieses kleine Wort „obligatorisch“ enthält eine ganz ungeheure, international-juridische Reform. Die Zukunft des XX. Jahrhunderts liegt darin. Millionen menschlicher Existenzen, Millionen menschlicher Glückseligkeiten hängen von ihr ab.

O, daß ich nicht eine mächtige Beredsamkeit besitze! Ich wollte die zwei Welten einander gegenüberstellen. Hier in der Vergangenheit Anarchie, Ordnungslosigkeit, in der jede Nation sich für souverän hält, das heißt berechtigt, alle Übel zu begehen: Plünderung, Betrug, Meineid. Dort, in der Zukunft, die Ordnung; jede Nation souverän über ihre inneren Angelegenheiten, aber machtlos, Übles zu tun, denn sie erkennt die Autorität der Gerechtigkeit an. In der Vergangenheit Gewalttat, Blutvergießen, Elend, Ruin. In der Zukunft Recht, Friede und Gedeihen. Und man schwankt noch? Und man will sich die unheilvolle Wahrheit nicht eingestehen, daß man sich der Obligation widersetzt, damit einem die Gerechtigkeit nicht in den Arm fallen könne?

Bis hierher kann es nichts einfacheres geben. Möge in die bestehenden Verträge das Wort „obligatorisch“ eingefügt werden. Mehr brauchen wir nicht.

Lange Beratungen werden nicht nötig sein. England und Frankreich sollen das Beispiel geben. Das gegenwärtige englische Parlament ist entschieden liberal, wie das gegenwärtige französische. Die Minister sollen hinter den Parlamenten, aus denen sie hervorgehen, nicht zurückbleiben. Sie sollen diesen Mut haben, wenn schon einmal Mut dazu gehört, das richtige zu tun. Argentinien und Italien haben diesen Mut gehabt. Weshalb sollen England und Frankreich nicht das gleiche tun? Jene Staaten, welche sich als erste feierlich der Justiz unterordnen, werden in der Geschichte für ewig den Ehrenplatz erhalten.

Und was das internationale Schiedstribunal anbelangt, so ist es ebensowenig schimärenhaft wie die Schiedsverträge; denn es besteht einfach schon. Man braucht es nicht erst zu erfinden; kein Diplomat braucht sich besonders anzustrengen, um es zu entdecken. Es hat seinen Sitz im Haag, der Hauptstadt der Niederlande.

Es würde also genügen, in die Schiedsgerichtsverträge zu setzen, daß die kontrahierenden Parteien sich verpflichten, der Haager Gerichtsbarkeit jeden — welcher Art er auch sei — Streitfall zu unterbreiten, der nicht auf diplomatischem Wege geschlichtet werden konnte, und das Urteil in legaler Weise auszuführen.

Wir haben gesehen, daß keine ernsten Einwände vorgebracht werden können; außer vielleicht, daß trotz aller Obligation, trotz aller Jurisdiktion es noch Kampf und Auflehnung gegen den Urteilspruch geben wird. Ja sicherlich, wir hören nicht auf, es auszusprechen, können wir nicht mit mathematischer Bestimmtheit behaupten, daß immer alle Staaten, noch dazu wenn sie so mächtig gerüstet sind wie heute, sich gehorsam vor einigen Richtern verschiedener Nationalität beugen werden. Aber wie? Sollte der feierliche Ausspruch, auf welcher Seite das Recht liegt, nichts bedeuten? Der Staat, der sich nicht fügen wollte, wird keine Entschuldigung für sich und alle zivilisierten Staaten gegen sich haben.

Man sagt auch: „Euer Tribunal wird ohne Sanktion sein.“

Aber das ist ja schon ein Gewinn, das Unrecht zu zwingen, sich zur Ungerechtigkeit zu bekennen. Die mächtige Rechtswirksamkeit dieses Gerichtshofes ohne Kanonen, ohne Festungen, ohne Bajonette, ohne Gendarmen, wird dessen hohe moralische Größe sein und diese ist eine höhere Kraft als die menschlichen Leidenschaften, patriotischen Vorurteile, momentanen Zornaufwallungen, die in fieberhaften Augenblicken die Völker durchrütteln. Der Gerichtshof würde die Wissenschaft, die Unparteilichkeit, die Unabhängigkeit für sich haben. Fehlbar wie alle menschlichen Einrichtungen, wird er doch relative Unfehlbarkeit haben; das heißt seine Rechtsprechung wird die wenigst mangelhafte sein, die schließlich die Menschen, schwache Sterbliche, durchzuführen vermögen.

Der Staat, der dieser moralischen Großmacht sich widersetzen wollte, würde gleich zu Anfang des Krieges isoliert dastehen. Seine Erfolgchance wird eine geringe sein; die öffentliche Meinung

wird er gegen sich haben, die innere Opposition wird eine furchtbare Waffe gegen ihn besitzen; man wird ihm vorhalten, daß, anstatt sich in einen schauerlichen Krieg zu stürzen, er lieber die Entscheidung der Schiedsrichter annehmen sollte. Der Sieg wird ihm unumgänglich nötig sein und dieser Sieg wird sehr schwer zu erlangen sein. Er wird es sich also überlegen, Krieg zu führen, und das wird ein Erfolg von unendlichem Wert sein: daß der Schiedshof, selbst wenn er den Krieg nicht hätte verhindern können, durch seine Autorität allein, den Zweifel und das Mißtrauen in eine Armee geworfen hätte, die gegen die Gerechtigkeit kämpft.

Man sagt noch dieses: „Ihr werdet neue Konflikte provozieren. Wir haben jetzt Frieden, einen schwer belasteten, erdrückenden zwar, aber doch den Frieden. Euer Schiedsgerichtstribunal wird alle Unabhängigkeitsgelüste der Nationen aufwecken und überall endlose Kriege entfesseln.“

Das sind Vermutungen, zu denen nichts berechtigt. Vor wie nach der Institution eines Schiedsgerichtshofes werden jene Nationen, welche den Frieden wünschen, nichts gegen diesen tun. Vielleicht wird der Schiedshof in seiner Beschränkung den unterdrückten Nationen nicht alle Genugtuung geben, aber so wenig er auch gewähren möge, so wird er doch noch mehr tun als unsere gegenwärtigen Einrichtungen, wo nur die Gewalt allein regiert, ohne daß das Recht jemals zu Worte kommt.

Endlich und vor allem wird diese Institution eines Schiedsgerichtstribunals, mit vorausgegangenen Verträgen, der Welt eine neue Geistesrichtung schaffen. So mächtig die Einrichtungen auch seien, so erhalten sie doch nur Wert durch die Sitten. Andererseits verändern wieder umgekehrt die Institutionen die Sitten und die allgemeine Gedankeneinrichtung. Alles schreitet in unserer Zeit rasch vorwärts, mit einer derartigen Schnelligkeit, daß die aufsteigenden Ideen einander überflügeln. In den letzten 15 Jahren, seit der interparlamentarischen Konferenz von 1889, und besonders seit der ersten Haager Konferenz, hat sich in den Geistern eine gründliche Evolution vollzogen. Man denkt über die internationale Gerichtsbarkeit anders, als man über sie gedacht hat. Ein neuer Geist belebt noch dunkel die Volksmassen. Schon, wenn irgendwo ein Krieg droht, ruft man von allen Seiten: „Und das Schieds-

gericht? Und das Haager Tribunal?“ Unsere Gegner sind es, die am lautesten schreien, mehr aus Hohn, um glauben zu machen, daß das Schiedsgericht eine lächerliche Nippsache und der Haager Gerichtshof nur eine Parade sei.

Dennoch mischen sich unter diese Spöttereien noch andere Rufe. Das Volk, das in seiner eigenen Sache immer mehr und mehr das Wort ergreift, fängt auch schon an zu fragen, aber in ganz anderem Tone: „Und das Schiedsgericht? Und der Haager Hof?“ So reden sie, obgleich es sich erst um eine Hoffnung handelt. Aber an dem Tage, an welchem sich diese Hoffnung als Wahrheit erfüllen wird, werden die Völker, alle Völker, die, welche in einem Konflikt verwickelt sind, sowie jene, welche es nicht sind, mit Energie wiederholen:

„Und das Schiedsgericht? Und der Haager Hof?“





III.

Die Abrüstung.

Der Leser, der die Geduld gehabt hat, den Ausführungen der vorhergegangenen Kapitel zu folgen, wird sicher die Entwicklungsphasen des Krieges und des Friedens überblicken können.

Zuerst eine lange Epoche der Barbarei, in welcher der Krieg raste, ohne daß irgendwas sich seinen Untaten gegenüberstellt.

Eine zweite Periode, da von Zeit zu Zeit irgendein edler Denker den einfachen Gedanken ausspricht, daß der Krieg ein Übel ist und daß eine juristische Organisation ihn wirksam bekämpfen könnte (1628–1848). Aber das sind Rufer in der Wüste, sie sind bloß vereinzelt und ihre Stimmen verklingen ohne Widerhall.

Eine dritte Epoche: die der durch Diplomaten abgeschlossenen Schiedsverträge, in Fällen von sekundärer Wichtigkeit. Es ist die Zeit der Schiedsgerichte von Fall zu Fall, die mit Cobden und Henry Richard beginnt und auf der Haager Konferenz abschließt (1848–1899).

Eine vierte Periode endlich, die gegenwärtige, die Periode der permanenten und fakultativen Schiedsgerichte, mit dem möglichen Rekurs an die Haager Konferenz.

Wir haben gezeigt, daß nichts dringender und nichts leichter wäre, als die beschleunigte und sieghafte Herbeiführung einer fünften Periode der permanenten und vollständigen Schiedsverträge, mit dem obligatorischen Rekurs an den Schiedsgerichtshof im Haag.

Doch ist dies offensichtlich bloß eine Etappe auf dem Wege zum Licht. Ist einmal das große Prinzip der Obligation durchgedrungen, dann wird es im internationalen Leben noch anderer gründlichen Reformen bedürfen. Der Soldatendienst mit all seinen Lasten, die Kriegsbudgets mit all ihren zugrunderichtenden Folgen, dürfen dann nichts mehr als historische Denkwürdigkeiten sein.

Mit anderen Worten, der Periode der Justiz wird die Periode der Abrüstung folgen müssen.

Doch, wir haben es schon betont und wiederholen es, es darf keine Verkehrung der Reihenfolge in dem Zeitpunkte des Fortschrittes geben. Wir sagen nicht: „**Zuerst die Abrüstung und dann die Justiz.**“ Sondern wir sagen: „**Vor allem die Justiz und dann die Abrüstung.**“

Zu verlangen, daß die Völker abrüsten, oder, was auf das gleiche hinausläuft, daß sie die Rüstungen beschränken, bevor sie ihrer unüberwindbaren Unabhängigkeit sicher sind, bevor eine starke juristische internationale Verfassung sie zu schützen vermöchte gegen jeden Versuch von Plünderung, das wäre Unvorsichtigkeit und Wahnsinn.

Die Haager Konferenz hat hiefür eine glänzende Demonstration gegeben.

Die Konferenz, die der Zar einberufen hatte, sollte tatsächlich den Völkern nicht einen Kodex internationaler Gerichtspflege verleihen, sondern eine Grenze der maßlosen Rüstungen bestimmen. Der Zar dachte eben, daß, anstatt sich neidvoll zugrunde zu richten, die Großmächte besser täten, eine beschränkte Anzahl von Soldaten und Kriegsschiffen festzusetzen, die nicht überschritten werden sollte. Das war zugestandenermaßen das fast alleinige Ziel der ersten Konferenz. Nun, darüber war keine Einigung zu erzielen.

Mehr noch: durch die Logik der Dinge, die unwiderstehlicher ist als die Logik der Menschen, war es nicht die Abrüstung, die aus der Haager Konferenz hervorging, sondern die Schiedsgerichtsbarkeit.

So wird es immer sein. Bevor man den Bürgern die Waffen aus den Händen nimmt, muß ihnen vollständige Sicherheit verbürgt werden. Bevor man sie außerstand setzt, sich zu verteidigen, muß man ihre Feinde außerstand setzen, angreifen zu können.

Wir werden aller Wahrscheinlichkeit nach eine neue analoge Entwicklung erleben. Sir Edward Grey, Minister des Foreign Office von England, hat dem Parlament einen großzügigen Vorschlag bezüglich der Rüstungseinschränkungen vorgelegt. Allein wir sind überzeugt, daß alle Erörterungen über die unsinnigen Rüstungen der militärischen Großmächte schließlich mit einleuchtender Not-

wendigkeit auf das obligatorische Schiedsgericht auslaufen werden. Das ist die logische Folge. Weder ein Zar, noch ein Minister des Foreign Office, können den notwendigen Verlauf der Dinge hemmen.

Es wäre Täuschung, würde man aus unseren Ausführungen den Schluß ziehen, daß wir die Orgien militärischer Vorbereitungen billigen, denen sich die Großmächte Europas hingeben. Dergleichen liegt uns fern; wir meinen, daß sie die Völker bis zur Erschöpfung aufreiben, daß sie jede Quelle des Reichtums versiegen machen, daß sie Europa schwächen und verarmen lassen, gegenüber einem mächtiger und reicher werdenden Amerika. Das wissen wir. Eben weil wir das militärische Regime verurteilen und es gern verschwinden sehen möchten, verwerfen wir gegenwärtig den Abrüstungsvorschlag.

Wir haben einen sehr guten Grund, mächtig gerüstet zu sein; nämlich daß unsere Nachbarn sehr mächtig gerüstet sind. Es geschieht nicht leichten Herzens, daß Deutschland sich selbst dazu verurteilt, 2 Millionen Soldaten zu halten. Es ist nur, weil Frankreich 2 Millionen Mann unter den Waffen hält. Die Ursache ist für Frankreich, wie für Deutschland bestimmend; alle Deklamationen werden gegen diese einfache Tatsache nichts ausrichten. Nehmen wir den gegenwärtigen Stand der Dinge, das ist ein Fehlen des Rechtsbegriffes, es ist das Gesetz des Stärkeren. Es gibt weder ein Tribunal, noch eine juridische Organisation zwischen den Mächten. Der einzige aktuelle Grund, weshalb uns Deutschland nicht die Champagne, Burgund, Algier und 20 Milliarden wegnimmt, ist, daß wir ein mächtiges, zahlreiches Heer besitzen. Entgegengesetzten Falles, vom Standpunkte unserer Zeitgenossen und unserer Landsleute betrachtet, wollte Frankreich, wenn heute die deutsche Armee aufgelöst würde, Elsaß, den Rhein und 20 Milliarden zurücknehmen.

Um uns gegen die Armee der Nachbarstaaten zu schützen, haben wir heute noch unsere eigene Armee. Es wäre also vernunftwidrig, sie zu entlassen, bevor der Zustand der Anarchie in den Staaten Europas beendet ist. Wir wären dann sofort allen Eroberungsgelüsten unserer Nachbarn ausgesetzt. In dieser Beziehung trifft für alle Staaten zu, was für Frankreich Geltung hat. Die Abrüstung des einen Staates würde augenblicklich die ernstesten Folgen nach

sich ziehen. Es ist wahr, der Einwand wird gemacht, daß eine Beschränkung der Rüstungen möglich wäre. Aber dieser Einwand hat wenig praktischen Wert. Vor allem weil, auch wenn die Rüstungen eingeschränkt, auch wenn wir einer wie der andere in dem Status quo von 1907 beharren würden, die militärischen Lasten immer noch drückend schwer bleiben; so schwer, daß die Völker überall weiter darunter seufzten und daß das Elend ein allgemeines wäre.

Ferner weil diese Einschränkung nur annehmbar wäre, wenn man in allen Staaten einen gleich guten Glauben voraussetzen könnte. Man kann in das Budget außerordentliche Hilfsquellen einsetzen, durch Schatzbons, durch kurzfristige Anlehen und andere Finanzoperationen, die fast unmöglich zu kontrollieren sind, sodaß man glauben machen kann, man habe die Ausgaben nicht erhöht, während man sie in Wirklichkeit verdoppelt hatte. Die Regierungen, welche die Bedingungen der Konvention loyal ausgeführt hätten, wären den weniger gewissenhaften Regierungen gegenüber unleugbar in militärischem Nachteil, die Rüstungseinschränkung wäre eine der Unehrllichkeit gegebene Prämie.

Selbst wenn wir eine gleiche Rechtlichkeit beider Seiten annehmen wollten, wie könnte die Gleichheit der Heeresstärke für alle Länder hergestellt werden? Eine Armee von 200.000 gutgeschulten Männern, die mit Waffen, Munition und Festungswerken vortrefflich versehen wäre und einen tadellosen Generalstab besäße, könnte sehr wohl einer Armee von 300.000 Mann überlegen sein. Worin sollte da die Einschränkung bestehen? In der Anzahl oder in der Brauchbarkeit der Truppen? In der Menge der Kanonen oder in den ballistischen Eigenschaften? Jede Abschätzung ist hier unmöglich. Es heißt auch, daß die Abrüstung überall gleichzeitig stattfinden könnte. Jawohl, es ließe sich annehmen, daß das gegenseitige Mißtrauen aufhört¹⁾ und daß die Völker zusammen abrüsten,

¹⁾ Nietzsche spricht sich kräftig über die Dummheit des allgemeinen Mißtrauens aus: „Gegenwärtig,“ sagt er, „sprechen alle Staaten von dem legitimen Recht der Verteidigung, bei dem Nachbar böse Absichten vermutend und mit der eigenen guten Absicht prahlend. Aber das ist eine Unmenschlichkeit wie der Krieg selbst, ja noch schlechter als er: es ist eine Herausforderung, ja sogar ein Motiv zum Krieg, denn man schreibt dem Nachbar Unmoralität zu und ruft dadurch feindselige Empfindungen wach. Man muß die Doktrine der Heere als Verteidigungsmittel ebenso kategorisch abstreiten, wie die

in einer Anwendung von Gerechtigkeit und Brüderlichkeit, denn sobald der eine Staat anfang, würden die übrigen sogleich nachfolgen.

J. Jaurès hat diesen Gedanken in der Form einer wunderbaren Parabel widergegeben. Ich würde mir einen Vorwurf daraus machen, sie hier nicht anzuführen.²⁾

Es war einmal ein verzauberter Wald, wild, entblättert und voll Dornengesträuch. Seine Bäume beugten sich unter den eisigen, endlosen Winterstürmen und ihre beeisten Zweige schlugen gegeneinander, daß es wie der Laut von zerbrochenen Schwertern klang. Nach einer Reihe von eisigen Nächten und Tagen, die düsteren Nächten glichen, fühlten alle Wesen die ersten Anzeichen eines nahenden Frühlings. Da erschrakten die Bäume vor dem Drängen der Säfte in ihrem Innern und die einsamen und herben Geister, die unter der harten Rinde fortlebten, redeten ganz leise zu jedem Baum mit dunklem Beben, das aus den tiefsten Wurzeln heraufzusteigen schien: Gib Acht! wenn du als erster dich hervorwagst, verlockt durch eine neue Zeit, wenn du zuerst deine Schößlinge, so spitz wie die Lanzen, zu Blättern und Blüten entfaltetest, dann wird dein zarter Schmuck zerstört durch die rauhe Berührung der anderen Bäume, die ihre Blüten bedächtiger entwickeln.

Und mit besonderer Beharrlichkeit sprach ein melancholischer und stolzer Geist, der in einer großen Eiche der Druiden eingeschlossen war: „Du, dem der Sturm die herrlichsten Äste gebrochen hat, wirst du nicht teilnehmen wollen an dem allgemeinen Feste neuen Lebens?“

Also hemmte gegenseitiges Mißtrauen in dem verzauberten Wald das Aufsteigen der Säfte und verlängerte so den todesähnlichen Winter, trotz dem Rufe des nahenden Frühlings. Was geschah eines Tages und durch welches Misterium ward der gefährliche Zauber gebrochen? Hatte sich irgendein kühner Baum zuerst hervorgewagt, wie die Pappeln im April, die in reicher Fülle frisches Grün treiben und schon von ferne das Zeichen zum neuen Leben geben? Oder hatte ein wärmerer Sonnenstrahl auf einmal alle Säfte geweckt? Plötzlich ergrünte der ganze Wald in herrlicher, friedlicher, freudiger Fülle.

Eroberungssucht . . Der Weg, zum wirklichen Frieden zu gelangen, muß auf dem Willen zum Frieden gegründet sein, während das, was man allgemein den bewaffneten Frieden nennt, auf einem Gefühl der Zwietracht, auf dem Mangel an Vertrauen zu sich selbst und dem Nachbar beruht und das Niederlegen der Waffen verhindert, teils aus Haß, teils aus Furcht. Lieber zugrunde gehen, als zu lassen und zu fürchten und lieber zweimal zugrunde gehen, als Haß und Furcht zu erwecken. (Nietzsche: „Der Reisende und sein Schatten.“)

²⁾ Aus einer Rede, gehalten am 19. November 1903 bei dem französisch-englischen Bankett im Grand-Hotel in Paris.

Dennoch fürchte ich, diesem schönen, poetischen Gedanken zum Trotz, daß die Regierungen in ihren heutigen Irrtümern beharren und daß ihnen das Vertrauen zur Reinheit der Absicht des Nachbarstaates fehlen wird. Übrigens, wenn die Staaten wirklich den Frieden wollen, weshalb schließen sie sich nicht ohne Vorbehalt dem Prinzip des obligatorischen Schiedsgerichtes an? Dann könnte die simultane Abrüstung stattfinden und das Regime eines unbewaffneten Friedens könnte in seinem vollen Glanze herrschen. Bis dahin wird **jedes Abrüstungsprojekt ein sehr beschränktes sein und nicht viel Hoffnung geben können.**

Gaston Moch hat infolge des zwischen Frankreich und Italien abgeschlossenen Schiedsvertrages vorgeschlagen, daß man beiderseits in den Alpen abrüsten sollte. Es ist bekannt, daß an schwer zugänglichen Plätzen auf französischem, wie auf italienischem Boden, mit großen Kosten überflüssige Festungswerke errichtet wurden, die von einer ebenso überflüssigen Besatzung alpiner Schützen bewacht werden. Diese Festungen und die Besatzungen aufheben, das wäre eine herrliche Maßregel, an welcher, wie mich dünkt, nichts ausgesetzt werden könnte; vielleicht werden sich Minister finden, die diesen Vorschlag machen und Parlamente, die ihn annehmen. Aber im ganzen genommen, wäre das wohl nicht viel; es gibt besseres zu tun: größere Hoffnungen zu erfüllen.

Ist einmal das Rechtsregime zwischen den Nationen angenommen, so hätte keine mehr ungerechte Angriffe zu befürchten; denn die Annahme des juristischen Verfahrens deutet formell den Willen an, auf alles Unrechtmäßige zu verzichten. Die Annahme des obligatorischen Schiedsgerichtes gilt soviel, als die feierliche Erklärung, daß man keine Eroberungskriege mehr führen wolle. Es ist die ausdrückliche Negierung des Rechtes auf Eroberung. Es bedeutet für alle Nationen, ob groß oder klein, die Gewährleistung der Unabhängigkeit.

Dann werden sofort alle Völker ihre Militärlasten erleichtern, ohne daß es nötig wäre, offizielle Zusammenkünfte der Diplomaten zu diesem Behufe zu verfügen. Jedes Jahr würden die Budgets für Heer und Marine kleiner werden, jedes Jahr würde die Ziffer des militärischen Effektivstandes sich verringern. Diese simultane Abrüstung, die durch eine Konvention schwer zu verwirklichen ist,

wird sich von selbst vollziehen. Starke Armeen und ein großes Heeresbudget, haben heute noch ihre Daseinsberechtigung; aber morgen, wenn das Schiedsgericht obligatorisch geworden ist, werden diese starken Armeen und großen Heeresbudgets gar keine raison d'être mehr haben.

Vielleicht wird man uns utopischer Träumerei zeihen! Wohlan, es sei drum! Und nichts wäre leichter, als uns dies zu beweisen. Es ist nur nötig, daß alle Völker kräftig die Organisation des Schiedsgerichtes fördern und daß sie sich zu obligatorischen Verträgen verbünden. Möge dieser Versuch vor allen Dingen gemacht werden. Wenn dann die Völker noch fortfahren, mit all ihrer Bewaffnung und allen ihren Heeren ihre Grenzen zu schützen und in ihrer Feindseligkeit beharren, **dann** erst wird man das Recht haben, uns vorzuwerfen, daß wir Schimären nachhängen.

Aber das sind keine Schimären; die Einsetzung des obligatorischen und universellen Schiedsgerichtes wird sofort eine unvermeidliche Folge haben: die allgemeine Abrüstung. Unsere Gesellschaft wird nicht länger eine Gesellschaft von Wilden sein.

Gewisse Kriegsfreunde wollen behaupten, daß Abrüstung den Ruin bedeute.

Sie sagen: Es gibt 40.000 Offiziere, was werdet ihr mit denen anfangen? Alle bürgerlichen Berufe sind bereits überfüllt; diese Überfüllung werdet ihr noch in bedenklichem Umfange vergrößern. Und alle die Arbeiter in den Arsenalen, in den Fabriken von Waffen, Munition und Kartätschen, Kanonen, Kriegsschiffen, von militärischen Bedarfsartikeln jeder Art? Was wird aus den 500.000 Proletariern, die ihr so auf die Gasse werft?

Dieses Argument ist nicht neu, es kommt schon in Aristophanes (der Frieden) vor:

Trygeus: Ach, seht diese Waffenschmiede, die ganz betrübt daherkommen.

Der Waffenhändler: Wehe, wehe Trygeus, du siehst mich an den Bettelstab gebracht.

Trigeus: Was gibt es, Freund?

Der Waffenhändler: Man hat mir mein Gewerbe zerstört, mich um mein Brot gebracht, ebenso wie diesen armen Lanzen schmied.

Ein Panzererzeuger: Gerechte Götter? Was fange ich mit diesem schönen Panzer an, der aus zehnfachem Erz so wunderbar ausgeführt ist?

Trygeus: O, du sollst dabei nicht verlieren! Er wird sich vortrefflich zum Leibstuhl eignen.

Panzererzeuger: Das heißt mich und meine Ware beschimpfen!

Ein Trompetenerzeuger: Was mache ich mit dieser Trompete, für die ich unlängst 60 Drachmen bezahlt habe?

Trygeus: Füge ihr eine an Schnüren hängende Schale bei und du hast eine Wage, auf der du die Feigen für deine Sklaven abwägen kannst.

Der Helmverfertiger: Unseliges Geschick! Ich bin ruiniert. Für diese Helme habe ich eine Mine bezahlt. Was damit anfangen? Wer wird sie mir abkaufen?

Trygeus: Verkaufe sie den Ägyptern, sie können dazu dienen, das Syrmeer abzumessen.

Ein Lanzenmacher: Ach, armer Helmverfertiger! Es geht wohl recht schlecht!

Trygeus: Der braucht sich nicht zu beklagen.

Der Lanzenmacher: Aber man wird keine Helme mehr brauchen.

Trygeus: Er soll lernen einen Henkel daran zu schmieden und er wird seine Helme als Amphoren besser verkaufen.

Der Helmverfertiger: Gehen wir, Kameraden!

Trygeus: Nein, ich will diese Lanzen kaufen.

Der Lanzenmacher: Was gibst du dafür?

Trygeus: Wären sie entzweigespalten, ich würde für das Hundert eine Drachme zahlen und sie als Zaunstecken benützen.

Der Lanzenmacher: Der Unverschämte! Laßt uns gehen, Freunde!

Ich glaube nicht, daß die anzuführenden Gegenstände mit der Zeit zutreffender geworden seien und obgleich F. Brunetière es nicht verschmähte, sie anzuwenden, lag es dennoch nicht in seiner Macht, ihnen mehr Berechtigung einzuflößen.

Angenommen, eine wohlthätige Gottheit hätte alle Krankheiten verbannt. Es gäbe keine Cholera mehr, keine Tuberkulose, keinen Krebs, keine Dyspepsie oder Grippe. Dann wären die Ärzte und Apotheker nutzlos. Sie hätten keine Klienten mehr und müßten sich um einen anderen Beruf umsehen. Wird man diese armen Leute bedauern, die ihren Broterwerb verloren haben? Oder wird im Gegenteil nicht alle Welt sich freuen, daß sie nicht länger Krankheiten und Leiden erdulden muß? Gäbe es keine Feuersbrünste mehr zu fürchten, dann würde man die Feuerwehr auf-

heben können. Nun, so sehr ich auch alle diese wackeren Leute schätze, so meine ich, es wäre ein Glück, sie nicht mehr zu brauchen.

Was alle jene Arbeiter tun werden, die Kanonen, Gewehre, Panzerschiffe und Kartätschen verfertigt haben? Das ist doch sehr einfach. Sie werden eben anders zu tun finden. Anstatt Kriegsschiffe, werden sie Handelsschiffe bauen. Anstatt Kartätschen zu fabrizieren, werden sie den Acker bebauen.

Selbst wenn es dringend nötig sein sollte, sie sogleich zu beschäftigen, so wäre doch nichts leichter, als sie zu Werken des Lebens, anstatt zu Werken des Todes zu verwenden: z. B. zum Ausbau des Kanals zur Verbindung des Mittelländischen Meeres mit dem Atlantischen Ozean; oder zur Verbreitung der Seine, damit Paris eine Hafenstadt werde oder am Tunnelbau zwischen Dover und Calais unter dem Kanal la Manche, ebenso wie man in anderen Ländern nicht verlegen wäre, nutzbringende Arbeit zu unternehmen und zu vollenden.

In Wirklichkeit jedoch werden solche Notstandsarbeiten nicht nötig sein, denn die Abrüstung wird nicht augenblicklich und nicht total in Kraft treten. Sie wird sich langsam, allmählich, daher wirksam vollziehen. Die Rache- und Mißtrauensgefühle, die heutigentages die Völker gerüstet erhalten, werden verlöschen, aber nicht plötzlich.

Ich bin fest davon überzeugt, daß das heutige militärische Regime in 50 Jahren sein Ende erreicht haben wird. Aber dies wird nicht geschehen durch eine plötzliche Entscheidung, noch durch eine momentane wirtschaftliche Evolution.

Wir haben gesehen, wie das militärische Regime sich langsam von Jahr zu Jahr verändert hat, bis es zu dem geworden, was es jetzt ist: zur obligatorischen Wehrpflicht. Wir werden den Rückgang sich in gleicher Weise vollziehen sehen, mit ähnlicher Langsamkeit. Vor vierzig Jahren, da gab es die Einführung in siebenjährige Dienstzeit. Von der siebenjährigen ist man zur vierjährigen, dann zur dreijährigen fortgeschritten. Nun stehen wir vor der zweijährigen. Blind sind diejenigen, die glauben, daß man dabei stehen bleiben wird! Demnächst wird der zweijährige Heeresdienst als eine so unerträgliche Last empfunden werden, daß kein Volk ihn mehr ertragen wollen wird.

Ich werde mich bei den wirtschaftlichen Konsequenzen nicht weiter aufhalten: die Abnahme des allgemeinen Elends, Nachlässe der Steuer, Verbesserung des Loses der Menschheit; die Offensichtlichkeit dieser Wohltaten liegt so klar am Tage, daß es müßig wäre, sich darüber zu verbreiten.

Aber die Abrüstung wird noch eine andere, weit glücklichere Folge haben.

Der verwickelte Zusammenhang der Tatsachen ist unüberwindlich. Infolge des fakultativen Schiedsgerichtes werden die Kriege seltener, infolge des obligatorischen werden sie unendlich erschwert sein. Und da das obligatorische Schiedsgericht das militärische Regime umstürzt, wird der Krieg bald gründlich unmöglich gemacht sein.

Trotzdem, man muß es bekennen, werden die Worte „Einschränkung und Begrenzung der Rüstungen“ von den bürgerlichen Wählern in allen öffentlichen Versammlungen mit Akklamation begrüßt, während die Theorie des allgemeinen Schiedsverfahrens mit eisiger Ruhe aufgenommen wird. So leicht es mir überall gelungen ist, die Sympathie meiner Zuhörer zu gewinnen, wenn ich von den Misereen des Krieges, von der drückenden Last der Steuern und des Soldatendienstes sprach, so gleichgiltig ist mein Publikum geblieben, was ich auch immer über die internationale Justiz, das Prinzip des Schiedsgerichts und der Haager Konferenz vorbringen mochte. Die Abrüstung ist populär, das internationale Schiedsgerichtstribunal ist es noch nicht. Zwar zeigt sich keine Strömung dagegen, aber auch keine Stimmung dafür.

Und dennoch wird man nur auf diesem Wege zur Abrüstung gelangen. Damit die Sache des Schiedsgerichts in den Wählerversammlungen ernstlich verfochten werde, ist es deshalb vorteilhaft, weniger auf die Theorie selbst Gewicht zu legen, als auf die unmittelbare Veränderung, die dadurch im täglichen Leben jedes Einzelnen sich vollziehen wird.

Nun, es gibt gegenwärtig kein schwereres Opfer für das Volk, als die Blutsteuer. Mit dem zwanzigsten Jahr die Heimat, die Familie, das Feld oder die Werkstätte zu verlassen, um in die Kaserne gesperrt zu werden und lästigen Reglements zu gehorchen, ist wahrhaftig eine Pein und dieser Pein gehorcht man nur notgedrungen. Ein unklarer Instinkt sagt uns, daß ein solcher Zwang

notwendig ist, weil unsere Nachbarn, vielleicht unsere Feinde neben uns in Waffen starren. Also man ergibt sich darein. Doch wenn der Tag käme, wo diese Dienstbarkeit aufhören würde notwendig zu erscheinen, dann werden augenblicklich allen die Waffen aus den Händen fallen und die Wähler wird bloß der eine Gedanken beschäftigen, den Militärdienst zu erleichtern.

Man wird entschlossen einem herrlichen Schauspiel entsagen müssen, welches zukünftige Tage nicht mehr sehen werden: jenem der schönen Regimenter in wohlgebildeten Reihen mit den in der Sonne blitzenden Helmen, Kürassen und Kanonen. Jawohl! Unsere Urenkel werden dieses große ästhetische Vergnügen nicht mehr genießen. Aber ich kann sie darum nicht bedauern.

Wenn sie keinen militärischen Paraden mehr beiwohnen, werden sie auch den Abmarsch in den Feldzug nicht mehr erleben.

Lassen wir uns durch alte Erinnerungen nicht irremachen. Ein wunderbarer Anblick, solch ein Defilé eines Regiments, aber ein Schauspiel, das wir nicht allzusehr bewundern sollen. Denken wir an all das Unerträgliche dabei für die Tapferen, die da vorbeidefilieren. Man hat sie in einer Uniform herausgeputzt! Doch sie zählen die Tage und seufzen nach Befreiung. Die ganze Strammheit dieser Schlachtreihen und aller Glanz dieser Kanonen, darf uns die Milliarden nicht vergessen lassen, die dieser eitle Aufzug gekostet hat und die Tränen, die um seinetwillen geflossen sind.

Wenn am Abend eines siegreichen Schlachttages enthusiastischer Jubel und Hurrahs der Freude durch das von Freudenfeuern erstrahlende Lager ertönen, sollen wir jener vergessen, die geschlagen, gefangen und sterbend auf den Feldern verschmachten, der Verwundeten, die in den Ambulanzen wimmern, der großen, offenen Gruben, in die man im schrecklichen Gemisch Tausende von Leibern hineinwirft und all der hunderttausend trauernden und weinenden Familien?

Man wird sich nach anderen patriotischen Aspirationen umsehen müssen; denn das alte Kriegsregime wird zu Ende sein.

Welche Form wird das neue Regime annehmen? Volksmiliz? Gendarmerie oder internationale Polizei? Wer weiß. Was aber sicher scheint, ist, daß das wilde militärische System von heute, unseren Enkeln noch lächerlicher erscheinen wird, als uns heute das militärische System unserer Großväter scheint.



IV.

Die Föderation.

Zu gleicher Zeit mit der Abschaffung des Militärdienstes wird Europa eine andere Wohltat zuteil werden:

Das Ende der gegenwärtigen Unzusammengehörigkeit und Gesetzlosigkeit. Es wird dies die Föderation zwischen den Staaten sein.

Im Jahre 1793 hätte das Aussprechen dieses Wortes genügt, mich auf die Guillotine zu bringen. Und vielleicht wird es auch heute noch ehrenwerte Männer geben, die mich deshalb des Mangels an Verstand und Patriotismus bezichtigen werden. Mangels an Vernunft, denn das heißt, tollen Schimären nachhängen und Mangels an Patriotismus, denn das heißt, Verrat am Vaterlande.

Doch ich würde mir erbitten, erst von ihnen verurteilt zu werden, bis sie mich angehört haben.

1. Über die Art der föderalistischen Assoziation.

Ehe man auf eine Diskussion der Ideen eingeht, muß man sich über die Bedeutung der Worte im klaren sein. Nun, das Wort Föderation wird so vielfach falsch verstanden, daß man vor allem dessen Sinn feststellen muß, um jede bedauerliche Verwechslung zu vermeiden. Man kann ein Föderativregime so definieren: ein Regime, in welchem mehr oder weniger unabhängige soziale Gruppierungen durch ein gemeinsames Gesetz verbunden sind.

Diese Erklärung ist genügend weit, um fast alle Regierungsformen zu umfassen. Tatsächlich kann die Unabhängigkeit dieser Gruppierungen von einander aller Grade nach verschieden sein, sodaß das gemeinsame Band, das sie umschließt, mehr oder minder lose oder auch eng sein kann.

Zum Beispiel können die verschiedenen Departements in Frankreich als eine Föderation betrachtet werden; sie besitzen einerseits einen gewissen Grad Unabhängigkeit, da sie durch einen Generalrat vertreten werden, einer gewählten Behörde, die sich scharf unterscheidet von der Deputiertenkammer und dem Senat, denn sie haben ihr eigenes Budget und ihre besondere finanzielle Verwaltung. Andererseits ist der Verband der föderierten Staaten ungemein mächtig und die Selbständigkeit der Departements gleich Null. Tatsächlich wird das Budget des Departements von der Zentralregierung kontrolliert. Der Präsident des Generalrates hat keinerlei administrative Machtvollkommenheit; er ist der durch die Zentralregierung ernannte Präfekt, der regiert. Die Departements Frankreichs besitzen weder eigene Armeen, weder eine eigene Post, noch Zölle, noch Insignien; sie haben bloß eine minimale Autonomie. Auch kann man mit Recht sagen, der französische sei einer der am mächtigst zentralisierten Staaten.

Doch wir können ihn, auf Grund unserer vorhergegangenen Definition, in den Rahmen der föderalistischen Staaten einbeziehen, indem wir beifügen, daß diesfalls die Selbständigkeit eine sehr beschränkte ist, das allgemeine Gesetz jedoch sehr mächtig und fast auf alles hin erstreckt.

In anderen, weniger zentralistisch regierten Ländern besitzen die Provinzen eine weit größere Unabhängigkeit, als die der französischen Departements. So in Belgien, in Schweden und Norwegen. Aber gewöhnlich wird die Bezeichnung föderal auf diese Regierungsform nicht angewendet, weil diesfalls die Unabhängigkeit eine sehr geringe ist. Großbritannien mit seinen Kolonien stellt eine föderative Regierung dar, ebenso wie das deutsche Reich und die Monarchie Österreich-Ungarn. Was Großbritannien betrifft, so besitzen seine Kolonien eine so weitgehende Autonomie, daß sie fast selbständigen Staaten gleichkommen. Kanada, die Kapstaaten, Australien und Indien bestehen aus ausgedehnten Provinzen, die sich beinahe ganz eigenmächtig administrieren. Das föderalistische Band ist ein äußerst loses. Alle haben ihr eigenes Budget, ihre Gesetze, ihre Armeen, ihr Landeswappen, ihre Postverwaltung, Zölle und Parlamente. Sie ernennen selbst ihre Administratoren und sind an das Mutterland bloß durch einige Steuern geknüpft,

durch einige gemeinschaftliche Gesetze, durch die Anerkennung des englischen Königtums und der Zentralregierung, die sie auch im Auslande vertritt und ihre Vizekönige oder Gouverneure ernennt.

Das Deutsche Reich ist eine Föderation wieder anderer Art. Es umfaßt 26 Staaten, von denen jeder seine eigene Regierung und Volksvertretung hat. Das Band ist ein engeres, als zwischen den Kolonien und der englischen Metropole, denn es bestehen viele gemeinsame Gesetze; die Armee ist beiläufig eine gemeinsame, Post und Zölle sind es ebenfalls und ein Zentralparlament (der Reichstag) leitet die Angelegenheiten des Reiches.

Auch Österreich-Ungarn ist eine Art von Föderation, weil es im ganzen aus zwei Staaten mit getrennter Armee, Post, Parlament, Landeswappen und Zöllen besteht: aus dem österreichischen und dem ungarischen. Der Zusammenhang dieser beiden Staaten ist ein sehr loser: er besteht bloß in der Person des gemeinsamen Herrschers und der gemeinsamen diplomatischen Vertretung. Jeder dieser beiden Staaten ist selber ein Staatenbund mit sehr beschränkter föderalistischer Verbindung und aus höchst verschiedenartigen Nationalitäten gebildet, welche eine nur sehr schwache Autonomie besitzen, so sehr sie eine solche auch anstreben.

Die einzigen Staaten, welchen man mit Recht den Namen Föderation beilegen kann, sind die Vereinigten Staaten von Amerika und die Schweiz. In diesen beiden Republiken ist die Autonomie der einzelnen Staaten sehr groß, obgleich das föderative Band ein mächtiges ist. Einesteils sind Post, Zölle und Landeswappen dieselben: das Heer, das Budget, die exekutive und legislative Gewalt sind zentralistisch. Beide Republiken bilden also in Wahrheit jede eine wirkliche Nation mit einer eigenen diplomatischen Vertretung. Die Gesetzgebung ist nicht überall die gleiche (noch vor wenigen Jahren war die Polygamie in gewissen Staaten Amerikas erlaubt). In der Schweiz hat jeder Kanton seine selbständige Armee und seine Universitäten. Die Mehrzahl der Steuern wird durch den föderierten Staat und nicht durch die Zentralmacht bewilligt und natürlich werden die Ausgaben durch ihn bestimmt. Die Funktion der Zentralherrschaft ist in den meisten Fällen bloß eine Kontrolle. Demzufolge haben der Föderalrat der Schweiz und der amerikanische Senat nur selten und kurzdauernde parlamentäre Sessionen,

die auch nicht von großer Wichtigkeit sind. Doch sind solche Versammlungen sehr mächtig, weil die exekutive Gewalt von ihnen abhängig ist.

Man kann sich noch andere Arten von Föderationen vorstellen, bei welchen das föderalistische Band noch viel lockerer geknüpft sein könnte und wo es fast nichts gemeinschaftliches mehr gäbe, als bloß ein zentralistisches Parlament, dessen Aufgabe es wäre, Vorschläge von gemeinschaftlichem Interesse zu machen.

Aber die politische Einigkeit wird sich vollziehen, denn die alljährliche Einberufung für einige Wochen oder Tage eines zentralistischen Parlaments, das durch irgendwelche gemeinsame Institutionen verbunden ist, wird eine solche Einigkeit schaffen.

Und die Unabhängigkeit der konstituierenden Staaten wird, abgesehen vom zentralen Parlament, ebenso groß sein, wie in früherer Zeit.

Ich will nun versuchen, zu beweisen, daß die Föderation — oder wenigstens eine gewisse Form der Föderation — jenen wunderbaren gesellschaftlichen Idealzustand herbeiführen kann: die Unabhängigkeit in der Einheit.

2. Die Unabhängigkeit in der Föderation.

Den Vorwurf, den man vor allem dem föderativen System in seiner Anwendung auf das gegenwärtige Europa macht, ist, daß es die Unabhängigkeit der Nationen verletzt.

Doch dieser Einwand ist nicht stichhältig, denn man kann sich einen derartigen Staatenbund vorstellen, der an den gegenwärtigen Einrichtungen der Nationen fast garnichts ändern wird. Die Heere, die Volksvertretungen, die Postämter, selbst die Zölle werden unverändert bleiben. Nur eines wird anders geworden sein: alljährlich werden 20 oder 40 Abgeordnete jedes Landes im Haag (oder sonstwo) zusammenkommen, um die gemeinsamen Interessen Europas zu erörtern und einige allgemeine Gesetze zu erlassen.

In der ersten organisierten Konstitution, welche die Beziehungen der föderierten Staaten zu regeln hätte, werden die Grenzen der Unabhängigkeit eines jeden Staates bestimmt sein.

Bezüglich der Staatenform (Monarchie, Kaisertum oder Republik), wird die Unabhängigkeit eine vollkommene sein. Es ist ja durchaus nicht notwendig, daß sämtliche Staaten einer Föderation das gleiche politische Regime einhalten. Um ein einleuchtendes Beispiel solcher möglichen Verschiedenheiten zu geben, brauchen wir nur auf die Verschiedenartigkeit der Regierungen hinzuweisen, die den deutschen Staatenbund kennzeichnet. Ebenso läßt es sich annehmen, daß jede der Nationen, die im Weltparlament ihre Vertreter haben sollen, darin vollkommen freie Hand haben wird, jene Regierungsform beizubehalten, die ihr als die beste erscheint.

Man wird auch die vollständige Selbständigkeit der exekutiven Gewalt eines jeden Landes, sowie die freie Wahl der Minister beschließen können. Ebenso wird das Budget eines jeden Landes votiert und kontrolliert werden, je nach der Verfassung der betreffenden Länder. Die Selbständigkeit wäre ebenso groß bezüglich der militärischen Gesetze, des Unterrichtswesens, der nationalen Vertretung, der Gesetzgebung.

Man wird beinahe glauben können, daß auch noch die Institution eines Zentralparlaments, die Föderation garnicht bestehe und daß sich an der Lage der Dinge garnichts verändert habe, so zwanglos wird die Verbindung sein, welche die verschiedenen Staaten mit einander vereint, so eifersüchtig wird die Unabhängigkeit einer jeden Nation behütet werden.

Und das muß auch so sein. Die Verschiedenartigkeit der Völker ist eine der Hauptbedingungen für den Fortschritt. Eine uniformierte Menschheit wäre ebenso unerträglich als furchtbar. Die Völker alle unter ein einziges Gesetz zwingen zu wollen, das wäre tyrannisch und wahnsinnig zugleich.

Weit entfernt davon, alle Institutionen und alle Gebräuche gleich machen zu wollen, möchten wir eine progressive Dezentralisierung herbeiführen. Die Autorität der Zentralgewalt wollten wir nicht vermehren, wir möchten im Gegenteil sie abschwächen. Der soziale Organismus, der elementare und fundamentale, ist nicht das Vaterland, sondern die Gemeinde. Es gäbe dann eine sehr freie, sehr unabhängige Gemeinde; eine Vereinigung von Nachbargemeinden; die **Provinzen**, die auch ganz unabhängig sein werden; und über den diversen Provinzen eine andere Gemeinschaft, mit aller Machtvollkommenheit ausgestattet: die **Nation**, das Vater-

land, das Herr sein soll über seine Schicksale, seine Regierung und seine Gesetzgebung; schließlich über die verschiedenen Vaterländer eine andere Zentralgewalt, die Vereinigung aller Vaterländer, die aber der Gemeinde, der Provinz und der Nation all ihre Freiheiten lassen soll.

3. Von der Einigkeit in der Föderation.

Wie unabhängig von einander die verschiedenen Länder der europäischen Föderation auch sein mögen, so muß doch ein gemeinsames, wenn auch noch so schwaches Band sie mit einander verknüpfen; denn sonst wäre ja nichts geändert und es wäre nicht nötig, ein neues Wort für eine alte Sache zu schaffen.

Ich will mir nicht anmaßen, hier einen neuen Plan für die Konstitution der vereinigten Staaten von Europa zu entwickeln. Das Vorwärtsschreiten der Ereignisse und Ideen geht mit solcher Beschleunigung vor sich, daß alles Voraussagen nur lächerlich ist und daß ein neuauftauchter Gedanke schon nach zwei oder drei Jahren veraltet ist. Da es aber auch dem unbekanntesten Schriftsteller gestattet ist, seine bescheidene Meinung auszusprechen, möchte ich dem Glauben Ausdruck geben, daß die Basis einer Föderation der Zusammentritt (mindestens einmal im Jahre) einer Art von Parlament wäre, in welchem über die gemeinsamen europäischen Interessenfragen diskutiert würde.

Die Konstituierung dieses internationalen Parlaments böte keinerlei Schwierigkeiten; denn dieses Parlament existiert bereits: es ist dies die interparlamentarische Union, die die besten und weisesten Männer aller europäischen Parlamente zu ihren Mitgliedern zählt. Aber das ist bloß der erste Entwurf zu einer großen Sache, denn noch besitzt diese Vereinigung keinerlei offizielle Investitur und die von ihr gefällten Entscheidungen sind in keiner Weise sanktioniert. Die Dinge ständen anders, wenn die Regierungen in einem feierlichen Kongreß die definitive Einführung dieses internationalen Parlaments festgesetzt hätten, welches von da ab zu fixen Zeitpunkten einige Tage oder Wochen hindurch im Haag oder einer anderen zentral gelegenen europäischen Stadt wie Bern, Basel, Genf oder Brüssel zu tagen hätte. Diese Versammlung wäre durch Delegierte aus den verschiedenen Ländern Amerikas und Europas zu beschicken.

Nachdem es sich hier um eine politische, nicht aber juristische Institution handelt, so müßte die Zahl der Delegierten im Verhältnisse zur Bevölkerung stehen, die sie vertreten, ein Delegierter auf eine Million Einwohner.

Diese, von den Regierungen erwählte Körperschaft wäre eine autonome und souveräne. Sie würde ihre Präsidenten, ihre Beamten-schaft selber ernennen; und eine von ihr gewählte permanente Kommission wäre damit betraut, über die Ausführungen ihrer Verordnungen zu wachen, sich mit den diversen Regierungen in Verbindung zu erhalten und zur richtigen Zeit die notwendigen Einberufungen zu veranlassen.

Man sieht, dieses internationale Parlament bliebe ganz gesondert von dem Schiedsrechtshof. Es wäre keinerlei Verwechslung der Machtbefugnisse zu befürchten. Für den Gerichtshof gäbe es nun wirklich internationale Beamte, die nicht weiter über die Interessen ihrer Vaterländer zu wachen hätten, sie hätten nur die Handhabe der Rechtspflege zu wahren; sie wären unabsetzbar, hätten keine Rechenschaft von ihren Beschlüssen abzulegen; allein dazu berufen, über die ihnen vorgelegten Streitfragen zu entscheiden. Und für das Parlament Männer der Politik, entsendet durch ihre Regierungen, mit der Mission, in dem internationalen Parlament die Interessen jener Nationen, welche sie vertreten, zu verteidigen. Sie würden übrigens ebensowenig unabsetzbar sein, als dies die Deputierten und Senatoren sind, und jedes Jahr — obgleich dies wenig wünschenswert wäre — könnten die föderierten Regierungen andere Delegierte an das internationale Parlament entsenden.

Es scheint, als wäre dieses Parlament, dem noch die exekutive Gewalt fehlte, jeder Autorität und jedes Einflusses bar; auf keinen Fall könnte man ihm vorwerfen, daß es die Selbständigkeit der Völker beeinträchtige. Aber wir können die Folgen voraussehen, die sich aus dieser ersten grundlegenden Institution sehr rasch entwickeln würden.

Zuerst und vor allem das Verbot der Kriege zwischen den Staaten. Es ist einleuchtend, daß durch die Tatsache, daß sie föderiert sind, die Staaten nicht mehr zum Kriege ihre Zuflucht nehmen können und daß sie ihre Differenzen durch eine gleiche internationale Prozedur regeln müßten.

Eigentlich würde solch ein formelles Kriegsverbot nicht erst eines internationalen Parlaments bedürfen, um in Kraft zu treten. Hätte die Institution einer internationalen Körperschaft keine anderweitige Funktion, dann würde sie eine recht unbedeutende Rolle spielen und könnte man auch leicht ohne sie auskommen.

Doch ist es ganz offensichtlich, daß ihr sofort besonders ernste, internationale Fragen vorgelegt werden würden; **vorgelegt, nicht aber sofort gelöst.** Die Lösung hängt von Jahrhunderten ab: es wäre aber schon sehr viel dadurch gewonnen, derartige Fragen ungescheut erörtern zu können.

Ich habe nicht die Absicht, sie hier zu erörtern: sie sind zu kompliziert, zu weitgehend, vielleicht auch zu nebelhaft, als daß ich in diesem Buch, welches streng wissenschaftlich und logisch sein soll, meiner Einbildungskraft und meinen Wünschen freien Spielraum gewähren dürfte.

Dennoch möge man mir gestatten, hier eine gedrängte Übersicht, oder wenn man will, eine trockene Aufzählung solcher Fragen zu geben:

1. Die Aufhebung der Zölle wird der erste Schritt zur Einigung Europas sein; durch seine Zollvereinigung hat Deutschland seine mächtige Einheit begonnen; und wieder wird es durch Zollvereinigung geschehen, daß Europa aufhören wird, bloß ein geographischer Begriff zu sein.

Zudem kann man sich kein sinnloseres Prinzip denken, als die des Schutzzolles. Es kann in **ein** Wort zusammengefaßt werden: Bereicherung einiger Einzelner auf Kosten der ganzen Nation. Der kommerzielle Schutzzoll ist hauptsächlich oligarchisch.

2. Der Alkoholismus richtet in ganz Europa fürchterliche, täglich wachsende Verheerungen an. Es wäre gut, wenn es in dieser Hinsicht ein allgemein giltiges Gesetz gäbe, übereinstimmend mit den Vorschriften der Hygiene. Das Recht der Alkohol-erzeuger verdient ebensowenig geachtet zu werden, als das der Vorschubleister des Verbrechens.

Es ist ganz unzulässig, daß die Menschheit sich ungestraft vernichten und vergiften lasse; und da in einer solchen Angelegenheit alle Völker das gleiche Interesse haben, sollen die Schutzmaßregeln mittels internationaler Verständigung geordnet werden.

3. Gegen ansteckende Krankheiten wie Tuberkulose und Syphilis; gegen epidemische wie Cholera und Pest werden die Menschen nur durch vereinte Kräfte siegreich ankämpfen können. Denn die Vorsichtsmaßregeln in einem isolierten Lande bleiben ein toter Buchstabe, wenn man im Nachbarland das Übel sich ungehindert entwickeln und verbreiten läßt. Die Vorschriften bezüglich gesunder Wohnungen, der Desinfektion, der obligatorischen Anzeige ansteckender Krankheiten, der Impfung, der Vorkehrungen gegen die Viehseuchen werden nur dann nützliche Wirkung haben, wenn sie für alle Völker Europas übereinstimmend Anwendung finden.

4. Nirgends gibt es Gesetze, welche die Sicherheit der Fremden gewährleisten würden. Ein französischer Bürger genießt alle Gesetze seines Landes als Schutz gegen willkürliche Gewalt. Aber sowie er die Grenze überschreitet, kann der erstbeste Polizeigent ihn ohne Verhör, ohne Verteidigung einsperren oder ausweisen, je nach Belieben. Im föderierten Europa müßte jedem Staatsbürger seine persönliche Freiheit, seine Gewissensfreiheit und seine allgemeinen Rechte überall garantiert sein.

5. Hervorragende wissenschaftliche Unternehmungen können von einem geeinigten Europa viel besser gefördert werden als von einem ungeeinigten. Zum Beispiel die Erforschung der Polarländer, die ozeanographischen Arbeiten, die Lenkbarkeit der Luftschiffe, die Konstruktion der Flugmaschinen, die Nutzbarmachung der Naturkräfte zu industriellen Zwecken, die Herstellung bedeutender Sternwarten und viele andere Werke zur Förderung großer Interessen bedingen beträchtliche Geldmittel, denn die Wissenschaft wird immer kostspieliger. Ist ein umfassender internationaler Katalog von allem, was die Wissenschaft schon hervorgebracht und von allem, das sie täglich neu schafft, nicht etwas unentbehrliches? Bisher waren die großen Ausgaben der Völker bloß militärische und mehr als 3000 Milliarden sind von den Menschen dazu verwendet worden, um sich unglücklicher und unwissender zu machen. Der Augenblick scheint gekommen, in dem man den zehntausendsten Teil der Summe dazu ausgeben sollte, um etwas weniger unglücklich und etwas weniger unwissend zu werden.

6. Nicht nur die Wissenschaften, auch Schrifttum und Kunst, könnten eine mächtige Stütze erhalten. Die großen geologischen Museen, wie die wunderbaren Kunstsammlungen des Louvre, des

British Museum, des Vatikan, von Dresden, Madrid und Amsterdam bilden wahrhaftig ein Besitztum der ganzen Menschheit. Ebenso wie Italien der Stadt Florenz nicht den alleinigen Besitz der Schätze des Palazzo Pitti überläßt, so würde ich es begreifen, daß es für die Erhaltung hervorragender historischer Denkmäler, gewisser Museen und Büchereien internationale Vorschriften gäbe.

7. Wieviel gäbe es auch zu tun hinsichtlich der Verbreitung schöner Werke der Literatur, der Musik und des Theaters? Verbreitung bedeutet hier Übersetzung. Jedem, auch dem einfachsten europäischen Bürger, die zehn oder zwölf Meisterwerke menschlichen Geistes zugänglich zu machen und sie in seine Muttersprache zu übertragen, das wäre weder Unsinn, noch Schimäre. Die ästhetische und moralische Beziehung der Völker steht noch aus. Warum sollte das Weltparlament sich nicht auch mit dieser edlen und fruchtbaren Aufgabe befassen?

8. Um die wissenschaftliche und literarische Ausbildung im Hochschulwesen zu vervollständigen, ist es unbedingt nötig, daß die Hochschüler leicht von einer Hochschule an die andere gelangen, wie dies im XVI. Jahrhundert der Brauch gewesen — und dazu wäre die Gleichwertigkeit der Diplome mit einer gewissen Übereinstimmung im Unterricht notwendig. Diese Reform wäre ganz leicht durchführbar, wenn die Universitäten nicht gar so häufig von einer beschränkten Exklusivität wären und nicht so eifersüchtig ihre sogenannten Privilegien wahren würden. Trotzdem werden sie, bei der raschen Entwicklung aufstrebender Ideen, zu der Einsicht gelangen, daß man sich nicht isolieren soll, daß jegliche Einigung fruchtbringend ist und daß die Zukunft der Wissenschaft auf dem Austausch der Intelligenz aller Nationen beruht.

9. Einführung der Gleichheit der Maße, der Münzen, des Meridians, des metrischen Systems, der internationalen Normalzeit, sind leicht durchzuführende Reformen, die bereits zur Hälfte erreicht und mit sehr geringer Mühe vollständig zu Ende geführt werden könnten.

10. Die Regulierung der Fischereigesetze, um die Entvölkerung der Gewässer zu verhindern; die Organisation des Signalwesens der Leuchttürme; die Schutzmaßregeln gegen die Abholzung, die Einführung eines allgemeinen Telegraphennetzes; der Durchstich der Berge, die Konstruktion unterseeischer Tunnel; die

Anlegung von Kanälen: wieviele solche Werke könnten durch die Vereinigung der Nationen geschaffen werden, die bisher durch die Trennung der Interessen nicht durchzuführen waren?

11. Weshalb nicht auch noch eines anderen Fortschrittes erwähnen? Der Versuch zur Begründung einer zukünftigen Weltsprache wäre zu unternehmen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß wir zwei Muttersprachen haben können (wie die Basken, Provenzalen, Finnländer, Schweizer, Flamländer, Walliser, Bretonen), es ist also möglich, der Muttersprache aller Staatsbürger Europas eine Universalsprache anzufügen. (Welche?) Das wäre für sie dasselbe, wie das englische für die Walliser, das französische für die Bretonen, das schwedische für die Finnländer. Sicherlich erscheint das den positiven Leuten wie ein Traum. Aber wir wissen, daß positiv sein soviel bedeutet, wie nicht nachdenken. Die Positiven hätten vor vierhundert Jahren denjenigen als Erznarren behandelt, der an eine gemeinsame Sprache der Bewohner von Bajonne, Brest, Nizza, Ajaccio, Lille und Toulouse geglaubt hätte. Dieser Traum erschien derart absurd, daß man ihn nicht für möglich gehalten hätte und daß unser großer Robert Estienne für wahnwitzig angesehen wurde.

Doch was liegt an solchen Einwänden? Wie getrieben durch eine unwiderstehliche fatalistische Kraft geht die Menschheit der Einigung entgegen. Die materielle Einigung wird nur langsam vor sich gehen; denn die Union der Völker wird vor allem ihre Unabhängigkeit respektieren müssen, die noch tausendmal wertvoller ist als ihre Vereinigung. Aber die Unabhängigkeit verträgt sich sehr wohl mit der moralischen Einheit. Wohlan, die moralische Einheit wird da sein, vom Augenblicke des Zustandekommens jener ersten universellen Körperschaft. Die ganze zivilisierte Welt wird endlich ihr Parlament haben, diese lang erhoffte Volksvertretung, wo die verschiedenartigsten Sprachen vielleicht vernommen werden, aber wo ein gleicher Geist herrschen wird. Wie es Lamartine in prophetischen Versen vorausgesagt:

Le monde en s'éclairant aspire à l'unité.

(Die fortschreitende Welt strebt nach Einigkeit).

Man hat mit Recht die menschliche Gesellschaft mit einem lebenden Organismus verglichen. Auf der untersten Sprosse der animalischen Leiter gibt es rudimentäre Geschöpfe, die bloß aus Zellen bestehen. Diese Zellen führen jede ihr eigenes Leben, ohne

miteinander verbunden zu sein. Sie vollziehen ihre Entwicklung in voller Selbständigkeit, ohne etwas von den Nachbarzellen zu wissen und ohne Selbstbewußtsein. Sie haben kein Eigenbewußtsein und vegetieren still weiter, wie ein blinder Mechanismus, der sich selbst nicht kennt. Doch nach und nach, indem die Lebewesen sich vervollkommen und komplizieren, entsteht ein Bindeglied, das eine Zusammengehörigkeit unter den verschiedenen Gruppierungen herstellt. Es bildet sich ein Nervensystem, welches die vereinzelt Zellengruppen miteinander verbindet, ihre Eindrücke empfängt, sie dem Nervenzentrum zuleitet und wieder an die Peripherie zurücksendet in modifizierter, verarbeiteter und verwandelter Form. Dem dunklen fragmentarischen Bewußtsein der ersten Zellen-gruppierung gesellt sich bald das zwar auch noch dunkle Bewußtsein der isolierten Organe zu. Hierauf wird dieses zusammengesetzte Bewußtsein heller und sich selbstbewußter; die Autorität des Nervensystems befestigt sich immer mehr und indem sich das Bewußtsein der Einzelorgane vervollkommnet, erhält das synthetische und zentrale Bewußtsein, welches sie alle leitet, die Oberherrschaft.

Auf diese Weise vollzieht sich in den Augen des Naturalisten die Evolution alles Lebens; er vergleicht die niedrigsten Organismen, jene fast form- und zusammenhangslosen Zellenhaufen mit den höheren Wesen, welche zwar auch aus zellulären Anhäufungen bestehen, bei denen jedoch ein zentrales, mit Selbstbewußtsein begabtes Nervensystem die Bewegung und Ernährung aller Teile leitet.

In den Augen des Philosophen macht die Evolution der Gesellschaft die gleichen Phasen durch:

Anfangs, in der ersten Zeitepoche der Menschheit, vereinzelte Gruppen, die durch keinerlei Verband zusammenhingen. Später entsteht nach und nach eine Art vages Sichselbstbewußtwerden dieser Gruppen: zuerst die Stadt, dann die Provinz, dann das Vaterland, lauter soziale Formen, deren Individualität täglich mächtiger wird, dank der Entwicklung ihres Bewußtseins. Und während sich das lokalisierte Selbstbewußtsein stärker entwickelt, strebt es darnach, sich zu einem allgemeinen auszugestalten, zu welchem das Ichbewußtsein aller Vaterländer konvergiert.

Bis heute hat das europäische Selbstbewußtsein noch nicht den Organismus gefunden, der ihm gestattet, sich zu offenbaren.

Aber sobald sich dieser gebildet haben wird, dann wird dieses Streben nach Vereinigung unter allen möglichen Gestalten zu Tage treten.

Drei Jahrhunderte lang haben Deutschland und Italien nach Vereinigung gestrebt; und nach heroischen Kämpfen ist sie ihnen endlich zu teil geworden. Ebenso wird Europa bald – und auf friedlichem Wege – seine Einigung erlangen können.

Strebt das europäische Selbstbewußtsein nach Einigkeit, so geschieht es, weil Europa begriffen hat, daß die Einigkeit die Bürgerschaft der Selbständigkeit ist. Eben erwähnten wir die heilige Unabhängigkeit der Nationen die unberührt bleiben soll; und wir bemühten uns zu beweisen, daß ein internationales Welt-Parlament, das Werkzeug der beginnenden Einigkeit, keiner einzigen Nation auch nur den kleinsten Bruchteil ihrer Unabhängigkeit rauben würde. Damit ist aber nicht genug gesagt. **Nicht nur daß die Einigkeit die Unabhängigkeit nicht zerstört, sie befestigt sie vielmehr.** Diese beiden Ideen widersprechen einander nicht, sondern bestätigen einander. Dürfen wir jetzt von Unabhängigkeit reden, wir, die der Zufall eines unglücklichen Krieges in die Hände eines Despoten stürzen kann? Können Holland, Belgien, Griechenland, Dänemark sich selbständige Staaten nennen, die sich nur auf die gegenseitige Eifersucht ihrer mächtigen und habsüchtigen Nachbarstaaten zu ihrer Verteidigung stützen können? Unter der anarchischen Herrschaft der Gewalt ist jede Souveränität zerbrechlich, jede Freiheit in Frage gestellt. Nur allein durch die Einigung wird die Menschheit Unabhängigkeit erringen.

Das Internationale Parlament wird anfangs bedeutungslos sein. Seine Macht gleich Null. Es wird keine Minister haben, vielleicht kaum das Rudiment eines Budgets. Aber die Kraft der Ereignisse wird dafür sorgen, ihm die noch mangelnde Macht zu gewähren.

4. Die Föderation Europas ist vollbrachte Tatsache.

Als Viktor Hugo zum erstenmal das wunderbare Wort „Vereinigte Staaten von Europa“ aussprach, wurde ihm durch Gelächter und Hohnrufen erwidert. Jemand, ich weiß nicht mehr wer, rief sogar verächtlich aus: „Oh diese Poeten!“ Der arme Wicht! In seinen Augen erschien die Poesie als Beweis von Blödsinnigkeit.

Seit dem haben sich die Zeiten mächtig geändert.

Vor einigen Monaten, dank der geistvollen Initiative von Barbusse, hat eine vielgelesene Zeitschrift einen Preis ausgesetzt für eine Konkurrenzarbeit zur Herstellung der besten Landkarte von Europa, welche nach einem bestimmten Schema eingeteilt sein sollte, um den Weltfrieden zu sichern.

Ich hatte Gelegenheit die 75 eingesandten Manuskripte zu sehen. Es waren von überall welche gekommen. Nun! Fast alle Konkurrenten kamen zu dem Schluß, daß die Organisation der Vereinigten Staaten Europas notwendig für den Fortschritt und das Wohl der Zukunft des Menschengeschlechtes sei.

Diese Konkurrenten waren nichts weniger als berühmte Schriftsteller oder tiefe Denker; es waren einfache, wenig belebte, mittelmäßig gebildete Leute. Diese Ratschläge, die auf eine europäische Föderation hinwiesen, entsprangen nicht den Empfindungen einer Elite, sondern denen der großen Menge. Möglich, daß die Elite der Intelligenz dem Gedanken der Vereinigten Staaten von Europa feindlich gegenübersteht. Immerhin, der gewöhnliche Menschenverstand wird es sein, der Recht behält.

Er hat Recht, theoretisch wie praktisch: in der Theorie wie wir eben gesehen haben, weil die Föderation Europas den Frieden und die Unabhängigkeit der Völker bedeutet, und in der Praxis, weil diese Föderation bereits Tatsache geworden ist.

Ist sie auch noch unvollendet und erst in der Entwicklung begriffen, alle Bestandteile des ungeheuren Apparates existieren doch schon. Man braucht nur die Augen zu öffnen, um zu sehen und ich glaube, daß die gemachten Entdeckungen diejenigen in höchstes Erstaunen versetzen müssen, welche die Föderation Europas als Hirngespinnst behandelt haben. Eben als ich die Fortschritte aufzuzählen unternahm, die ein internationales Parlament durch die Einigung Europas schaffen könnte, da schien es mir, als würde ich eher das Geschaffene, als das Zuschaffende anführen; und ich ärgerte mich über die Armseligkeit meiner Einbildungskraft, denn ich fand als Fortschrittseroberungen der Zukunft bloß das, was bereits erungen war.¹⁾

¹⁾ Man muß das Werk von A. H. Fried lesen und studieren: „l'Annuaire de la vie internationale“, welches er unter den Auspizien des Institut international de la Paix von Monaco veröffentlicht hat. Das ist nur ein Jahrbuch und es ist kein Raum für Philosophie, Philantrophie, Moral und anderen Unsinn in

Das internationale Weltparlament existiert: es ist die interparlamentarische Konferenz, und es brauchte nur ein Weniges, um sie zu einem wahrhaftigen Weltparlament, zu einem zentralen und tatsächlichen Organ der Föderativ-Allianz der Völker zu verwandeln.

Neben der interparlamentarischen Konferenz, der permanente Schiedshof im Haag. So haben sich also die beiden fundamentalen Organisationen der vereinigten Weltstaaten beiläufig gebildet: die gesetzgebende Macht und die juridische Macht.

Ich kann hier nicht einzeln auf alle diese intern. offiziellen oder nicht offiziellen Institutionen eingehen. Ich muß mich mit der Anführung der Nomenklatur begnügen, welche in ihrer Trockenheit eine so beredte Sprache spricht.

Zuerst mögen hier diejenigen genannt werden, welche offiziell durch die Regierungen anerkannt sind:

1. Weltpostunion.
2. Internationales Maß- und Gewichts-bureau.
3. Internationale Union zum Schutz des industriellen Eigentums.
— Internationale Union zum Schutz des literarischen und künstlerischen Eigentums.
4. Internationale seismologische Gesellschaft.
5. Internationale geodätische Gesellschaft.
6. Internationaler ständiger Rat für Meeresforschung.
7. Internationales ständiges Landwirtschaftsinstitut.
8. Internationale Union der Telegraphenverwaltungen.
9. Internationales Sekretariat zur Vereinheitlichung der aktiven Medikamente.
10. Internationales Reglement für die Seeschifffahrt und internationale Union für die Anwendung eines einheitlichen Kodex für Seesignale.
11. Internationale Verständigung für die Errichtung und Unterhaltung eines Leuchtturms am Kap Spartel.
12. Internationale Konvention für die Schifffahrt im Suezkanal.

dieser Sammlung von Dokumenten, Ziffern, Statistiken und Namen. Die Zahl dieser int. Vereinigungen, die, wie man sehen wird, sehr verschiedener Art sind und mehrere davon, ich gebe es zu, von nicht besonderer Wichtigkeit sind, beläuft sich auf 170. Welches bessere Beispiel könnte den Beweis liefern, daß die Europäer unstreitig die Einigung von Europa anstreben? Tatsachen sagen mehr als Phrasen.

13. Internationale Konvention betreffend den Kongofreistaat.
14. Internationale Donaukonvention und europäische Donaukommission.
15. Internationale Union für Eisenbahnfrachtenverkehr.
16. Internationale Union für die Veröffentlichung der Zolltarife.
17. Internationale ständige Zuckerkommission.
18. Internationale Union für den Schutz des neutralen Handels in Kriegszeiten.
19. Internationale Kriminalistenkommission.
20. Internationale Union für die Unterdrückung des Sklavenhandels in Afrika.
21. Internationales Übereinkommen betreffend die Unterdrückung des Mädchenhandels.
22. Internationale Konvention zum Schutz der verwundeten Soldaten auf dem Schlachtfelde. Genannt „Genfer Konvention“ oder „Rotes Kreuz“.
23. Internationale Konvention gegen die Anwendung unhumaner Geschosse.
24. Internationale Konvention zur Regelung der Gesetze und Gebräuche im Landkriege.
25. Internationale Konvention für den Schutz der für die Landwirtschaft nützlichen Vögel.
26. Internationale Konvention für den Schutz der afrikanischen Tierwelt.
27. Internationale Union gegen die Verbreitung der Pest.
28. Internationale Union gegen die Verbreitung der Cholera.
29. Internationale Konvention zur Verhütung der Einschleppung und Verbreitung der Reblaus.
30. Internationale Konzession in Shanghai.
31. Internationale Konvention betreffend die Autonomie und die provisorische Okkupation von Kreta.
32. Organisation einer internationalen Gendarmerie in Mazedonien.
33. Schaffung und Reglement einer Fischereipolizei in der Nordsee.
34. Internationale Konvention für Arbeiterschutz. Phosphorverwendung. Verbot der Nachtarbeit der Frauen.
35. Internationale Gesellschaft zur Bekämpfung der Tuberkulose.
36. Internationaler Kongreß für Wohnungshygiene mit einer internationalen Kommission.

37. Internationaler Ärztekongreß.
38. Internationaler Psychologenkongreß.
39. Internationaler Zoologenkongreß.
40. Internationaler Botanikerkongreß.
41. Internationaler Chemikerkongreß.
42. Internationaler Metrologenkongreß.
43. Internationaler Kriminalistenkongreß.
44. Internationale Seerechtskonferenz.
45. Internationales statistisches Institut.
46. Internationaler Kongreß für Arbeitsunfälle und soziale Versicherungen.
47. Internationaler Kongreß zum Schutz vernachlässigter Kinder, entlassener Strafgefangener, der Bettler und Landstreicher.
48. Internationaler Grubenarbeiterkongreß.
49. Internationaler Kongreß der Textilarbeiter.
50. Internationale ständige Gesellschaft der Schifffahrtskongresse.
51. Weltwirtschaftskongreß.
52. Internationaler Bergwerk- und Metallarbeiterkongreß.
53. Internationales Friedensbureau.
54. Internationaler Studentenkongreß.
55. Internationales Kriegs- und Friedensmuseum.
56. Internationales oceanographisches Museum.
57. Internatonaler Katalog der wissenschaftlichen Literatur.
58. Internationale chirurgische Gesellschaft.
59. Internationales Physiologenkomitee.
60. Internationale Gesellschft des Institut Meray.
61. Internationales Laboratorium am Monte-Rosa.
62. Institut für internationales Recht.
63. Internationale Vereinigung der Akademien.

So lang diese Liste auch sei, so ist sie doch nur ein Resumé; aber man kann sich beim Durchlesen derselben eines Gefühls der Bewunderung nicht erwehren.

So haben die Menschen – obwohl entzweit durch eine ganze lange Vergangenheit von Blut und Kriegen; getrennt durch abgrundtiefe Verschiedenheit ihrer Konfessionen, ihrer Regierungsarten, ihrer Sprachen und Sitten; durch eine überall verbreitete Hetzpresse zu allen Ausschreitungen eines haßerfüllten Nationalismus getrieben; schon in den Vorbereitungsschulen durch einen verwerflichen Unter-

richt zu einem falschen Patriotismus großgezogen: haben die Menschen doch trotz alledem die Notwendigkeit der Union begriffen. Von sicherem Instinkt geleitet, haben sie gefühlt, daß darin die Zukunft der Menschheit liege und so haben sie die Basis zu dieser europäischen Föderation gelegt, die bereits weiter als zur Hälfte durchgeführt ist. **In jeder Hinsicht, außer der politischen, ist das heutige Leben international.**

In der Bibliothek eines Franzosen z. B. finden wir Autoren aus allen Ländern. Nicht bloß Shakespeare oder Göthe, Dante und Cervantes, Ibsen und Tolstoi, sondern auch solche Autoren, die nicht auf dieser Höhe stehen. Gibt es einen französischen Schriftsteller, der nicht Manzoni, Leopardi und Silvio Pellico gelesen hätte? Oder Heine und Lessing? Oder Björnson und Turgeniew, Schopenhauer, Andersen, Dostojewski, Sienkiewicz, Herbert Spencer, Dickens, Walter Scott, Rudyard Kipling, Wells? Welcher gebildete Ausländer hätte nicht auf seinem Büchertisch neben unseren modernen französischen Schriftstellern (ich spreche nicht von Viktor Hugo, noch von Béranger, Michelet, Balzac, Bossuet) d. h. Jules Verne, den der deutsche Kaiser mit Recht so hoch schätzt; Erkmann, Chatrian, G. Flaubert, Sully Prudhomme, Taine und Renan? Dieselben Werke ungefähr fände man in allen Salons und allen Bibliotheken von Europa.¹⁾

Das Theater ist wahrhaft international geworden. Stücke von Hauptmann oder Sudermann, Meisterwerke von Ibsen und d' Annunzio, haben das empfängliche französische Publikum entzückt, ebenso als gewiß unsere einheimischen dramatischen Kunstwerke im Ausland vollste Bewunderung finden, möge es sich um Sardou oder Augier handeln, um Mailhac oder Rostand, Dumas oder Hervieu.

Auf dem Gebiete der Wissenschaft herrscht der Internationalismus selbstverständlich unumschränkt. Die Laboratorien sind

¹⁾ Brunnetière selbst ist gezwungen, dies zuzugeben: „Es könnte sein,“ sagt er, „daß die Völker, wenn sie weniger in ihre Grenzen eingengt wären, dazu kämen, die ausgeprägten Merkmale einzubüßen, welche sie heute als Nation charakterisieren, in derselben Weise als durch den Wechsel der Kommunikation unsere ehemaligen Provinzen ihre alte Originalität verloren haben. Die Zeit scheint heranzukommen, wo das Schriftwerk nicht mehr anders seine nationale Abstammung verraten wird, als durch besonders feine Merkmale, welche schwer zu erkennen sein werden.“

(Etudes critiques sur la littérature française 1894. 3. Aufl. P. 324.)

nach den gleichen Bedingungen errichtet, sodaß, wenn man in irgendein Laboratorium der Chemie, der Physiologie oder der experimentalen Pathologie eintritt, man wirklich nicht zu sagen weiß, ob man in Upsala oder Turin, in Cambridge oder Moskau, in Heidelberg oder Paris ist. Die technischen Fachzeitschriften sind durchaus international: viele veröffentlichen ihre Mitteilungen in diversen Sprachen. Die analitischen Spezialpublikationen erstatten höchst sorgfältig ausgeführte Berichte mit unanfechtbarer Vorurteilslosigkeit über alles, was in dieser oder jener Wissenschaft veröffentlicht wird. Was die Bibliographie betrifft, so ist es einleuchtend, daß sie nicht anders als international gehalten sein kann. Da ein jeder angesehene Bibliograph die Titel wissenschaftlicher Abhandlungen unübersetzt anführt, so ist es selbst da unmöglich zu bestimmen, ob diese oder jene Bibliographie aus Frankreich, England, Amerika, Deutschland oder Italien herrührt.

Von Zeit zu Zeit stattfindende Kongresse, die immer häufiger werden, immer stärker besucht sind, vereinigen jene Männer, die sich derselben Wissenschaft widmen. Ich stehe in Verbindung mit den hervorragendsten Gelehrten der Physiologie Deutschlands, Englands, Italiens, Schwedens, Rußlands, der Vereinigten Staaten, Belgiens, Hollands und der Schweiz, nicht bloß durch schriftlichen Gedankenaustausch, sondern auch durch die Bande persönlicher Sympathie und Wertschätzung, denn ich hatte zu wiederholtenmalen Gelegenheit, meine gelehrten Kollegen kennen und achten zu lernen. Und das ist gewiß kein außergewöhnlicher Fall: es ist das allgemein übliche. Heute sind alle Gelehrten, welche die gleiche Wissenschaft pflegen, nicht bloß Kollegen, sondern Freunde, trotz der Verschiedenheit der Nationalität und Sprache. Die Zoologen, Chemiker, Mathematiker, Astronomen, Botaniker bilden sozusagen eine große, geeinigte Familie: es ist dies eine wahre Heimat im Kleinen auf wissenschaftlichem Gebiete, ebenso lebensfähig als das große Vaterland der Nationen.

In der Kunst steht es ebenso wie im Wissen.

Will man eine Oper anhören, so beschäftigt man sich nicht mit der Frage, ob der Komponist ein Wagner, Rossini oder Gounod — Deutscher, Italiener oder Franzose ist. Musikwerke sind international, bezüglich des Geburtslandes des Tondichters wie des

Sujets selbst. Carmen, Mignon, Wilhelm Tell, Aida, Faust, Lohengrin, sind Eigentum aller Nationen.

Die Architektur, Bildhauerei und Malerei haben glücklicherweise keine bestimmte Nationalität. Wohl gibt es englische und französische Meister. Aber es ist ein Fehler im Sprachgebrauch, wenn man, indem man von den Schülern Rubens und Rembrandts spricht, „holländische Schule“ oder von den Schülern Rafaels und Tizians „italienische Schule“ sagt.

Das Geistesleben, möge es sich um Professoren oder Schriftsteller, um Gelehrte oder Künstler handeln, ist also ungefähr überall dasselbe; und alles strebt dahin, diese Gleichheit zu festigen durch die Gleichheit im materiellen Leben. Zeitungen und Revuen sind auf denselben Typus eingestellt; die Theater funktionieren auf die gleiche Art. Die Kaufläden bieten die gleichen Waren. Die Schnelligkeit des Reisens hat den Verkehr zwischen den Bewohnern der verschiedenen Länder vermehrt. Heutigen Tages ist es leichter, von Paris nach Moskau zu gelangen, mit der Hinreise über Berlin und der Rückreise über München, Wien und Rom, als es ehemals für Frau von Sevigné gewesen, nach Versailles oder Marseille zu kommen. Welcher halbwegs bemittelte Engländer hätte sich nicht schon einmal im Leben von seiner Insel weggegeben? Welcher Franzose von Kultur wäre nicht einmal über die Grenze gekommen? Paris wird alljährlich von einer Million Fremden besucht. In den kleinen Orten der Schweiz und Italiens gibt es ebensoviel Ausländer als Einheimische.

Trotz der widersinnigen Einrichtung der Zölle, sind alle unsere Gebrauchsgegenstände an Konsumartikeln, Kleidern und Wohnungseinrichtung wahrhaft internationale Produkte. Die überseeischen Früchte erscheinen auf jedem Tisch. Reis, Kaffee, Pfeffer, Schokolade, kommen aus fernen Zonen und man findet diese Produkte allenthalben. Weine, Biere, Liqueure, Käse, Fleischsorten etc., alles das ist gemischt; und die Menus der Fürsten in Palästen, der Reisenden in den Hotels oder der Bürger an ihrem Herd, sind zuweilen von einer unerfreulichen Einförmigkeit in allen Ländern.

Die Art, sich zu kleiden, ist auch dieselbe. Oft ist man in größter Verlegenheit, zu wissen, welcher Nationalität Reisende angehören, die uns auf unserem Wege begegnen. Es ist dasselbe

Tuch, derselbe Wollstoff, dieselbe Leinwand, die uns allen zur Bekleidung dienen. Die Moden, welche sehr rasch wechseln, in einem Lande mehr, in dem anderen weniger, schaffen eher Gleichheit, als Unterschiede.

Und was den Stil der Möbel betrifft, so bietet er größere Ähnlichkeit in dieser oder jener Zeitepoche, als in diesem oder jenem Lande. Es gibt einen Stil von 1906; aber keinen besonderen deutschen Stil von 1906, keinen englischen, keinen französischen. Die Weltausstellungen und die internationalen Handelsbeziehungen haben die äußeren materiellen Lebensbedingungen für alle Europäer so ziemlich gleich gemacht; denn sowie ein Fortschritt durch irgendein industrielles Unternehmen erreicht ist, benützen ihn augenblicklich alle Konkurrenten, in Frankreich oder auswärts, um ihn nachzumachen, sodaß er Gemeingut wird. Die Ähnlichkeit aller industriellen Erzeugnisse ist auffallend und man muß wirklich vom Handwerk sein, um zu entscheiden, aus welchem Lande diese oder jene Photographien, Porzellangegegenstände, Stoffe oder Papiererzeugnisse herrühren. Was die Post, Telegraphie und die Eisenbahnen betrifft, so sind sie die Gleichheit selbst. Die großen Hotels für Reisende und Touristen sind alle auf dieselbe Art eingerichtet und geleitet, sodaß diese Uniformität zuweilen komisch wirkt. Hier ist alles international und kosmopolitisch.

Man wird mit einiger Berechtigung einwenden, daß diese Invasion von Internationalismus bloß einen Teil der Bevölkerung berührt und zwar den kleinen, während die große nationale Masse ihre Tradition bewahrt hat. Die Bauern der Bretagne, Kataloniens, Schottlands, Schwabens, Tirols, Siziliens haben nichts kosmopolitisches in ihrer Lebensweise und sie denken in allem heute noch ungefähr wie ihre Großväter vor 200 Jahren. Möglich. Aber was soll man daraus schließen?

In vielen Provinzen von Italien, Spanien, Deutschland und Frankreich haben sich die alten Bräuche erhalten. Vergebens hat sich Italien geeinigt: die Wesensart des Landvolkes hat sich nicht verändert; sie sind Piemontesen, Sarden, Sizilianer geblieben, trotz der politischen Einigung. Umsonst ist Frankreich administrativ zentralisiert worden; es gibt immer noch ein ausgeprägtes provinzielles Leben und auf dem Lande haben die Sitten kaum eine Ver-

änderung erfahren. Mögen die Sizilianer sich gleich geblieben sein, wie die Katalonier, die Bretonen es geblieben sind, das soll nicht bestritten werden. Aber man wird deshalb nicht behaupten können, daß die Einheit Italiens, Spaniens und Frankreichs nicht bestehe. Warum also sollte man gegen die Einigung Europas Argumente anführen, die man der Einigung Frankreichs, Italiens und Spaniens gegenüber nicht anwendet?

In Wahrheit sind es nicht jene braven Bauern, Gebirgsbewohner, Fischer und Winzer, die, an ihren urväterlichen Traditionen haftend, die Völker ihrer neuen Bestimmung zuführen. Sie führen nicht, sondern sie werden geführt. Sie folgen nur langsam nachkommend den Impulsen, welche durch den wirkenden Teil der Nationen gegeben werden, den Bewohnern der Städte, die den Landbewohnern allmählich ihre eigene Lebensführung aufdrängen. Die Beständigkeit der ererbten Gewohnheiten der ackerbauenden Klassen bleibt auch ohne allen Einfluß auf die Evolution der Nationen. Aber in den Städten ist das Leben für die Bürger, wie für die Arbeiter, international.

Jeder Tag verstärkt dies Gepräge des Internationalismus.

Ob man sich darüber freut oder es bedauert, gleichviel. Die Tatsache, daß wir ein internationales Leben führen, bleibt feststehend. Es gibt einen europäischen Seelenzustand. Die Art zu leben, ist der Politik vorangeschritten; denn Europa besitzt noch keine politischen föderativen Institutionen, es besitzt jedoch eine **föderierte Moral**, welche der föderierten Politik vorausgeht. Zwischen den Künsten, der Wissenschaft, der Industrie haben sich Bande gebildet, welche zu zerreißen die dumme Politik nicht imstande ist. Daher der Kampf zwischen diesen beiden Großmächten, von denen die eine die Glieder der großen Menschenfamilie trennen, die andere sie vereinigen möchte. Es ist nicht schwer zu erraten, wer den Sieg davontragen wird. Ein paar verschiedene Beispiele werden zeigen, daß jenes dunkle Bewußtsein, von dem ich höher oben gesprochen, in Europa zu erwachen beginnt.

War nicht zu Anfang des Transvaalkrieges ganz Europa von dem einmütigen Empfinden des Widerwillens gegen die Gewalttätigkeit Englands und der Bewunderung für den Heldenmut der

Buren erfaßt? Und gab es in der Dreyfußaffäre nicht dieselbe einmütige Empörung gegen die ungerechten Richter und Bewunderung für jene wenigen Männer, welche heilige Gerechtigkeit beseelte?

Gewisse Katastrophen, wie das schreckliche Unglück in den Minen von Courrières, wie der Ausbruch des Vesuvs, rufen augenblicklich, sobald der Telegraph davon Kunde bringt, überall die gleichen Gefühle des Entsetzens hervor. In solchen Momenten ist man weder Spanier noch Pole, noch Däne, man ist **Mensch** und man fühlt sich ergriffen von dem Unglück jener Ausländer, als wären sie unsere Landsleute.

Sobald man von einer neuen Entdeckung Kunde erhält, wird darüber von der ganzen Tagespresse berichtet. Die Neuigkeit dringt in die entferntesten kleinsten Dörfer der ganzen Welt. Die Eroberung wird Gemeingut. Sechs Monate nachdem Röntgen die X-Strahlen entdeckte, war diese Tatsache überall bekannt. Als Marconi die drahtlose Telegraphie erfand, war im darauffolgenden Jahr die Anwendung schon allgemein. Welch ein packender Kontrast zwischen der gegenwärtigen Schnelligkeit der Verbreitung und der Langsamkeit in der Veröffentlichung früherer Entdeckungen! Harvey erschien 80 Jahre nach der Entdeckung des Blutlaufes durch Michel Servet; und noch 60 Jahre hat es gebraucht, bis das Werk Harveys bekannt geworden. In unseren Tagen würde eine solche Entdeckung im Verlauf von einem Jahre schon in allen Vorbereitungsschulen gelehrt werden.

Die Eisenbahnen, die Telegraphen, die Presse mit ihren raschen Informationsmitteln; die jetzt so leichte und wenig kostspielige Art des Reisens; die Kongresse und die allgemeinen Weltausstellungen, die sich stets vermehren; vor allem das siegreiche Fortschreiten aller Industrie- und Handelsverbindungen, die, anstatt sich wie ehemals innerhalb der Landesgrenzen abzuschließen, ihre Absatzgebiete in der Ferne suchen; alles dieses wetteifert darin, das internationale Leben intensiver auszugestalten.

Auch sind — und das ist die Hauptsache — die Interessen der Europäer die gleichen. Indem sie dieselbe Lebensweise führen, haben sie bezüglich ihrer individuellen und kollektiven Wohlfahrt die gleichen Wünsche und Befürchtungen: den Wunsch nach Frieden

und die Furcht vor dem Krieg. Alle diese Staatsbürger der verschiedenen Länder benötigen der Ruhe, der Sicherheit, der Freiheit. Nun, wenn die gleichen Verlangen die Menschen beseelen, dann ist die moralische Einigkeit hergestellt.

Einerseits also die beginnende politische Einigung, zum Teil schon verwirklicht durch die interparlamentarische Konferenz, den Haager Schiedsgerichtshof und zahllose Vereinbarungen, zu denen sich die Regierungen feierlich verpflichtet haben; andererseits die bereits vollzogene moralische Einigkeit; das ist mehr als wir brauchen um zu beweisen, daß die Föderation Europas nichts weniger sei, als ein Hirngespinnst.

Die politische und die intellektuelle Einigung sind aber nicht alles. Die soziale Einigung wird sich vollziehen und ihre Macht wird sicherlich unwiderstehlich sein.

Die Sozialistenpartei hat die Vereinigung der Sozialisten aller Staaten und eine dementsprechende Aktion versucht. Bis dahin hatte noch keine politische Partei es unternommen, sich zu föderieren in der Art, daß sich alle jene Männer, welche die gleichen Anschauungen zusammenführen, in einer homogenen Gruppe über ein identisches Programm vereinigen, obwohl die Verschiedenartigkeit der Nationalität sie trennt. Tatsächlich versammeln sich alljährlich die sozialistischen Delegierten zu einer ansehnlichen Zusammenkunft, um die Taktik festzustellen, die in den Wahl- und anderen Kämpfen eingehalten werden soll, die sie gegen die kapitalistische Gesellschaft vorbereiten. Eine ungeheure Kriegsmaschine, die, wenn die Union sich verwirklichen läßt, des Triumphes sicher wäre, ungeeinigten Gegnern gegenüber.

Aber diese Union ist nicht zu verwirklichen: denn die Sozialisten können nicht in allen Ländern die gleiche Polemik führen, die gleiche Leitungslinie annehmen, um den Erfolg ihrer Ideen zu sichern. Von dem Moment an, als der Sozialismus eine politische Partei zu werden anfängt, tritt er in das politische Handgemein und besitzt dann in Italien, Frankreich, Deutschland und England weder dieselben Parteigenossen, noch dieselben Gegner, sodaß jeder Versuch eines gemeinschaftlichen Vorgehens von vornherein scheitern muß. Man braucht nur die Berichte der stürmischen und verwirrten Sitzungen zu lesen, bei denen die sozia-

listische Partei, einer widersinnigen Gleichheit zustrebend, den Versuch macht, die Einigkeit in den Feldzügen gegen die bürgerliche Partei herzustellen.

Daß sich die Sozialisten aller Länder vereinigen, um eine philosophische oder doktrinäre Idee zu verteidigen: das hat seine vollkommenste Berechtigung. Sicherlich kann solches Zusammenwirken für den Gegenstand nur nützlich sein. Aber man versteht schwer, wie sie zur Tat führen soll. Es wäre dies eben ein Kongreß wie jeder andere, wie Kongresse für Geodesie oder Ornithologie, welche zwar ein gewisses wissenschaftliches Interesse bieten, aber keineswegs zu unmittelbaren praktischen Schlüssen führen.

Jedoch, wenn auch die politische Einigung der Sozialisten im voraus als unfruchtbar erscheint, so ist die Sache eine ganz andere, wenn sich die Arbeiter aller Länder zu einer Föderation verbinden. Die Einigung der Aktion, die für die Sozialisten unausführbar ist, kann zwischen den Bergleuten, den Buchdruckern oder den Mechanikern aller Länder bestehen, denn hier gibt es die Gleichheit der Interessen. Gewiß sind in den internationalen Verbänden der Bergleute oder Buchdrucker oder Mechaniker die sozialistischen Ideen vorherrschend. Sie werden es vielleicht auch immer mehr und mehr. Mögen sie es doch! Nicht als Sozialisten sind ihre Vertreter erschienen, sondern als Bergleute, Buchdrucker und Mechaniker. Sie haben sich gegen dieselben patronalen Organisationen zu wehren und ihre Forderungen sind ungefähr die gleichen. In Anzin oder Newcastle, oder Charleroi oder Bochum, überall sind es so ziemlich dieselben Hindernisse, die den Bergwerksarbeitern im Wege stehen. Dieselben Arbeitgeber, dieselben Widersacher. Nichts ist daher berechtigter, als eine Verständigung zwischen diesen wackeren Leuten, deren Lebensinteressen die gleichen sind, obwohl sie aus den verschiedensten Ländern zusammenströmen, um sich zu einer gemeinsamen Abwehr zu vereinen.

Ihre Macht wird unermeßlich sein, wenn sie einmal das Band der Solidarität, das sie vereint, fester knüpfen. Die Errichtung von Arbeitersyndikaten, Hilfskassen, Abstimmung über Ausstände, Regulierung der Löhne, Verbesserung der hygienischen Einrichtungen, obligatorische Hilfeleistungen: das alles sind Reformen die zum Ziele führen, wenn diese Arbeitervereinigungen im Bewußt-

sein ihrer Macht klug genug sein werden, um ihre Kräfte nicht zu mißbrauchen, und besonders wenn sie verstehen werden, einig und international zu bleiben, denn das ist die einzige Hoffnung zur Befreiung des Arbeiterstandes.

Wir haben hier diese ernstesten Probleme nicht weiter zu behandeln. Dies ist nicht das Ziel dieser Schrift. Es genügt uns, gezeigt zu haben, daß, ebenso wie die Intellektuellen, auch die Arbeiter zu der Erkenntnis gekommen sind, daß die internationale Einigung notwendig sei. Fügen wir noch hinzu, daß es sich nicht mehr um ein **Streben** nach Einigkeit handelt, nein! Die Einigung ist eine **Tatsache**. Es gibt heute bereits eine internationale Assoziation der Bergarbeiter, wie der Buchdrucker. Beide nehmen an Umfang so mächtig zu, daß die Meister sich gezwungen sehen, sie mit Rücksicht und wie ihresgleichen zu behandeln. Andere Assoziationen werden morgen entstehen; demnächst werden die Arbeiter aller Berufsarten und Gewerbe sich kräftig verbünden, in der großen europäischen Föderation kleinere professionelle Föderationen bildend. Wenn also die Arbeitgeber, um dieser entstehenden Großmacht gewachsen zu sein, sich nicht auch zur Einigung entschließen, werden sie bald unterlegen sein. Nur durch die Einigung werden sie den vereinigten Kräften der Arbeiter ebenbürtig sein und sie fangen an, das zu begreifen. Man wird in nächster Zukunft nicht wie heute Franzosen gegen Engländer, Italiener gegen Deutsche, Ungarn gegen Russen einander gegenüber sehen; sondern vielmehr Arbeiter gegen Arbeitgeber, Bergleute gegen Bergwerksbesitzer, Weber gegen die Spinnereibesitzer etc. Das Aussehen der Welt wird ein verändertes sein. Es wird immer der Kampf sein, diese notwendige Lebensbedingung, aber nicht mehr dieser blödsinnige grausame Kampf wie im Kriege.

Suchen wir nicht die Tiefen der Zukunft zu ergründen. Nichts gestattet uns in unserer geistigen Beschränkung sie zu erkennen. Wir haben nur beweisen wollen, daß die Föderation von Europa, weit davon ein chimärenhafter Einfall zu sein, oder eine bloße Hoffnung, eine lebendige Wahrheit ist. Es handelt sich hier nicht um die — wenn auch nahe — Zukunft; es handelt sich um die Gegenwart, um konkrete Tatsachen, die uns umgeben. Da ist nichts vor auszusehen, sondern es ist schon zu sehen. Es sind Wirklichkeiten, die über uns herrschen.

Die vollkommene intelligente Einigkeit und angedeutete politische Einigkeit, die soziale Einigkeit, kräftig ausgebildet in ihren ersten Grundlagen; das ist der gegenwärtige Zustand Europas.

Wird die Einigung noch weiter gehen?

Sollen wir es hoffen oder befürchten?

5. Die Etappen der Föderation.

Die erste und größte Wohltat der Föderation wird sein, die Kriege fast unmöglich gemacht zu haben. Wir sagen **fast** unmöglich, denn auch zwischen föderierten Staaten kann, wie unter den von einander unabhängigen, Krieg entstehen. Es kann vorkommen, daß einer der verbundenen Staaten sich den Gesetzen der Union nicht fügen will. Die amerikanischen so gut wie die Schweizer Föderationen haben solche Krisen durchzumachen gehabt.

Die intern. Schiedsgerichtsbarkeit kann solche Zerklüftungen, wahre Bürgerkriege, nicht verhindern. Eine sehr nahe Zukunft wird das Ende der Internationalkriege der Raub- oder der Gleichgewichtskriege erleben, wie solche der Vergangenheit geläufig waren. Aber trotz all meines Optimismus, könnte ich nicht angeben, durch welches Mittel die Bürgerkriege mit aller Sicherheit zu vermeiden wären.

Auf jeden Fall, wenn unglücklicherweise ein Krieg ausbräche, so wird er das Land nicht durch seine schmerzlichen Vorbereitungen erschöpft haben. Es wäre ein zufälliges nicht abzuwendendes Ereignis und hätte den Charakter eines unvorhergesehenen, vorüberziehenden Elementarunglücks; es wäre nicht, wie jetzt, ein chronisches, eingewurzelttes Übel, das Einrichtungen und Sitten untergräbt, das das Leben schon an der Quelle versiegen macht und das alles beherrscht. Heute sind wir für den Krieg und das Elend organisiert. Morgen, mit der Föderation Europas, werden wir für Glück und Frieden organisiert sein.

Die Vorteile eines dauernden, sichergestellten, entgeltigen Friedens sind so groß, daß alle übrigen glücklichen Folgen der Föderation gegen eine solche Wohltat erblassen. Man kann sich fragen, ob, nachdem der Friede einmal durch den Gerichtshof sichergestellt sein wird, Europa auf dem Wege der Staatenvereinigung noch weiter schreiten sollte.

Sind die Internationalkriege unmöglich geworden, die wirtschaftlichen Kriege durch Aufheben des Einfuhrverbotes, der Schutz- und Handelszölle endgiltig unterdrückt; wenn die Lebensmittel-, die Handels- und Industrieprodukte frei von einem Ende Europas zum andern zirkulieren können, dann wird bei diesem neuen und wahrhaft glücklichen Stand der Dinge, die politische Föderation, d. h. die administrative und juridische Einigkeit nur mehr von sekundärem Interesse sein; denn nicht durch noch so weise Regelung und Institutionen wird die geistige Einigung vollzogen, sondern durch die fortschreitende und methodische Entwicklung der menschlichen Intelligenz — ich möchte fast sagen der menschlichen Rasse. Die Mannigfaltigkeit der Regierungen wird die Menschen keineswegs hindern, sich zu dem Werke der gemeinsamen Befreiung zusammenzuschließen.

Wenn auch nur sekundärer Art, so sind die Vorteile einer politischen Föderation dennoch nicht zu unterschätzen. Alle jene intern. Einrichtungen, die wir im vorhergehenden Kapitel aufzählten, sind noch ziemlich unvollkommen, sind mehr Entwürfe als Wirklichkeiten, mehr verkündete als angewandte Reformen, so daß es nötig ist, ihnen einen kräftigen Vorstoß zu geben, um sie der Anwendung im täglichen Leben zugänglich zu machen. Dies wird das Werk einer großen intern. Volksvertretung sein, eines Parlamentes, daß für die Entwicklung der Menschheit zu sorgen hat. Nun, da man nicht verlangen darf, alle Fortschritte mit einem Schlage und überall zugleich zu erobern, so wird das intern. Parlament zuerst ein europäisches sein müssen. Man wird bemerkt haben, daß wir ein geeinigtes Europa ins Auge gefaßt, und nicht Europa, Asien und Amerika vereint. Es ist evident, daß die erste tatsächliche Föderation eine europäische sein wird, der großen anderen Föderation Amerika gegenübergestellt, die sich vorbereitet. Später werden gewiß Europa, Amerika und Asien zu **einer** Föderation zusammentreten, die alle Menschen umfassen wird. Aber jeder Tag hat seine Plagen; und jedes Jahrhundert seine Aufgaben. Fangen wir mit dem an, was das dringendere und leichtere ist, mit der Union der Nationen von Europa.

Übrigens ist jene Einigung nur wünschenswert um die Einigkeit der geistigen Bestrebungen zu festigen. Schließlich ist es nicht von Belang, daß die Gassen nach demselben Muster erbaut, die

Briefmarken von derselben Farbe seien und daß die gleichen Steuerlisten von derselben Steuerbehörde an alle Bürger Europas gesendet werden. Die Eintönigkeit eines großen administrativen Mechanismus ist weder zu bewundern, noch zu wünschen. Aber für gewisse Werke ist die Einigkeit der Bestrebungen unentbehrlich. Obwohl das Genie der Einzelnen stets das Element des Fortschritts ausmacht, so gibt es doch die manigfaltigsten Eroberungen auf wissenschaftlichem und industriellem Gebiete, die durch Männer ausgeführt werden können, welche nicht genial sein müssen, aber zahlreich, damit sie mit vereinter Kraft und unterstützt durch machtvolle internat. Einrichtungen, solche Fortschritte verwirklichen. Der Kampf gegen Elend und Unwissenheit, gegen Laster und Krankheit kann nur mit Hoffnung auf Erfolg geführt werden, wenn die Institutionen, die mit solchen edlen Kriegsunternehmungen betraut werden, möglichst machtvoll sind. Und von nun an liegt die Macht nur mehr im internationalen Zusammenschluß der Bestrebungen.

Würde ich mich hinreißen lassen, Dinge voraussagen, die vielleicht auch die Enkel meiner Enkel noch nicht erleben werden, so würde ich sagen, daß eine intern. Weltsprache eine der notwendigsten Dinge sein werde, mit denen sich die Zukunft beschäftigen wird. Die Sprachenverwirrung — als der Turmbau zu Babel umgestürzt worden ist — war das größte Unheil für die Menschheit.

Doch lassen wir das. Bleiben wir bei den Realitäten von heute und überblicken wir die verschiedenen Phasen des Fortschrittes, die sich vor unseren Blicken vorbereiten.

1. Zuerst und vor allem andern, die Aufhebung der internationalen Kriege durch die Einsetzung der Schiedsgerichtsinstitution.

2. Die Unmöglichkeit (oder unendliche Erschwerung) der Kriege wird notwendig zur Abrüstung führen. Infolge dessen: Ende des militärischen Régimes, Verminderung der Steuerlasten, Verbesserung aller Lebensbedingungen.

3. Die abrüstenden Nationen, zuerst durch juristische Bündnisse geeinigt, werden sich hierauf durch politische Bande verbinden, dank einem Zentralparlament, das, zuerst ausschließlich

ein europäisches, sich später über die Nationen des Erdballs erstrecken wird.

4. Dann wird man das Ende des Schutzzollsystems erleben, welches 1000 Menschen schädigt um 10 anderen einen Vorteil zu bringen. Also freie Konkurrenz zwischen den Einzelindividuen und zwischen den Völkern.

5. Die frei und unabhängig gewordenen Nationen werden ihre Bemühungen vereinigen zu gemeinschaftlichen nützlichen Werken, zum Besten der ganzen Menschheit. Und die Eroberungen auf dem Gebiete des Wissens werden, täglich wachsend, dank dieser fruchtbaren Einigung nach und nach den dichten Nebel der Unwissenheit zerstreuen, der uns noch immer mit Finsternis umgibt.

Vielleicht liegt einige Naivität darin, von diesen künftigen Errungenschaften zu sprechen. Wenn man einen Bau aufrichten will, muß man damit beginnen, die Grundfesten zu graben. Diese großartige Entfaltung der Menschheit, die wir in unseren Träumen erblicken, setzt vor allem und zuerst das Ende der Kriege und der militärischen Einrichtungen voraus.

Wir haben gesehen, daß die Vollbringung dieses edlen Zerstörungswerkes möglich, leicht, ja sogar nahe bevorstehend ist. Es genügt, zuerst darüber nachzudenken und dann ernstlich zu wollen. Werden die Menschen es wagen, nachzudenken und zu wollen? . . .

Der Krieg ist nichts weiter als eine veraltete und wenig achtungswürdige Tradition; er ist eines jener Überbleibsel von Barbarei, die wir alle in uns herumtragen; denn nur eine kurze Spanne trennt uns von der Zeit, da die Menschen wilde Tiere waren. Unsere Zivilisation, die noch auf Grundlagen des Krieges beruht, ist also ehrliche Wildheit; und der gute Wille aller denkenden Menschen muß auf ihre Wandlung gerichtet sein.

Sicherlich, das Endresultat wird stets dasselbe sein; denn es ist nicht einen Augenblick zu bezweifeln, daß der Krieg nicht mehr Jahrhunderte und Jahrhunderte hindurch unausgesetzt den Fortschritt und das Lebensglück der Menschheit verhindern wird. Es ist Gewißheit, absolute Gewißheit, daß ein Tag erscheint, an dem dieser kolossale Widersinn unmöglich sein wird. Aber wenn

auch das Endresultat jedenfalls das gleiche sein wird, so können wir den Augenblick seines Eintrittes durch unsere Bemühungen ebenso gut aufhalten, wie beschleunigen. Indem wir für den Frieden kämpfen, können wir eine oder zwei Generationen vor dem Kriege bewahren.

Das ist fürwahr eine edle Aufgabe und es will mir scheinen, daß jeder rechtschaffene Mensch sich kaum eine schönere wählen kann.





Epilog.

Die Bestimmung der Menschen wird immer das große Geheimnis bleiben. Weshalb erscheint er, flüchtig und gebrechlich, auf diesem Staubkörnchen, das wir Erde nennen? Weshalb ist ihm das Bewußtsein des Schmerzes gegeben? Wozu diese Myriaden menschlicher Wesen, die leben, leiden und sterben müssen, um Nachkommen zu schaffen, die wieder leben, leiden und sterben werden? Da bald — in einigen Millionen von Jahrhunderten — auf dem erkalteten Erdball alles Leben verschwinden wird, wozu Leben überhaupt? Wozu das Denken? Wozu das Leiden?

Doch solche Fragen sind müßig; sie werden ewig ohne Antwort bleiben.

Es handelt sich nicht darum, unlösbare Rätsel zu lösen, sondern sich mit der Frage des menschlichen Daseins zu beschäftigen, auf das wir in unserer geistigen Beschränktheit bloß zwei bis drei Jahrhunderte vorwärts und dreißig bis vierzig rückwärts blicken können.

In dieser kleinen Welt, dem Atom im Raum, Atom in der Zeit — da haben wir etwas zu vollbringen.

Es ist gleichgiltig, weshalb wir sind, woher wir kommen, wohin wir gehen. Leben müssen wir und unsere Söhne und Enkel und die Enkel unserer Enkel. Forschen wir nicht weiter. Wir würden es ja doch nicht begreifen.

Doch das eine ist uns völlig klar: daß diese Alle leben und glücklich leben sollen. Sogar, ohne daß es streng bewiesen wäre, empfinden wir ganz deutlich, daß es für jeden von uns eine zwingende Pflicht gibt: das ist, unseren Menschenbrüdern Leiden zu ersparen. Den gegenwärtigen und zukünftigen Geschlechtern

ein weniger schmerzvolles Dasein zu schaffen; das ist das zwingende und allgemeine Gesetz, das das Gewissen einem jeden gebietet. Es gibt kein anderes.

Und darum wurde das vorliegende Buch geschrieben.

In unserer menschlichen Gesellschaft herrscht ein althergebrachtes und furchtbares, zudem auch widersinniges Übel: es ist der Krieg. Durch den Krieg schmachtet die arme Menschheit unter unzähligen, unerschöpflichen Leiden. Der Krieg schafft Witwen und Waisen, der Krieg macht Invaliden und Bettler. Ohne Krieg würde das menschliche Leben zwar nicht in den idyllischen Wonnen eines lächerlichen goldenen Zeitalters schwelgen; aber es gäbe weniger Tränen, weniger Elend, weniger Schmerzen.

Wohlan denn, um die Schwere unseres harten Daseins einigermaßen zu erleichtern, ist vor allem eine ernste Reform anzubahnen: der Krieg muß abgeschafft werden.

Es heißt, die Gesellschaft sei zivilisiert. Das ist ein Irrtum. Sie ist militarisiert. Und eine militarisierte Gesellschaft ist eine barbarische und dieses Barbarentum ist es, daß das erste Hindernis menschlicher Glückseligkeit bildet.

Ich habe nachzuweisen versucht, daß mit einer geringen Anstrengung alle Kriege von nun an unmöglich gemacht werden könnten. Endlich! — Die Menschen haben genug gelitten, um den Entschluß zu fassen, nicht länger zu leiden. Überdies ist das, was dabei das schwierigste gewesen, durch unsere Vorkämpfer schon vollbracht worden. Uns ist es vorbehalten da zu ernten, wo sie gesät.

Machen wir die Schiedsverträge, die bereits geschlossen wurden, obligatorisch — das ist alles.

Diese Reform ist so leicht, so geringfügig, daß man sich wundert, sie nicht schon längst durchgeführt zu sehen und man ist ebenso sehr verwirrt von der Größe des Ergebnisses, als von der Unbedeutenheit der Anstrengung, die es erfordert.

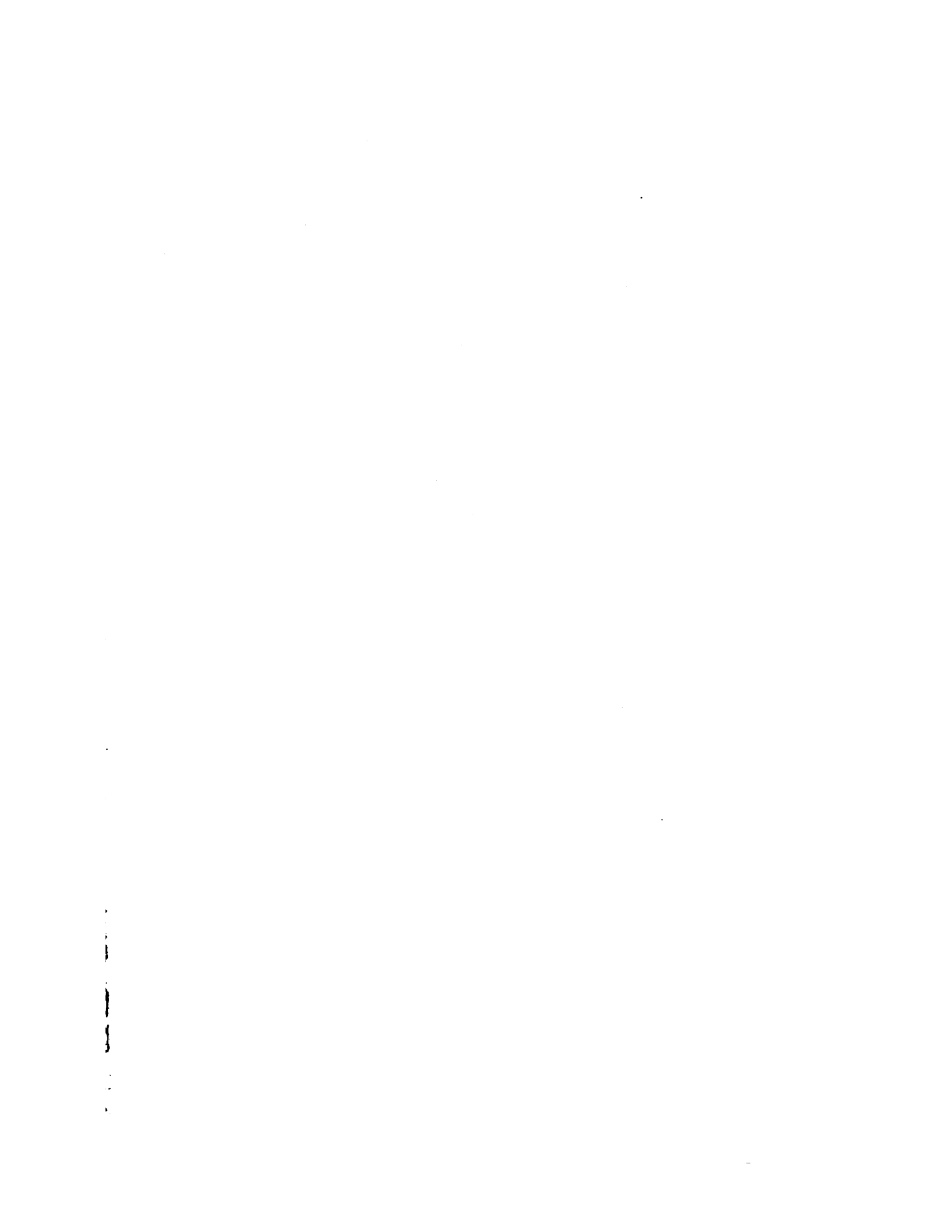
Wir stehen noch im Zeitalter des Eisens. Morgen, wenn die Geißel des Militarismus und des Krieges nicht länger das Weltgewissen belasten wird, werden andere Zeitalter heranbrechen. Welche? — Glücklicherweise bewahrt die Zukunft ihre Geheimnisse.

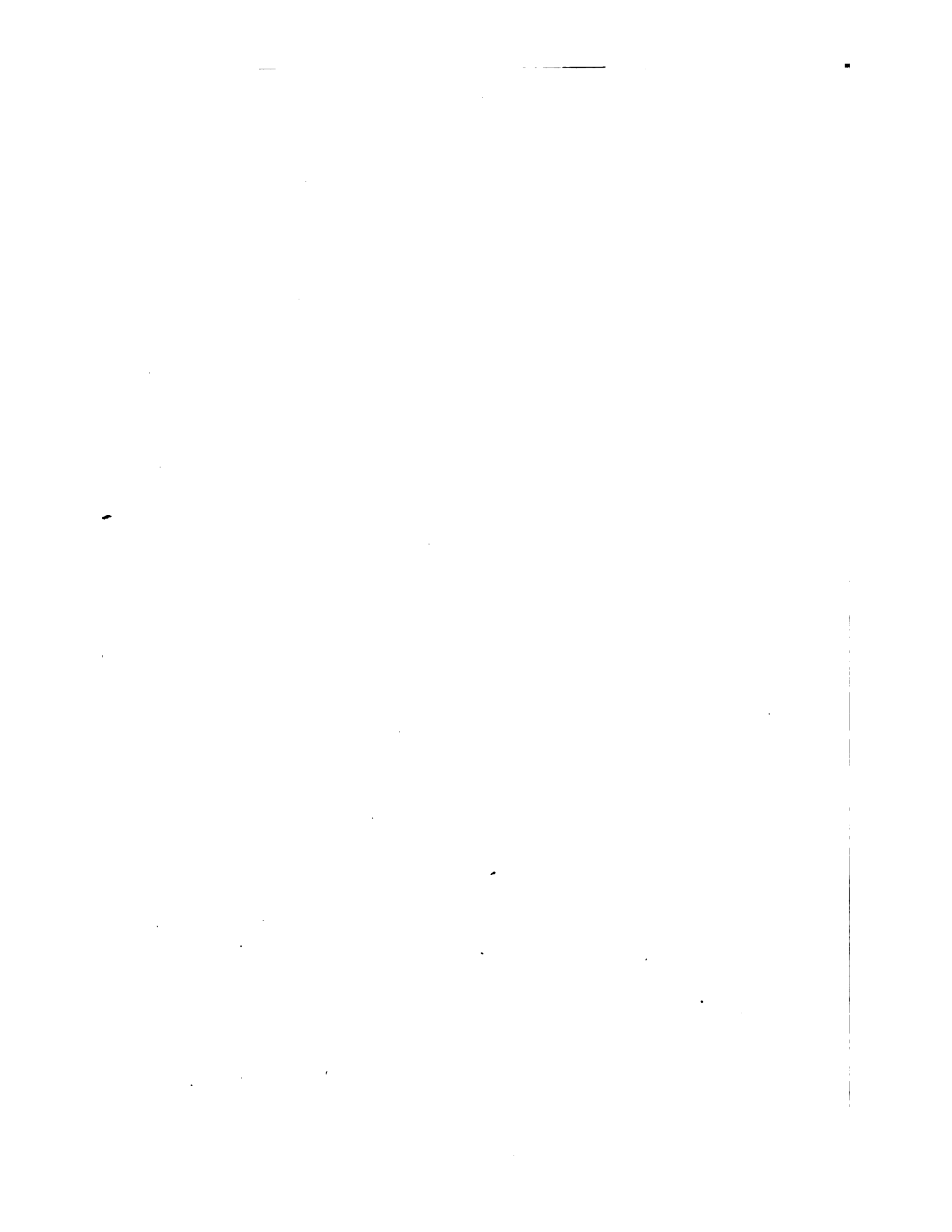
Immerhin ist es uns gegönnt, vorzusehen, daß die Wissenschaft den Menschen ans Wunderbare grenzende Überraschungen vorbehält. Sie ist eben erst in ihren Anfängen; aber diese Anfänge gestatten uns, vorzuzahlen, was sie uns eines Tages wird schenken können. Die Wissenschaft ist es allein, die der gegenwärtigen und zukünftigen Menschheit einen kleinen Teil des Glückes bringen kann, jenes Glückes, nach dem wir verlangen, für uns selbst und für andere. Dichte Wolken der Unwissenheit umgeben uns noch von allen Seiten. Alles ist dunkel, unbekannt und verwirrend. Die Wissenschaft wirft schon hie und da auf dieses Nebelmeer einen Lichtschein und das genügt, um uns aus Sklaven der Materie zu ihren Beherrschern zu machen. Da gibt es gleich weniger Jammer, weniger Unglück, weniger Unwissenheit unter uns.

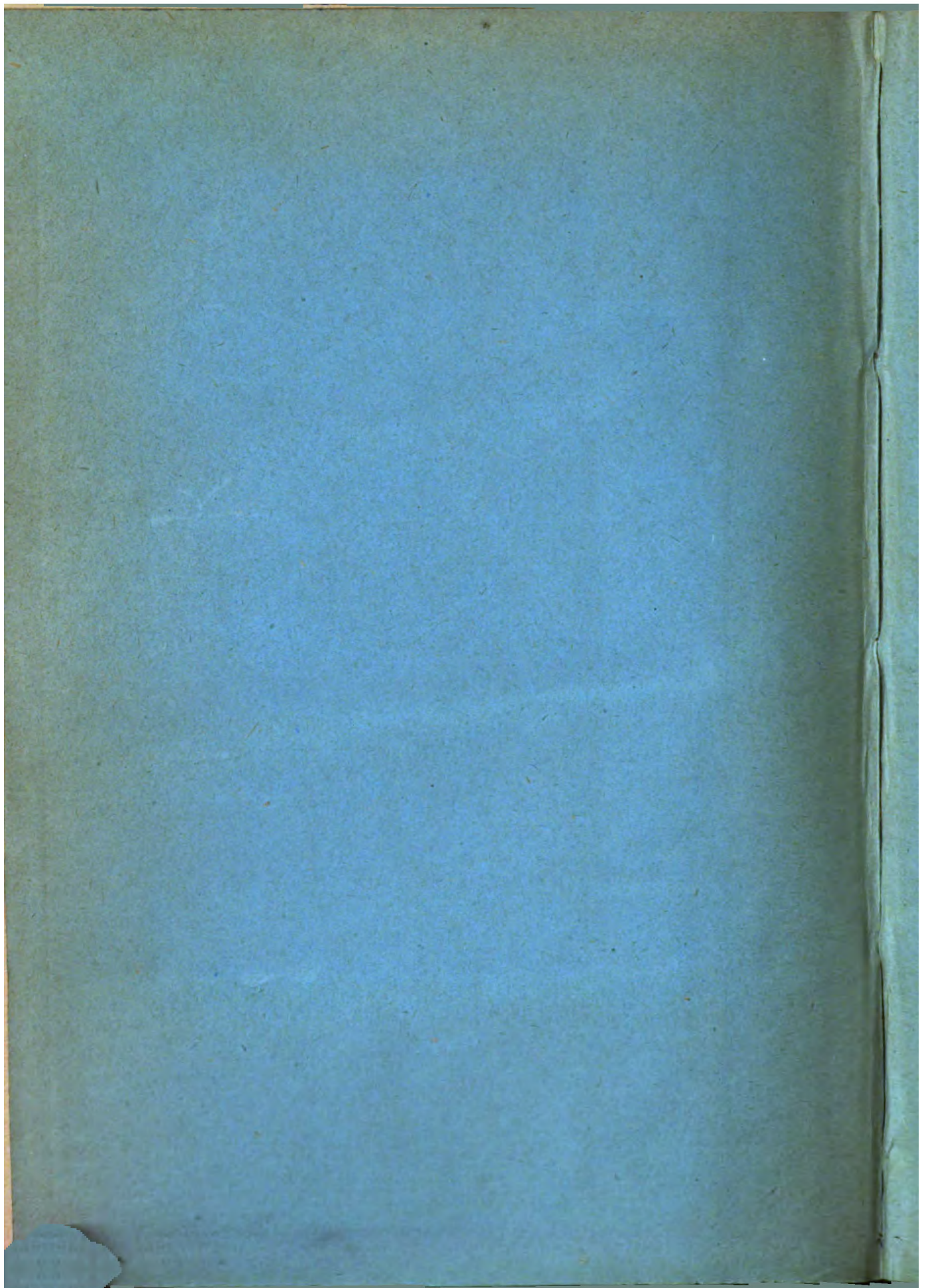
Seit 6000 Jahren hat die menschliche Gesellschaft für den Krieg gelebt; seit 6000 Jahren haben die Menschen dem Kriege alle ihnen zu Gebote stehenden Hilfsmittel des Geistes, der Tatkraft, des Fleißes, aufgeopfert.

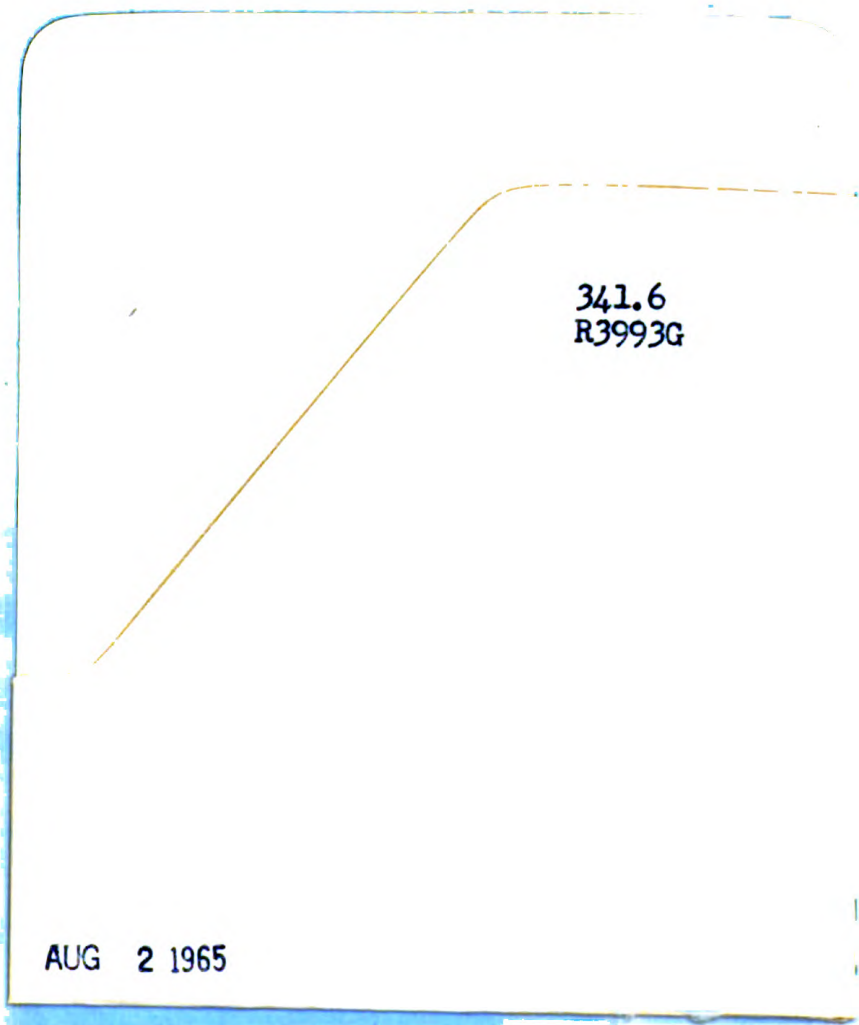
Die Wissenschaft mußte sich mit Überresten begnügen. Von nun an aber müssen die Menschen für die Wissenschaft alles hingeben, was sie bisher den Kriegen geweiht.

E n d e.










UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils
341.6 R3993G
Richtel, Charles Robert, 1850-1935.
Die vergangenheit des krieges und die zu



3 1951 001 564 023 2


Minnesota Library Access Center
9ZAR03D05S11TKA